This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

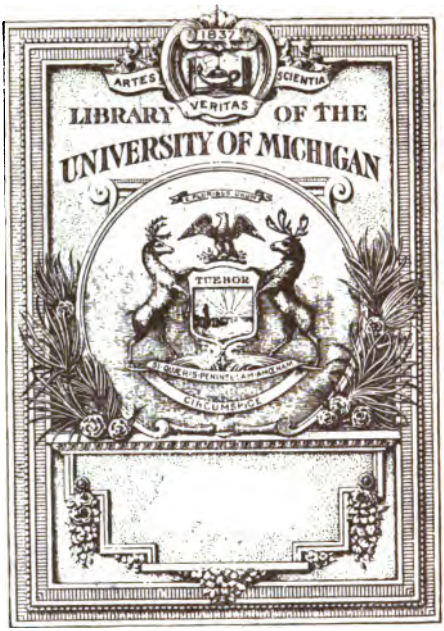
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



THE GIFT OF
Prof. Alex. Ziwet

T. Dellmann
1849.
124. e.
Alexander Ziwet
DD
421
.K92

Fac Simile

Friedrich Wilhelm III.

Schandau den 3. August
1839.
Abends 7 Uhr.

[illegible] Dank. liebe Auguste, für
[illegible] freundlichen Zeilen u. für
[illegible] Liebe u. Güte welches Sie
[illegible] betreffs meines Geburts-
[illegible] enthalten. Von Tetschen,
[illegible] gespeist, langten wir
[illegible] Abend nach einer 2½
[illegible] Fahrt, zu Wasser,
[illegible] das Wetter war zum

Friedrich Wilhelm III.

Sein Leben, sein Wirken
und
seine Zeit.

Ein Erinnerungsbuch
für
das preußische Volk,

von

J. C. Kretzschmer,
Königl. Regierungsrath, Ritter des eisernen Kreuzes ꝛc. ꝛc.

Zweiter Theil.

Mit 32 Portraits und Fac-Simile.

Danzig, 1842.
Verlag von Fr. Sam. Gerhard.

Erster Abschnitt.

Preußens Wieder-Erwachen und der Befreiungs-Krieg.

Das Schicksal der französischen Armee war bald überall im Preußischen Lande bekannt, denn Jeder beeiferte sich, es dem Andern mitzutheilen, und hieran neue Hoffnungen für die Rettung des Vaterlandes zu knüpfen. Das Reich des Schreckens war zerstört, die unnatürlichen Bande, welche Frankreich und Preußen vereinigt hatten, waren durch York gesprengt. — Inzwischen kamen die Trümmer der französischen Armee selbst zurück, und suchten Zuflucht in den festen Plätzen. Jetzt ward erst die Zerstörung augenscheinlich, welche dieses stolze Heer, das mit einer halben Welt es aufnehmen zu wollen und zu können schien, erlitten hatte. — Mit erfrorenen Händen, Füßen und Gesichtern, ohne Waffen, die Füße in Lumpen gehüllt, mit Weiber-Mänteln und Röcken, alten Decken, und Fragmenten von Schaafpelzen behangen, einzeln und ohne Anführer, kaum im Stande

376917

sich fortzuschleppen, erschienen die ehemals siegreichen Krieger Napoleons, welche im glänzendsten Waffenschmucke ausgezogen waren, um Rußland zu bekämpfen. Sie, denen sonst das Beste nicht genügte, bettelten nun um ein Stück Brod und um Obdach. Aber diese mitleidswerthen Trümmer hörten nicht auf, noch weiter das Unglück zu verbreiten, und Tod und Verderben zu bringen. Hunger, Kummer, und die Entbehrung jeder Bequemlichkeit hatten bei ihnen ein gefährliches Nervenfieber (den Typhus nervosus) erzeugt, und wohin diese zerstreuten Banden sich wandten, da wurden auch die Bewohner der Städte und Dörfer von ihnen angesteckt. Viele tausend Preußen raffte die fürchterliche Krankheit hin, welche verderblicher war, und sicherer den Tod brachte, als die Pest. —

Noch war das Land von den Franzosen besetzt, und der König mußte äußerlich den Schein zeigen, als ob er Yorks kühne That mißbillige. — In dem Berichte, den der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten an den Kaiser abstattete, und in dem Beschlusse, den der Senat faßte, um zur Verfügung des Kaisers die zur Wiederherstellung des Heeres nöthige Zahl von Rekruten zu stellen, ward sie als Feigheit, schändlicher Verrath und Treulosigkeit bezeichnet, und sogar lächerlicher Weise behauptet, daß blos hiedurch die große Armee, welche aber damals gar nicht mehr vorhanden war, gezwungen

worden sei, das Land zwischen dem Niemen und der Weichsel zu verlassen. —

Der König befand sich in einer bittern Verlegenheit; denn konnte Napoleon bei seinem mißtrauischen Charakter nicht leicht ihn des Einverständnisses mit York beschuldigen? und konnte dieses nicht ihm und dem ganzen Lande verderblich werden? — Die Franzosen waren noch immer stark genug um das Land verheeren zu können. Daher mißbilligte er durch einen förmlichen Armee-Befehl den gethanen Schritt, versagte der zwischen York und Diebitsch geschlossenen Konvention seine Zustimmung, nahm ersterem das Kommando, welches er auf Kleist übertrug und forderte ihn vor ein Kriegsgericht. Ebenso ward Massenbach abgesetzt; das Hülfs-Corps dem Oberbefehl des Königs von Neapel übergeben, und der Fürst Hatzfeld an Napoleon gesandt, mit dem Erbieten, dasselbe, wenn es möglich wäre solches zurück zu ziehen, mit 10,000 Mann zu verstärken, sonst aber andere 20,000 Mann zu seiner Disposition zu stellen. York behauptete, jene Kabinets-Ordre, welche ihn von dem Kommando entsetzte und vor ein Kriegs-Gericht rief, niemals erhalten zu haben, und blieb daher bei dem Corps, welches er täglich verstärkte und nach wie vor befehligte. Es wurden nun, anscheinend in Gemäßheit des dem Kaiser gemachten Erbietens, große Rüstungen angeordnet. Auch ein Gesetz vom 19. Januar 1813, welches den Zweck derselben dahin angab:

daß die gefahrvolle Lage, in welche der Krieg zwischen Rußland und Frankreich den Staat versetzt hätte, zu Maaßregeln auffordere, durch welche die Vertheidigung des Vaterlandes bewirkt, seine Selbstständigkeit erhalten, und das Wohl der Unterthanen behauptet werden könne,

ward 10 Millionen Thaler in Tresorscheinen ein gezwungener Cours gegeben und zu deren Einlösung eine neue Vermögens- und Einkommenssteuer angeordnet. —

Gern hätte schon damals ein jeder Preuße auf die Franzosen losgeschlagen, und die aus Rußland zurückkehrenden Reste der französischen Armee vollends vernichtet; allein der König gestattete solches nicht; es schien ihm unedel, den wehrlosen Feind zu tödten. Am 22. Januar 1813 begab sich unerwartet der König mit sämmtlichen Prinzen und dem ganzen Hofe nach Breslau, und es erschien eine Bekanntmachung von Seiten des Staats-Kanzlers, der dem Könige bald folgte, nach welcher in Berlin

für die Zeit der Abwesenheit des Königs und des Staats-Kanzlers eine Ober-Regierungs-Commission, bestehend aus den Geheimen Staats-Ministern von der Golz und Kircheisen, und den Geheimen Staats-Räthen, General Major v. Lottum, von Schuckmann und v. Bülow niedergesetzt ward. Diese sollte in des Königs Namen in den Fällen entscheiden und die nöthigen Verfügungen treffen, welche keinen Anstand erlitten, und worüber also

die Bestimmung des Königs nicht eingeholt werden konnte. —

Zwar versicherte der König noch immer öffentlich, daß er die aufrichtigste Anhänglichkeit an Frankreich hege, zwar erschienen Verordnungen, welche das Volk ermahnten, sich in jeder Hinsicht so gegen die Franzosen zu benehmen, wie es gegen Bundesgenossen geziemend sei, und das freundschaftliche Verhältniß mit Napoleon, dessen Gesandter, Graf Marsan, dem Könige nach Breslau folgen würde, erfordere. Die Franzosen wurden wirklich getäuscht, denn sie glaubten, daß alle Rüstungen zu ihren Gunsten und gegen Rußland gerichtet wären; aber jeder Preuße wußte, wem es galt. Er zweifelte nicht an den wahren Gesinnungen des Königs, wenn auch dieser sie noch nicht hatte laut werden lassen. Daher ward jedes Opfer mit Freudigkeit gebracht, es war eine ungeheure Aufregung im Volke. Man konnte aber auch nicht getäuscht werden, denn bald versammelten sich Männer in Breslau, deren entschiedener Franzosenhaß bekannt war; Blücher in stiller Zurückgezogenheit in Stargardt lebend, entweder den kindischen Greis spielend, oder wirklich von Krankheit aufgerieben, (denn seine Handlungen waren dort von der Art, daß man ihn nur für einen halb Wahnsinnigen oder wenigstens Gemüthsschwachen halten konnte), ermannte sich plötzlich, verschwand aus Stargardt, und trat rüstig und kräftig in Breslau auf. Scharnhorst, welcher beim Ausbruch des Krieges mit Rußland, sich

vom Dienste zurückgezogen hatte, Gneisenau, der Vertheidiger Kolbergs, gleichfalls seit jener Zeit unthätig, Knesebek, der treue Freund des Königs, alle versammelten sich dort um seine Person. — Zwar verhandelte noch immer der Staats-Kanzler mit dem französischen Gesandten, St. Marsan, und dieser ward dergestalt von ihm getäuscht, daß er, als der Aufruf der Freiwilligen bereits erlassen war, noch an seinen Kaiser berichtete, daß an der Treue und aufrichtigen Anhänglichkeit des Preußischen Kabinets an der Sache Napoleons nicht zu zweifeln sei. Zwar versicherte von Krusemark in Paris noch immer, daß die Rüstungen allein für Napoleon geschähen, und das geschlossene Bündniß nicht gebrochen werden würde, aber eben so häufig gingen auch Briefe an Alexander und kamen von ihm zurück.

Die Stimme des Volks ward jetzt so laut, und mahnte den König so dringend, entschiedene Schritte zu thun, daß dieser nicht mehr umhin konnte, den Wünschen desselben nachzugeben. Am 3. Februar erschien der Aufruf zur Bildung von Preußens freiwilligen Jägern. Die Blüte der gebildeten Stände, welche damals noch nicht militairpflichtig waren, sollte sich selbst equipiren, bewaffnen und in Abtheilungen zusammen treten, von welchen jedem Bataillon, und jedem Cavallerie-Regiment eine beigeordnet werden würde. Bei welchem Truppentheil ein jeder eintreten wolle, blieb seiner Wahl freigestellt. Diese Jäger sollten frei vom Festungsdienste, von Es-

corten des Gepäckes und der Zufuhr sein und nur im Felde dienen. Sie durften sich ihre Offiziere selbst wählen, und es sollte auf ihre Beförderung nach beendetem Kriege vorzugsweise Bedacht genommen werden. Wenige Tage später am 9. Februar erfolgte eine Verordnung, welche alle bisherigen Befreiungen vom Kriegs-Dienste mit sehr wenigen Ausnahmen aufhob und die ganze junge Mannschaft vom 17. bis zum 24. Jahre zu den Waffen rief. Jeder sollte sich binnen acht Tagen über die Wahl eines Jäger-Detaschements, welchem er beizutreten wünsche, bei der Obrigkeit erklären, oder zu gewärtigen haben, daß er zu einer Truppen-Abtheilung einberufen werde und die Vorzüge der freiwilligen Jäger entbehre. —

Noch war der Zweck dieser Bewaffnung nicht ausgesprochen; es hieß in dem Aufruf vom 3. Februar:

> die eingetretene gefahrvolle Lage des Staats erfordere eine schnelle Vermehrung der vorhandenen Truppen, während die Finanzverhältnisse keinen großen Kosten-Aufwand erlaubten. Bei der Vaterlandsliebe und der treuen Anhänglichkeit an den König, welche die Bewohner der Preußischen Monarchie von jeher beseelt, und die sich in den Zeiten der Gefahr immer am lebhaftesten geäußert habe, bedürfe es nur einer schicklichen Gelegenheit, diesen Gefühlen und dem Durste nach Thätigkeit, welcher so vielen braven jungen Leuten eigen sei, eine bestimmte Richtung zu geben, um durch sie die Reihen der alten Vertheidiger des Vaterlandes zu

verstärken, und mit diesen in der schönen Erfüllung der ersten uns obliegenden Pflichten zu wetteifern. —

Die Franzosen waren immer noch ungewiß, warum diese Rüstung geschehe, aber die Preußen wußten es recht gut: denn wahrlich für die Franzosen wären nicht von allen Seiten tausende von jungen Leuten zusammen geströmt. Die Landstraßen waren mit freiwilligen Jägern bedeckt, die zu den gewählten Bataillons oder Cavallerie-Regimentern eilten. Auf allen Plätzen unter den Augen der Franzosen, übten sie sich in den Waffen; bald war kein grünes Tuch mehr zu haben, und keine Büchse mehr im Lande aufzutreiben. — Es war eine Rührigkeit in allen Provinzen, ein Enthusiasmus beseelte alle Herzen, als ob es einen heiligen Krieg gelte. Und der erwartete Kampf, konnte auch als ein heiliger bezeichnet werden; denn er war es, weil um die heiligsten Güter der Menschen, Freiheit, Selbstständigkeit, Vaterland und Ehre gekämpft werden sollte. — Von allen Seiten strömten unterdessen freiwillige Gaben zusammen, und schon am 5. März war der König durch die patriotischen und uneigennützigen Anerbietungen des Kaufmannstandes zu baaren Darlehnen, und durch diejenigen der Repräsentanten des Landes in den Stand gesetzt, die zur Vertheidigung des Vaterlandes angeordneten Rüstungen zu bestreiten, ohne daß es des am 19. Januar befohlenen Zwangs-Courses der 10 Millionen Thaler Tresor-Scheine bedurfte. Gold und Silber, und baares Geld ward von allen

Seiten auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt, selbst die goldenen Trauringe wurden gegen eiserne vertauscht, welche auf der äußern Seite die Umschrift führten „Gold gab ich für Eisen hin.“ Frauen lieferten ihren Schmuck, Kinder boten ihre Sparbüchsen und selbst die ärmste Dienstmagd brachte einige Groschen von ihrem kargen Lohne als ein Opfer für das geliebte Vaterland dar. — Statt der zwölf Feld-Regimenter Infanterie, aus welchen damals die Preußische Armee nur bestand, wurden aus den bereits eingeübten Kämpfern auf einmal noch zwölfe errichtet, die den Namen Reserve-Regimenter erhielten. Zugleich ermächtigte der König die Majors von Lützow, Sarnowsky und Petersdorf ein Frei-Corps zu bilden, jedoch unter der Bedingung, daß die Truppen sich selbst kleiden und bewaffnen müßten. So entstand Lützows schwarze Schaar, in welcher die edelsten und gebildetsten Männer des Landes, Studenten, Gelehrte und Professoren, hohe und niedere Beamte, selbst Geistliche und Schulmänner, die im Amte standen, traten, und zu deren Ausrüstung von allen Enden des Reichs reichliche Gaben herbeigeliefert wurden. —

Den National-Geist zu beleben, verordnete der König unterm 22. Februar das Tragen der National-Kokarde; diese sollte als Sinnbild von dem Panier des Vaterlandes Jeden an die strenge Erfüllung seiner Vaterlandspflichten erinnern. Bei jedem Vergehen, das von einer niedrigen Gesinnung zeigte, sollte daher auch auf den Verlust derselben von den Gerich-

ten erkannt werden, so daß dieses schöne Zeichen des Preußenthums nur von unbescholtenen Männern getragen werden dürfte *).

Unterm 27. Febr. hatte Hardenberg bereits ein Friedens und Allianz Vertrag mit Rußland abgeschlossen, in welchem Rußland mindstens 150,000 Mann, und Preußen 80,000 Mann ins Feld zu stellen versprach, und als dessen Zweck die Wiederherstellung Preußens mit den Kräften, welche es vor 1806 hatte, angegeben ward. Beide Mächte verpflichteten sich gegenseitig, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis dieses geschehen sei, weshalb auch Rußland alle Eroberungen die es in Deutschland machen werde, mit Ausnahme der Hannöverschen Staaten zu diesem Zwecke verwenden wollte. Unterm 7. März schloß man in Breslau bereits einen Vertrag über die Art und Weise wie die zu erobernden Länder verwaltet werden sollten, und daß man in denselben eine Linien-Armee, eine Landwehr und einen Landsturm zur Vertheidigung des Landes errichten wolle. Man beschloß ferner, die deutschen Fürsten und Völker zum Beitritt, um ihre Länder zu befreien, aufzufordern, und diejenigen Fürsten, welche sich diesem entziehen würden, mit dem Verlust ihrer Länder zu bedrohen. Diese Verträge blieben ein Geheimniß,

*) So ist es auch noch jetzt — aber leider wird die Kokarde so selten getragen, daß man äußerlich den unbescholtenen Mann von dem Verbrecher nicht mehr unterscheiden kann.

aber schon die Urkunde wegen Stiftung des eisernen Kreuzes vom 10. März 1813 zeigte öffentlich wohin die Rüstungen gerichtet waren.

Es heißt in derselben:

„In der jetzigen großen Katastrophe, — von welcher für das Vaterland Alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigkeit herabsank, bewährt den hohen Muth, welcher jetzt jede Brust belebt, und welcher nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren konnte." —

Der Orden des eisernen Kreuzes ward nur für diesen Krieg gestiftet. Er sollte zwei Klassen und ein Groß-Kreuz haben, die Militair-Ehrenzeichen ersetzen, und selbst an die Stelle des Ordens „pour le mérite treten. Die erste Klasse konnte nur derjenige erhalten, der das Kreuz der zweiten Klasse schon besaß, das Groß-Kreuz sollte aber nur für eine gewonnene Schlacht, für die Wegnahme einer bedeutenden Festung, oder für die anhaltende Vertheidigung einer solchen, die nicht in die Hände des Feindes fiele, ertheilt werden." —

Am 17. März endlich wurde der Zweck aller Anstrengungen, die Befreiung Preußens von dem Joche

der Franzosen, öffentlich ausgesprochen, — der König erließ den ewig denkwürdigen Aufruf:

„An mein Volk."

„So wenig für mein treues Volk, als für Deutschland bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt; klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. — Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. — Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbes und Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich meinem Volke Erleichterung zu bereiten, und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. — Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge, mehr noch wie seine Kriege, uns langsam verderben mußten. — Jetzt ist der Augenblick

gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört. — Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer, Ihr wisset was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wisset, was Euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. — Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich! Bleibt eingedenk der Güter, die unter Ihm unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. — Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen, und haben den Sieg errungen. — Erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer. — Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß, und nicht geringer sind die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unseres Bundesgenossen werden unsern redlichen Anstren-

gungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen, für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern und glorreichen Frieden und die Widerkehr einer glücklichen Zeit." —

Breslau d. 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Dieser Aufruf wird immer in den Herzen der Preußen wiedertönen, so lange noch einer lebt, der ein Zeuge jener großen Zeit war. Unglaublich war die freudige Aufregung, die er erweckte. Der Enthusiasmus des Volks sprach sich in Reden, in Liedern, in baaren Opfern, kurz überall da aus, wo er an den Tag gelegt werden konnte. — An demselben denkwürdigen Tage erschien auch die Verordnung

wegen Errichtung der Landwehr und des Land-Sturms, und hiemit war die allgemeine Volksbewaffnung, welche allein Preußen retten konnte und gerettet hat, angeordnet. Sie lautet:

„Ein vor Augen liegendes Beispiel hat gezeigt, daß Gott die Völker in seinen besondern Schutz nimmt, die ihr Vaterland in unbedingtem Vertrauen zu ihrem Beherrscher mit Standhaftigkeit und Kraft gegen fremde Unterdrückung vertheidigen.

„Preußen! würdig des Namens, theilt Ihr dies Gefühl! Auch Ihr hegt den Wunsch, von fremdem Druck Euch zu befreien. Mit Rührung werde Ich die Beweise davon gewahr, in dem Eifer, mit welchem die Jünglinge aus allen Ständen zu den Waffen greifen und unter die Fahnen Meines Heeres sich stellen; in der Bereitwilligkeit, mit welcher gereifte Männer, voll Verachtung der Gefahr, sich zum Kriegsdienst erbieten, und in den Opfern, mit welchen alle Stände, Alter und Geschlechter wetteifern, ihre Vaterlandsliebe an den Tag zu legen." —

„Ein mit Muth erfülltes Heer steht mit siegreichen und mächtigen Bundesgenossen bereit, solche Anstrengungen zu unterstützen. Diese Krieger werden kämpfen für unsere Unabhängigkeit und für die Ehre des Volkes. — Gesichert aber werden beide nur werden, wenn jeder Sohn des Vaterlandes diesen Kampf für Freiheit und Ehre theilt!" —

„Preußen! zu diesem Zweck ist es nothwendig, daß eine allgemeine Landwehr aufs Schleunigste errichtet, und ein Landsturm eingeleitet werde. — Ich befehle hiemit die erste, und werde den letztern anordnen lassen. — Die Zeit erlaubt nicht, mit meinen getreuen Ständen darüber in Berathung zu treten. Aber die Anweisung zur Errichtung der Landwehr ist nach den Kräften der Provinzen entworfen. — Die Regierungen werden selbige den Ständen mittheilen. Eile ist nöthig. Der gute Wille jedes Einzelnen kann sich hier zeigen. Mit Recht vertraue ich auf ihn." —

„Mein getreues Volk wird in dem letzten entscheidenden Kampfe für Vaterland, Unabhängigkeit, Ehre und eigenen Heerd, Alles anwenden, den alten Namen treu zu bewahren, den unsere Vorfahren uns mit ihrem Blute erkämpften." —

„Wer aber aus nichtigen Vorwänden, und ohne Mangel körperlicher Kraft sich Meinen Anordnungen zu entziehen suchen sollte, den treffe nicht nur die Strafe des Gesetzes, sondern die Verachtung Aller, die für das, was dem Menschen ehrwürdig und heilig ist, das Leben freudig zum Opfer bringen." —

„Meine Sache ist die Sache Meines Volkes, und Aller Gutgesinnten in Europa!" —

Gegeben Breslau d. 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Jeder Kreis und eben so die Städte Breslau, Berlin und Königsberg gestellten eine ihrer Bevölkerung gemäße Zahl wehrhafter Männer zur Bildung der Landwehr. Sie bestand aus Freiwilligen, und dann aus kräftigen Männern vom 17. bis 40. Lebensjahre, welche, wenn sich nicht Freiwillige genug fänden, das Loos nach den Jahren zum Eintreten bestimmen sollte; sie sollten theils zu Fuß theils zu Pferde dienen. Ihre einfache Bekleidung eine blaue oder schwarze Litevka mit einem Kragen von der Farbe der Provinz, und eine Mütze lieferten die Städte oder Kreise, Waffen und Schießbedarf reichte der Staat; die Pike, mit der die Kavallerie und das erste Glied der Infanterie bewaffnet werden sollte, (bald aber erhielt auch dieses Gewehre) besorgte der Kreis, eben so lieferte dieser die Pferde nebst Sattel und Zeug. Das Abzeichen des Landwehrmanns war ein weißes Kreuz an der Mütze, mit der Inschrift:

Mit Gott für König und Vaterland!

Zu seinem Heer sprach der König gleichfalls vertrauungsvoll:

„Vielfältig habt Ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. Der Augenblick ist gekommen! — Es ist kein Glied des Volks, von dem es nicht gefühlt würde. — Freiwillige eilen von allen Seiten, Jünglinge und Männer, zu den Waffen. — Was bei diesen freier Wille, das ist Beruf für

Euch, die Ihr zum stehenden Heere gehört. — Von Euch — geweiht, das Vaterland zu vertheidigen; — ist es berechtigt zu fordern, wozu jene sich erbieten. — Seht! wie so Viele alles verlassen, was ihnen das Theuerste ist, um ihr Leben, mit Euch, für des Vaterlandes Sache zu geben. — Fühlt also doppelt Eure heilige Pflicht! Seid Alle ihrer eingedenk am Tage der Schlacht, wie bei Entbehrung, Mühseligkeit und innerer Zucht. — Des Einzelnen Ehrgeiz — er sei der Höchste oder der Geringste im Heer — verschwinde in dem Ganzen. — Wer für das Vaterland fühlt, denkt nicht an sich. Den Selbstsüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem allgemeinen Wohl es gilt. — Diesem weiche jetzt Alles. Der Sieg geht aus von Gott! Zeigt Euch seines hohen Schutzes würdig, durch Gehorsam und Pflichterfüllung. — Muth, Ausdauer, Treue und strenge Ordnung sei Euer Ruhm. — Folgt dem Beispiel Eurer Vorfahren, seid ihrer würdig, und Eurer Nachkommen eingedenk. — Gewisser Lohn wird treffen den, der sich ausgezeichnet, tiefe Schande und strenge Strafe den, der seine Pflicht vergißt. — Euer König bleibt stets mit Euch, mit ihm der Kronprinz und die Prinzen seines Hauses. Sie werden mit Euch kämpfen. — Sie und das ganze Volk werden kämpfen mit Euch, und an unserer Seite ein zu unserer und zu Deutschlands Hilfe gekommenes,

tapferes Volk, das durch hohe Thaten seine Unabhängigkeit errang. Es vertraute seinem Herrscher; seinen Führern, seiner Sache, seiner Kraft — und Gott war mit ihm! So auch Ihr! denn auch wir kämpfen den großen Kampf für des Vaterlandes Unabhängigkeit, Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer sei unsere Losung!

Nun ward das ganze Land ein Arsenal und ein großer militärischer Uebungsplatz. Ueberall schmiedete man Piken, verfertigte man Uniformen, Patronentaschen, Sattelzeug; in allen Kreisstädten trat die Landwehr zusammen. Wenn es gleich in der Verordnung hieß, daß sie wöchentlich nur zweimal geübt werden sollte, so genügte ihr dieses nicht, — sie übte sich täglich mit einem unermüdlichen Eifer und großer Anstrengung.

Die Kontinental-Sperre ward unterm 20. März aufgehoben, und jetzt sandte England Waffen, Munition und Bekleidungs-Gegenstände. Es fiel hiebei das merkwürdige Versehen vor, daß die Uniformen, welche für die Guerilla's in Spanien bestimmt waren, nach Preußen kamen, und bald prangte der kastilianische Löwe an den spitzigen Hüten der aus Krämpern gebildeten Reserve-Regimenter, welche sich wunderlich genug in diesen spanischen Uniformen ausnahmen.

Die Begeisterung ward jetzt allgemein. Alle ergriff das Gefühl, das Vaterland zu retten oder in dem Kampf für dasselbe unterzugehen. Greise, Män-

ner, Jünglinge, von jedem Stande und jeder Beschäftigung, Beamte, Gelehrte, Kaufleute, Künstler und Handwerker, Bauern und Bürger griffen zu den Waffen, und schaarten sich zu den freiwilligen Jägern oder in die Landwehr. — Auch von fremden Ländern kamen viele, um mit Preußens Hilfe ihre Landsleute von dem unerträglichen Drucke der französischen Zwingherrschaft befreien zu helfen. — Die Hörsäle der Universitäten und die obern Klassen der Gymnasien wurden leer, denn Lehrer und Lernende gingen zum Heere; die Werkstätten der Handwerker und die Schreibstuben der Kaufleute blieben unbesucht, selbst Jungfrauen hüllten sich in Männer-Kleidung und griffen zur Büchse und zum Säbel. — Ohne Gram schieden die Söhne von den Eltern, die Männer von den Frauen, Brüder von den Schwestern, und Verlobte von den Bräuten, denn es galt das höchste Gut, die Freiheit. Kein Opfer, zu diesem Zwecke dargebracht, ward zu groß geachtet. —

Unter der Leitung der hochherzigen Prinzessin Mariane, Gemahlin des Prinzen Wilhelm, Bruders des Königs, bildeten sich die Frauen-Vereine, deren Zweck war, die Erkrankten und im Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes Verwundeten zu pflegen und heilen zu lassen. In allen Familien wurden zu diesem Zwecke Geldbeiträge gesammelt, Frauen und Jungfrauen zupften Charpie, nähten Binden, oder machten andere Arbeiten, die sie verkauften, und deren Ertrag sie den Frauen-Vereinen überwiesen. — Sie haben

unendlich viel Gutes gewirkt, und Tausende von Kriegern danken ihnen ihre baldige Wiederherstellung, und die schnelle Rückkehr zu neuen Kämpfen. —

Das preußische Volk legte eine Thatkraft, eine Regsamkeit, einen Eifer an den Tag, welcher ganz Europa in Erstaunen setzte. — Nur ein Gedanke beseelte Alle: Freiheit und Vaterland! —

Den Beamten, welche sich unter die Waffen begaben, — und es waren deren nicht wenige, — ward für die Dauer des Krieges die Fortzahlung des Gehalts zugesichert, und ihre Arbeiten mußten von den Zurückbleibenden übertragen werden. — Der König versuchte auch noch, ob wirklich die Begeisterung so allgemein und der Wille so rege war wie es schien. An einem Tage nämlich war das Gericht in dem ganzen preußischen Lande ausgesprengt, daß die Franzosen aus den Festungen hervorbrächen, in Vor-Pommern hieß es, sie kämen aus Hamburg und gingen nach Stettin, in Hinter-Pommern sie marschirten von Stettin nach Danzig, bei Danzig wiederum, sie wollten nach Stettin. Durch welches künstliche Mittel dieses Gericht überall im ganzen Lande an einem Tage verbreitet worden, ist dem Augenzeugen noch bis jetzt unbegreiflich! — überall hieß es, der Feind sei in der Nähe; da tönten in jeder Stadt und auf jedem Dorfe die Sturmglocken, jeder bewaffnete sich so gut wie er konnte, um den Feind anzugreifen, und zog aus, um ihn zu suchen. Man lief den Tag umher, und fand ihn nicht, sondern nur die Schaaren

aus den Nachbar-Dörfern und Städten, die sich erst Anfangs gegenseitig für den gesuchten Feind hielten, bis sie näher zusammen kamen und sich erkannten. — Freilich fielen hiebei auch einige unbedeutende Unordnungen vor, aber der König erhielt aus den übereinstimmenden Berichten aller Behörden die Ueberzeugung, daß die Aufregung keine erkünstelte, sondern es dem Volk wirklich Ernst war, alles für seine Rettung zu wagen.

So waren die Vorbereitungen zum Kriege. — Inzwischen rückten die Russen, doch nicht mit der Schnelligkeit und dem Nachdruck vor, wie es die Preußen wünschten. — Am 5. Januar hatten die Russischen Truppen Königsberg zur größten Freude der Bewohner besetzt. Die Franzosen zogen sich langsam zurück, räumten, die Festungen ausgenommen, das Land zwischen der Weichsel und Oder, nachdem noch die Sachsen bei Kalisch am 12. und 13. Februar eine harte Niederlage erlitten hatten; die Russen folgten und wurden mit Freuden überall empfangen.

Am 16. Februar folgte Czernitscheff mit einem Haufen Kosacken über die Oder, erschien am 20. vor Berlin und forderte vom Marschall Augerau, der hier befehligte, die Räumung der Stadt; der Parlamentair ward schnöde abgewiesen. Nun sprengten 80 Kosacken in die Stadt, durchstreiften die Straßen, entwaffneten Wachen, machten Gefangene, mußten aber, nachdem einige von ihnen verwundet waren,

dieſelbe wieder verlaſſen. Obgleich nun dieſer Streifzug von gar keiner Bedeutung war, ſo brachte er doch die Franzoſen in eine fürchterliche Verwirrung; Berlin ward förmlich in Vertheidigungs-Zuſtand geſetzt, Kanonen wurden aufgefahren, die Thore geſperrt und verrammelt; die Beſatzung blieb größtentheils unter den Waffen und bivouakirte auf den öffentlichen Plätzen. — Man ſah deutlich, daß die Franzoſen das Selbſtvertrauen verloren hatten. Bald kam der Vice-König von Italien an, und verſtärkte die Garniſon der Stadt, welche nun gegen einen Handſtreich geſichert war.

Am 15. März hielt Alexander an des Königs Seite den Einzug in Breslau. — Alle Herzen flogen ihm, dem Retter entgegen. — Sein ritterliches Benehmen belebte das Vertrauen, und ſeine ſichtbar freundſchaftlichen Verhältniſſe mit dem Könige erhöhten es. Das Licht der Freiheit, nach den ſo lange erduldeten Leiden ſchien mit ihm aufzugehen, und ſchwerlich ſind jemals für einen Monarchen ſo viele Segens-Wünſche, als für ihn zum Himmel geſtiegen. Noch einmal kehrte Alexander zu ſeinem Heer, deſſen Haupt-Quartier in Kaliſch war, zurück, und Fürſt Kutuſow der Smolenſker, der den Oberbefehl führte, erließ von dort aus den Aufruf an die Deutſchen in Alexanders und Friedrich Wilhelms Namen, worüber man in der oben erwähnten Konvention zu Breslau übereingekommen war. In einer ſchönen männlichen Sprache redet er ſie wie folgt an:

„Indem Rußlands siegreiche Krieger, begleitet von denen Seiner Majestät des Königs von Preußen, Ihres Bundesgenossen, in Deutschland auftreten, kündigen Seine Majestät der Kaiser von Rußland und Seine Majestät der König von Preußen den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit an. — Sie kommen nur in der Absicht, ihnen diese entwedeten aber unveräußerlichen Stammgüter der Völker wieder erringen zu helfen, und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reichs mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten. Nur dieser große, über jede Selbstsucht erhabene, und deshalb Ihrer Majestäten allein würdige Zweck ist es, der das Betragen Ihrer Heere geleitet und leitet. — Diese unter den Augen beider Monarchen von ihren Feldherrn geführten Heere vertrauen auf einen waltenden gerechten Gott, und hoffen vollenden zu dürfen, für die ganze Welt, und unwiderruflich für Deutschland, was sie für sich selbst zur Abwendung des schmachvollen Jochs so rühmlich begonnen. — Voll von dieser Begeisterung rükken sie heran. Ihre Losung ist Ehre und Freiheit. — Möge jeder Deutsche, der des Namens noch würdig sein will, rasch und kräftig sich anschließen, möge jeder, er sei Fürst, er sei Edler, oder stehe in den Reihen der Männer des Volks, den Befreiungs-Planen Rußlands und Preußens

beitreten mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben. — Diese Gesinnungen, diesen Eifer glauben Ihre Majestäten, nach dem Geiste, welcher Rußlands Siege über die zurückwankende Weltherrschaft so deutlich bezeichnet, von jedem Deutschen mit Recht erwarten zu dürfen. — Und so fordern sie denn treues Mitwirken, besonders von jedem deutschen Fürsten und wollen dabei gern voraussetzen, daß sich keiner finden werde unter ihnen, der, indem er der deutschen Sache abtrünnig sein und bleiben will, sich reif zeige der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen. Der Rheinbund, diese trügliche Fessel, mit welcher der Allentzweiende das zertrümmerte Deutschland, selbst mit Beseitigung des alten Namens, neu umschlang, kann als Wirkung fremden Zwanges und als Werkzeug fremden Einflusses nicht länger geduldet werden; vielmehr glauben Ihre Majestäten einem längst gehegten, nur mühsam noch in beklommener Brust zurückgehaltenen allgemeinen Volkswunsche zu begegnen, wenn sie erklären, daß die Auflösung dieses Vereines nicht anders, als in ihren bestimmten Absichten liegen könne. — Hiermit ist zugleich das Verhältniß ausgesprochen, in welchem Sr. Maj. der Kaiser aller Reußen zum wiedergeborenen Deutschland und zu seiner Verfassung stehen

wollen. — Es kann dies, da Sie den fremden Einfluß vernichtet zu sehen wünschen, kein anderer sein, als eine schützende Hand über ein Werk zu halten, dessen Gestaltung allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheim gestellt bleiben soll. — Je schärfer in seinen Grundzügen und Umrissen dies Werk heraustreten wird, aus dem uneigenen Geiste des Deutschen Volks, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Deutschland wieder unter Europas Völkern erscheinen können. — Uebrigens werden Sr. Majestät, nebst ihrem Bundesgenossen mit dem sie den hier dargelegten Gesinnungen und Ansichten vollkommen einverstanden sind, dem schönen Zwecke, der Befreiung Deutschlands vom fremden Joche, Ihre höchsten Anstrengungen jederzeit gewidmet sein lassen. —"

„Frankreich, schön und stark durch sich selbst, beschäftige sich fernerhin mit der Beförderung seiner innern Glückseligkeit! Keine äußere Macht wird diese stören wollen, keine feindliche Unternehmung wird gegen seine rechtmäßigen Grenzen gerichtet werden. — Aber Frankreich wisse, daß die andern Mächte eine fortdauernde Ruhe für ihre Völker zu erobern trachten, und nicht eher die Waffen niederlegen werden, bis der Grund zu der Unabhängigkeit aller Staaten von Europa fest gelegt, und gesichert sein wird." —

Dieser Aufruf hallte in ganz Deutschland wieder und bezeichnete den bevorstehenden Krieg als einen Deutschen National-Krieg, leider ward er von den meisten Fürsten zu spät begriffen und es mußte viel Menschenblut vergossen werden, ehe sie sich von den Fesseln losrissen in welchen Napoleon sie gefangen hielt.

Während dieser Zeit war es im nördlichen Deutschland schon sehr unruhig. Die Stimme der Völker ließ sich nicht mehr unterdrücken, sie sprach sich laut gegen die Franzosen aus, und rief die Russen mit Sehnsucht herbei. Ernstliche Besorgnisse mußten bei ersteren entstehen, denn das Volk bewaffnete sich unter ihren Augen. — Berlin erlangte seine Freiheit wieder am 4. März. Der Vortrab der Russen unter Fürst Repnin hatte über die Oder gesetzt, und näherte sich. — Augerau und der Vice-König von Italien zogen in der Nacht ab, und gingen hinter die Elbe. — Am Morgen nach ihrem Abzuge besetzte Repnin die Stadt. Bald folgte der General Graf Wittgenstein, und der 17. März war der Jubeltag, an welchem der kühne York mit seinen Preußen in Berlin einzog. Der König hatte ihn durch eine, durch die Breslauer Zeitung veröffentlichte Erklärung, als gerechtfertigt anerkannt und den harten Befehl, der ihn vor ein Kriegs-Gericht rief, zurückgenommen.

Die Bewohner Berlins hatten so lange unter dem Druck gelebt; ihre Freude über das Wiedererscheinen der preußischen Truppen war daher herzlich

und wahr. Ueberall hörte man den Freuden-Ruf: „Es lebe Friedrich Wilhelm und Alexander!“ York hatte, noch ehe der Aufruf des Königs erfolgte, die Preußischen Stände, welche in Königsberg versammelt waren, vermocht, ein National Cavallerie-Regiment zu errichten, und eine Landwehr zusammen zu ziehen. In dem Aufrufe, welchen York deshalb unterm 15. Februar bereits erließ, hieß es:

„Laßt uns, Mitbürger Preußens, dieses Corps als ein Beispiel für die andern Provinzen Preußens aufstellen, und durch vereinte kräftige Anstrengung, überhaupt ganz Europa, welches jetzt seine Augen auf uns richtet, zeigen, was Liebe zum Könige und zur Unabhängigkeit des Vaterlandes auch bei uns vermag.“

Pommern und Schlesien folgte hiernächst diesem schönen Beispiele, und errichtete National Cavallerie-Regimenter, welche in kurzer Zeit vollzählig waren und eingeübt zum Heere stießen. —

York's Muth und seine Liebe zum Könige fanden in den Freudenbezeugungen der Berliner, eine schöne Anerkennung. Am folgenden Tage machte Wittgenstein bekannt, daß der König das Yorksche Corps unter seinen Befehl gestellt habe. Im desfalsigen Parole-Befehl redete er die preußischen Truppen mit dem höchsten Wohlwollen an, und ermahnte sie zur Einigkeit. —

„Edle Preußische Krieger, sagte er, laßt uns in brüderlicher Eintracht und Liebe dem größten

Zweck entgegen gehen, zu welchem sich noch jemals Armeen vereinigt haben. — Uns ist das seltene Glück geworden, zweien Fürsten zu dienen, welche nur für die Wohlfahrt, für die Unabhängigkeit ihrer Völker und für die Rettung Europa's das Schwerdt ergriffen haben. Nur dem Namen nach zwei Nationen, wird uns keine kleinliche Rücksicht des gewöhnlichen Menschenlebens in unserem heiligen Kampfe trennen. — Ohne Neid, ohne persönliche Rücksicht, werden wir gemeinschaftlich die Palmen erringen, aus welchen nach vollbrachtem Werk, die Dankbarkeit der geretteten Völker uns Kränze flicht." —

Am 21. März war der König in Begleitung des Kron-Prinzen von Breslau abgereist und erschien unvermuthet in der Nacht des 23. März in Potsdam. Am folgenden Tage ging er nach Charlottenburg. Von dort bis zu seinem Palais in Berlin hatten sich die russischen Truppen und seine Preußen aufgestellt, durch ihre Reihen hielt er den Einzug in die Stadt, unter dem lautesten Jubel und dem Freuden-Zuruf des Volks, welcher seinem Gefühl wohlthuend, den Geist zeigte, der dasselbe beseelte, und ihm die Hoffnung des Sieges versprach. Siegen oder Untergehen, war der einzige Gedanke, der sich überall aussprach. —

Am 27. ward von den Preußen auf vier Plätzen ein feierlicher Gottesdienst gehalten, und Gott um Sieg für die Waffen angefleht, die jetzt für Freiheit und Vaterland erhoben werden sollten, und von dort

ging es auf den Feind los, mit Wittgensteins Heere gen Magdeburg zu. — Am 29. ging der Kron-Prinz zur Armee, der König aber am folgenden Tage nach Breslau zurück, um von dort sich zu dem Kaiser Alexander nach Kalisch zu begeben, und die weitere Operation zu besprechen. —

Am 23. März überschritt Blücher, auch von Breslau aus, Schlesiens Grenze und erließ zu Bunzlau einen Aufruf an die Sachsen, sich mit ihm zu vereinigen, so wie an die Bewohner des Kottbusser Kreises, welcher am Tage zuvor schon unter Preußische Herrschaft zurückgekehrt war. —

So eröffnete sich von Neuem das große Trauerspiel. Jetzt bewährten sich die weisen Maßregeln, die man früher genommen, um durch die Krämper ein zweites Heer im Stillen zu bilden, dessen Dasein Niemand ahnete. Binnen drei Monaten standen 110,000 Krieger, theils ganz gerüstet, theils der Kampffähigkeit nahe, unter den Waffen, die Landwehr trat zusammen und übte sich mit Eifer. Sie versprach ein Heer von 150,000 Mann zu liefern, nur konnten nicht so schnell die Montirungs und Bewaffnungs-Gegenstände beschafft werden, obgleich schon damals Oestreich unter der Hand eine ansehnliche Menge Gewehre dem Könige überlassen hatte, und nach Kolberg täglich Zufuhren aus England kamen, welche Pulver, Waffen, Kanonen und Kleidung brachten. Aber was noch mehr werth war, als die Menge — in dem Heere herrschte der herrlichste Geist, den es mit dem Volke

theilte, und eine Summe von Verstand, Kenntnissen und hohem Ehrgefühle, welche so viele Jünglinge aus den besten bürgerlichen Familien, in den Wissenschaften unterrichtet, mit sich brachten, und bei ihren Kameraden erweckten und verbreiteten. Auch die Geistlichkeit versäumte nicht, die Gemüther durch den Zuspruch der Religion zu entflammen. Die Truppen wurden von Geistlichen eingesegnet, die Landwehr schwur unter freiem Himmel, das Vaterland zu befreien, nach einer vorhergegangenen religiösen Feier. Man bezeichnete den Krieg als einen heiligen, zu dessen Ausführung nichts, ohne Gott anzurufen, unternommen werden dürfe, auf Gott stützte sich das Vertrauen und die Hoffnung der jungen Krieger. Und es war auch ein heiliger Krieg, nicht bloß um der heiligen Gegenstände willen, für welche er angefangen ward, sondern weil von jener Zeit der erneute fromme Sinn, die neu belebte Verehrung des Höchsten herstammt, welcher den Sinn und das Gemüth des Preußen heiligt. —

So ungeheuer diese Anstrengungen waren, so genügten sie doch noch nicht in dem Augenblicke, als die Feindseligkeiten von Neuem eröffnet wurden. — 50.000 Preußen mit allem Nothwendigen versehen, waren erst in das Feld gerückt, in drei Corps vertheilt, von welchen Blücher das größere, York und Bülow die kleineren Heerhaufen befehligten. Die in der Ausrüstung und Bewaffnung noch weniger vorgerückten Truppen, standen unter den Generallieutenant

Grafen von Tauenzien vor Stettin, unter dem General von Schöler vor Glogau, und unter General v. Thümen vor Spandau. — 15,000 Preußen lagen in den Schlesischen Festungen als Besatzung, und ein großer Theil in den Lazarethen, weil die jungen Soldaten noch nicht die Beschwerden der angestrengten Waffenübungen ertragen konnten, sondern sich daran erst gewöhnen mußten. — Die Russen waren auch viel zu schwach, um die Offensive mit Wirksamkeit ergreifen zu können. Der vorjährige Feldzug hatte ihre Reihen gelichtet, die Blockade von Danzig und Thorn und der polnischen Festungen, vor allem aber die Beobachtung der Polen, welchen nicht zu trauen war, nahmen viele Truppen fort, und die Ergänzungen konnten aus dem so ausgedehnten Russischen Reiche nicht so schnell herbeigeschafft werden. — Winzingerode mit ungefähr 13,000 Mann befand sich bei dem Blücherschen Heere, und Wittgenstein führte vielleicht 10,000 Mann gegen Magdeburg. Die Haupt-Macht der Russen, nur 30,000 Mann stark, stand bei Kalisch. Außerdem streiften 6 bis 7000 Mann Kosaken unter Tettenborn, Dörenberg und Tschernitscheff an der untern Elbe. Diese geringe Zahl seiner Truppen machte es Kutusow unmöglich, vorzurücken. Doch als dieser Feldherr am 28. April in Bunzlau starb, kam mehr Leben in die Bewegungen der Heere. —

Die Franzosen, nicht viel stärker als das verbündete Heer, standen unter dem Vice-Könige von Ita-

lien ungefähr mit 50,000 Mann, die Garnisonen von Wittenberg, Magdeburg und Torgau eingerechnet, an der Mittel-Elbe; einige tausend Mann unter Morand und Vandamme schwärmten an der Unter-Elbe umher. Ihre Hauptmacht sammelte sich erst bei Würzburg. —

So war die Stellung, und dieses die Stärke der Heere im Anfange des April 1813. —

Berlin war befreit worden, und bald gelang es auch der alten Hanseſtadt Hamburg das drückende Joch abzuschütteln. Die Bewohner dieser ehemals freien Reichsstadt hatten unter dem Drucke der fremden Zwingherrschaft den angeborenen Freiheits-Sinn bewahrt. — Napoleons Niederlage hob ihren Muth. Auf Veranlassung eines Volks-Auflaufs am Altonaer Thore, standen sie auf, entwaffneten die französischen Douaniers, beschimpften den Kaiserlichen Adler und trieben manchen Unfug. Der fürchterliche Haß gegen Alles, was Franzose hieß, oder mit den Franzosen in Verbindung stand, sprach sich laut aus. — Man unterdrückte noch die Emeute, und es erfolgten Hinrichtungen von Schuldigen und Unschuldigen. Hiedurch ward der Zorn bis zur Wuth gesteigert. Der russische Oberst Tettenborn, von Hamburg aus über diese Volksstimmung unterrichtet, brach am 12. März von Berlin auf, und zog nur mit 1600 Mann und zwei Kanonen nach Ludwigs-Lust, wo ihm der Her-

zog von Meklenburg-Schwerin, zuerst sich für die Deutsche Sache erklärend, mit den Worten:

„Er werde sich mit Gottes Hilfe der Ehre werth zeigen, ein Deutscher Fürst zu sein,"

eine Hilfe von 3000 Mann versprach. — Umsonst eilte der General Morand, aus Schwedisch-Pommern, wo er befürchten mußte, abgeschnitten zu werden, mit 2500 Mann und 16 Kanonen herbei, um Hamburg eher als Tettenborn zu erreichen, und dort den Französischen Gouverneur Carra St. Cyr, welcher sich bereits geflüchtet hatte, wieder einzusetzen. Allein die Dänen wollten ihm nicht den Durchgang durch ihr Land gestatten; er marschirte daher auf Bergsdorf. Hier ward er von den Kosaken beschäftigt, und in der rechten Flanke so bedroht, daß er genöthigt ward, über die Elbe zu gehen, und sich nach Bremen zu wenden. — Tettenborn hielt am 18. März seinen Einzug in Hamburg. Nie hatte ein größerer Jubel wie an diesem Tage in der alten Stadt geherrscht. Als er aus dem Schauspiel zurückkehrte, spannte man die Pferde von seinem Wagen und trug ihn auf den Schultern aus demselben. —

Ein ächter Deutscher Sinn beseelte auch die Bewohner von Sachsens Hauptstadt Dresden; nur der alte König glaubte dem beschworenen Bunde mit Napoleon treu bleiben zu müssen, vielleicht konnte er auch einen Haß gegen Preußen nicht unterdrücken.

— Er hatte durch eine Proclamation seine Anhänglichkeit an Napoleon feierlich erklärt, aber doch die Besetzung Dresdens von den Russen und Preußen fürchtend, am 23. Februar seine Hauptstadt verlassen und sich nach Plauen im Voigtlande begeben. Mit Unlust sahen sich die Bürger von ihrem Herrscher verlassen, und fürchteten, daß es bei ihnen zum Kampf kommen werde. — Am 7. März erschien der französische Generel Regnier mit einem schwachen Corps und begann sofort Dresden in Vertheidigungsstand zu setzen. — Um die Neustadt errichtete er Schanzen, die alten Wälle wurden mit Kanonen besetzt, die Flöße und Fahrzeuge auf der Elbe wurden versenkt, und schon fing man an, in den einen Pfeiler der Elbbrücke eine Oeffnung zu machen, um ihn zu sprengen. — Dies hieß die Dresdner an das Leben greifen, denn die Elbbrücke ist ihr Stolz. Das Volk lief zusammen und verjagte die Arbeiter, beleidigte die Aufseher und stieß drohendes Geschrei gegen die Franzosen aus. Aber am folgenden Tage erschien Davoust mit 15,000 Mann. Er hatte bereits die herrliche Elbbrücke bei Meißen zerstört, und führte Bergleute aus Freiberg mit sich, welche den Pfeiler unter dem Schutze der bewaffneten Truppen anbohrten und mit Pulver füllten. — Die Einwohner durften ihre Häuser nicht verlassen, und am 19. nachdem das Geschütz aus der Neustadt über die Brücke zurückgezogen war, machte eine Dampfwolke und eine donnerähnliche Erschütterung des Erdbodens den Ein-

wohnern bekannt, daß der Pfeiler mit den beiden daranstoßenden Bogen in die Fluthen der Elbe gestürzt sei. — Davoust zog nach dieser Unthat wieder ab. — Am folgenden Tage erschienen Kosaken, schauten neugierig über den Strom, und sandten einen Parlamentair in die Stadt. Die Neustadt ward ihnen in Folge der Unterhandlungen übergeben, und eine Waffenruhe mit 24stündiger Aufkündigung verabredet. Diese erfolgte von Seiten der Russen nach zwei Tagen, und nun rüstete sich Alles, um auch die Altstadt zu räumen. Die sächsischen Truppen gingen nach Torgau und Plauen zu ihrem Herrscher, die Franzosen nach Meißen. — Jetzt rief man den Kosacken über den Fluß zu, daß die Stadt geräumt sei, und am 27. kletterten sie über die Trümmer der Brücke auf Leitern und Brettern, die man über die Oeffnung legte, und erschienen, ein neues Schauspiel, in der Altstadt Dresden. Zweitausend Russen besetzten die Stadt. Jetzt ward auch hier bei den Bürgern laut, was sie bisher in ihrem Innern gewünscht hatten, und wie sie den allgemeinen Feind haßten. —

So war denn mit dem Schlusse des März, das ganze rechte Elbufer mit Ausnahme der Festungen von den französischen Truppen befreit. —

So warm aber die Herzen der Bürger Dresdens und von ganz Sachsen für die allgemeine Sache der Deutschen Freiheit schlugen, so kalt erschien dasjenige ihres Königs, welcher sich geradezu dem laut ausgesprochenen Wunsche seines Volkes entgegenstellte.

— Er war im höchsten Grade redlich und treu in der Erfüllung seiner Pflichten; aber er hatte sich unglücklich in der Verbindung mit Preußen gefühlt, war dem Kaiser der Franzosen viele Verpflichtungen schuldig, und konnte sich von dem Gedanken nicht trennen, daß die Macht Napoleons unmöglich gebrochen sein könne. Auch war er wohl durch Versprechungen und glänzende Aussichten, die ihm Napoleon auf den Besitz von Preußischen Provinzen vorgespiegelt hatte, befangen. — Ueberhaupt schien er unfähig zu sein, große und erhabene Ideen zu fassen. Durch seine Abreise nach Plauen hatte er schon gezeigt, daß er sich von Napoleons Sache nicht trennen wolle; jetzt legte er es klar an den Tag. Der König Friedrich Wilhelm erließ von Breslau aus, unterm 9. April ein freundliches Schreiben an ihn, worin er ihn ersuchte, sich Rußland anzuschließen, und für Deutschlands Freiheit kräftig mitzuwirken; allein er lehnte solches mit bittern Worten ab und gab eine gleiche ablehnende Erklärung auf eine erneuerte Aufforderung unterm 29. April von Prag aus, mit dem Hinzufügen: „Er sei mit Oestreich dahin übereingekommen, sich der bewaffneten Friedens-Vermittelung anzuschließen, die der gedachte Staat übernehmen wolle. In dieser Hinsicht erwarte er mit Vertrauen, daß seine Länder nicht feindlich behandelt werden würden, und eben so rechne er auf die Räumung des Kottbusser Kreises, der ihm vertragsmäßig gehöre. — Er mache den König darauf aufmerksam, wie unrecht es

sei, den sichern Besitzstand des Nachbars zu stören.“ Das Volk der Sachsen, von welchem man mit Zuversicht erwartet hatte, es werde sich den Reihen der, für Deutschlands Freiheit in den Kampf ziehenden Krieger anschließen, blieb ruhig, weil es als ächt Deutsches Volk, dem Fürsten gehorsam und seinen väterlichen Absichten vertrauend, dessen Willen nicht entgegenhandeln wollte. —

So scheiterte denn die Hoffnung des Königs und des Kaisers Alexanders auf den Beitritt und die Hilfe Sachsens. Noch rechnete man auf Oestreich, mit welchem man in eifrige Unterhandlungen getreten war. Das Kabinet von Wien hatte sich wirklich der Vermittelung eines Friedens unterzogen; aber wenn dessen Bemühungen fehl schlugen, so war es doch eine zweifelhafte Frage, auf wessen Seite es sich schlagen werde. — Oestreich hatte in den vorigen Kriegen mit Frankreich zu viel verloren, der Geldmangel im Lande war drückend; die Verwandschaftsbande zwischen den Kaisern Napoleon und Franz durch die Verheirathung des erstern mit der Tochter des letztern zu fest geschlossen, die Bemühungen Frankreichs um die Freundschaft Oestreichs zu augenscheinlich, endlich auch die dem letztern gezeigte Aussicht auf die Wieder-Erlangung Schlesiens zu lockend. Die Rheinbundfürsten hatten gar keinen Willen, sie blendete noch immer der Nimbus von Napoleons Größe, und sie bemühten sich eifrig, ihre Kontingente wieder herzustellen. — Nur Meklenburgs und Dessaus Her-

zöge vereinigten ihr Schicksal mit demjenigen Preußens, und die Stände in dem wiedereroberten Theil der Altmark und Magdeburgs huldigten von Neuem freiwillig ihrem angestammten Monarchen. —

Napoleon wandte alle seine bekannte Thatkraft an, um sein zerstörtes Heer wieder herzustellen.

In Franken sammelten sich 70,000 M. Bertrand kam aus Italien mit 30,000 Mann frischen Truppen. Außer den Garnisonen der Festungen hatte der Vicekönig von Italien noch immer 20,000 Mann zur Verfügung im freien Felde, dazu kamen die Haufen der Rheinbündner, welche sich täglich verstärkten. Bald konnte man am Ende des Aprils die französische Armee wieder auf 170,000 Mann berechnen. Diesen konnten Preußen und Rußland, wenn man die Belagerungs-Truppen der Festungen Magdeburg und Wittenberg, und die vielen detaschirten Corps abrechnete, nur 70,000 Mann im freien Felde entgegensetzen. Aber diese belebte Siegesfreude und Begeisterung für die gerechte Sache, und sie hatten den Vorzug einer trefflichen Artillerie und einer eben so schönen Cavallerie, woran es jetzt bei Napoleon mangelte. Im Rückhalt hatte Napoleon 100 Kohorten National-Garde, welche in der Bildung begriffen waren, 15,000 Mann von der Konscription des Jahres 1813, 100,000 Mann aus derjenigen der Jahre 1809 bis 12, und 180,000 Mann, welche ein Senats-Beschluß vom 3. April 1813 bewilligte. So wie nun diese neuen Truppen noth-

dürftig gekleidet und geübt waren, wurden sie über den Rhein geschickt. — Die Cavallerie mußten die Ortschaften stellen, — sie sollten Ehren-Garden bilden — und eine Erhöhung der Abgaben schaffte Geldmittel. — Preußen hatte seine neu gebildeten Regimenter, und seine Landwehr zur Stütze, und Rußland die Rekruten, welche in allen Theilen des großen Reichs ausgeschrieben waren. —

Das erste glückliche Gefecht, welches die Preußen in Verbindung mit den Russen lieferten, war dasjenige bei Lüneburg. Als Morand über die Elbe nach Bremen zurückging, nachdem Hamburg und Lübeck befreit waren, hatte auch Lüneburg das Panier der Freiheit erhoben. Man bemühte sich, eine hanseatische Legion zu errichten, man schmiedete Waffen, man kündigte dem Könige von Westphalen den Gehorsam auf, und verwehrte einem Geschwader Reiter, welches Lüneburg besetzen sollte, mit den Waffen in der Hand den Eingang. —

Morand rückte nunmehr wieder vor, um die empörte Gegend zum Gehorsam zurück zu bringen. — Schon hatte er sich Lüneburgs wieder bemächtigt, und die Unglücklichen waren verhaftet, welche an der Spitze des Aufstandes gestanden hatten, und sollten nach abgehaltenem Kriegsgericht erschossen werden, als die Partheigänger Dörnberg, Czernitscheff und Benkendorf mit den Lübeckern am 2. April über die Elbe setzten und Lüneburg angriffen. Auch das aus Rußland zurückgekehrte Preußische Füselier-Bataillon

vom Regimente des Kronprinzen unter dem Befehl des Major von Bork befand sich bei diesem Corps und that Wunder der Tapferkeit. Hier fiel beim Sturm, der erste freiwillige Jäger Haase aus Pommersch Stargard. — Es was das erste Gefecht, in welchem Preußen den Franzosen gegenüber standen, und es belebte ihren Muth, denn der ganze Haufe Franzosen mußte das Gewehr strecken, und selbst Morand schwer verwundet, starb wenige Tage darauf als Gefangener in Boizenburg. In derselben Zeit hatten auch Wittgenstein und York ein glückliches Gefecht mit Eugen dem Vicekönig von Italien. — Dieser war mit 24,000 Mann von Magdeburg hervorgebrochen und schien sich des schwach besetzten Berlins wieder bemächtigen zu wollen. Er warf auch wirklich den General Borstel zurück; doch am 5. April eilte Bülow zur Verstärkung herbei, und sie setzten dem Vorhaben des Feindes bei Mökkern und Leitzkau dergestalt ein Ziel, daß sich die Franzosen eiligst nach Magdeburg zurückziehen mußten. — Hier bewährten die Preußen wieder ihren Muth im Kampfe gegen die Franzosen; eine Batterie führte sogar das Wagstück aus, durch das brennende Dorf Leitzkau mit Pulverwagen und sonstigem Zubehör zu fahren, um so schnell eine günstige Stellung zu erlangen. Der Feind verlor 200 Todte, 900 Gefangene mit 27 Offizieren und eine Kanone. —

Außer dem Partheigängerkriege, welchen Tettenborn, Czernitscheff, Dörnberg und Benkendorf führ-

ten, waren auch Hellwig, bekannt durch die Befreiung der gefangenen Garnison von Erfurt im Jahre 1806, Colomb, und Blücher, der Sohn des Generals, mit Preußischen Abtheilungen über die Elbe gegangen, und schwärmten tief in Thüringen hinein, hoben Couriere auf, eroberten und zerstörten Transporte von Lebensmitteln und Munition, und vermochten selbst die Weimarschen Jäger, welche in Eisenach überfallen wurden, sich zu ergeben und zu den Preußen überzutreten. — Hellwig überfiel bei Langensalza mit 150 Mann 1400 Baiern, und nahm ihnen 6 Geschütze ab, bei Wanfried sprengte er ein Westphälisches Husaren-Regiment aus einander, dessen Führer, Oberst-Lieutenant Göcking in Preußische Dienste trat. —

Im Rücken der Preußen und Russen, ergaben sich Czenstochau und Thorn am 5. und 16. April den Russen, und, was für die Ruhe und Sicherheit Berlins wichtig war, Spandau am 26. April, dessen Garnison freien Abzug, unter dem Versprechen erhielt, nicht gegen Preußen und Rußland dienen zu wollen. —

So war der April den Preußen günstig, aber es zogen sich in diesem Monate die Wolken drohend zusammen, welche nun bald zu einem fürchterlichen Ungewitter ausbrechen sollten. —

Den begeisterten Völkern genügte nicht, was geschah, man verlangte, die Preußen und Russen sollten unaufhaltsam fortschreiten, sie sollten die Reste des französischen Heeres unter dem Vice-König be-

siegen, das Zusammenziehen der zweiten Armee in Franken hindern. Man glaubte, die Russen und Preußen müßten den Feldzug im Mai schon am Rhein eröffnen. Der Grund, warum dies alles nicht geschehen konnte, lag aber in der Schwäche der Heere, die sich nicht so ergänzen konnten, wie man es hoffte; ferner darin, daß Oestreich sich nicht erklärte, und die Rheinbundstaaten nicht mit eben der Kraft und eben der Hochherzigkeit sich für die Befreiung Deutschlands entschieden, wie Preußen, sondern noch immer ihrem alten Zwingherrn treu blieben.

Die Kräfte der Feinde waren denen der Preußen und Russen offenbar weit überlegen. Der König hatte aber einmal beschlossen, zu siegen oder unterzugehen, und Alles zu wagen, um den Sieg zu erringen. Das Leben unter der Obermacht des Zwingherrn war ihm jetzt doppelt zur Last, da es ihm die theure Gattin nicht mehr tragen half. Es mußte also das kühne Wagstück durchgeführt werden. Zum Zeichen seines eisernen Willens, erließ er am 21. April die Verordnung wegen des Aufgebots des Landsturms, welche einen fürchterlichen Eindruck auf die Franzosen machte, die jetzt in jedem Dorfe ein zweites Moskau zu finden glaubten, und jetzt wahrnahmen, mit welchem energischen Feinde sie zu thun hatten. Die Hauptbestimmungen der Verordnung waren:

„Der Landsturm tritt überall da ein, wo der Feind versuchen möchte, in das Land zu dringen. Jeder Staatsbürger, der nicht schon beim stehenden

Heere oder der Landwehr wirklich fechtend, gegen den Feind steht, ist verpflichtet, sich zu dem Landsturm zu stellen, sobald das Aufgebot erfolgt. Zusammenlauf, ohne Aufgebot, wird als Meuterei bestraft; nur Kindes- und Greises-Alter (jenes bis zum funfzehnten Jahre gehend, dieses mit dem sechzigsten beginnend) machen davon eine Ausnahme u. s. w. Der Landsturm ist dazu bestimmt, dem Feinde den Einbruch und den Rückzug zu versperren, ihn beständig außer Athem zu halten, seine Munition, Lebensmittel, Couriere, Rekruten aufzufangen, seine Lazarethe aufzuheben, nächtliche Ueberfälle auszuführen, kurz ihn zu beunruhigen, zu peinigen, schlaflos zu machen, einzelne Trupps zu vernichten, wo es möglich ist u. s. w. Für die möglichen Fälle, wo Gouverneure der Provinzen es als zweckmäßig erklären, daß ein oder der andere Bezirk oder Umkreis einer belagerten Festung (bei zu befürchtendem Einbruch oder Ausfall) von den Einwohnern auf eine Zeitlang geräumt, und in einen solchen Zustand versetzt werde, der den Aufenthalt des Feindes darin unmöglich macht, muß die Land-Sturm-Masse um eine Festung oder in einem bedrohten Bezirke sich mit Weibern, Kindern und Greisen, und der besten Habe beständig zum Auswandern bereit halten. — Unter den Vorräthen ist das Mehl zuerst fortzubringen oder zu verderben. Die Getränke, Bier, Wein, Branntwein lasse man auslaufen. Die Mühlen werden

in den zu verlassenden Gegenden verbrannt, die Brunnen verschüttet. Nach Vertreibung des Feindes sind Mühlen und Brunnen, auf Kosten des Staats herzustellen. — Es soll auch der Plan zu einer Assekuranz, oder Entschädigungs-Verpflichtung des ganzen Staats für die absichtlich verwüsteten Districte entworfen werden. Pferde und Rindvieh, die in die Hände des Feindes fallen, werden niemals ersetzt und sind auch dann für den Eigenthümer verwirkt, wenn sie ein Zufall ihm zurück giebt. Obstbäume sind nicht umzuhauen. Die zeitigen Früchte werden abgeschlagen. — Korn und Getreide jeder Art, wenn es der Ernte nahe, wird in Asche verwandelt. Grüne Saaten werden ohne ausdrücklichen Befehl des Gouverneurs der Provinz nicht abgemäht. Postbeamte mit allen Pferden, Landräthe, Regierungen und alle Verwaltungsbehörden, Aerzte, Apotheker, Wundärzte haben sich, mit ihren Arzneien und Instrumenten, jedesmal zuerst zu entfernen, wenn der Bezirks-Commandant wegen der vielen zurückbleibenden Kranken nicht ein anderes anordnet. — Alle Fischer, Fährleute, Brückenaufseher sind, bei Annäherung des Feindes sogleich zu ermahnen, sich zu bereiten, Kähne, Fähren, Brücken, auf das erste (schriftliche) Geheiß des Militair-Gouverneurs der Provinz, zu verbrennen. Wer dem Feinde eine Wasserfuhrt freiwillig verräth, Mann oder Weib, oder ihm als Wegweiser dient, wird erschos-

sen u. s. w. — Wird eine Stadt oder ein Bezirk so plötzlich vom Feinde überfallen und eingenommen, daß die Bewohner nicht mehr entfliehen können, so sind alle Behörden ohne weiteres als aufgelöst zu betrachten, und niemand ist mehr schuldig ihnen zu gehorchen. Bei Todesstrafe darf niemand dem Feinde freiwillig einen Eid leisten; wird er mit Gewalt dazu gezwungen, so bindet ihn kein gezwungener Eid. — Die Städte werden in der Regel nicht zerstört, wie die Dörfer; sie müssen dafür desto kräftiger der Armee, Landwehr und dem Landsturm Lieferungen an Waffen, Munition und Bekleidung leisten. In einer von Feinden besetzten Stadt wird, wie bei tiefster Trauer, verboten, irgend ein Schauspiel, einen Ball, oder eine öffentliche Lustbarkeit zu besuchen. Kein Geistlicher darf darin, ohne besondere Erlaubniß einer dem Feinde nicht unterworfenen Behörde, ein Paar ehelich einsegnen."

Die Verordnung schloß mit den Worten:

„Was Nothwehr gegen den Feind ist, arte nie in Zügellosigkeit aus! Dem biedern Sinn meiner Unterthanen vertraue ich, sie werden beides nicht mit einander verwechseln, sie wissen und fühlen, daß jede ungewöhnliche Maßregel, wodurch das Eigenthum des Einzelnen gefährdet wird, meinem väterlichen Herzen wehe thut, daß daher bloß die feste Ueberzeugung: Nur auf diesem Wege sei es möglich, die größern Güter, Ruhe,

Glückseligkeit und Selbstständigkeit zu erringen, mich vermögen konnten, sie wo es Noth thut, zu gebieten. Ein solches Volk und solche Anstrengungen segnet Gott!"

Nun eilte Greis und Kind mit Piken bewaffnet zu den Uebungsplätzen, der Präsident und der Geheime Rath stand in den Reihen neben den Schusterburschen; die Abtheilungen wurden geordnet, und man übte sich mit einem Eifer, der unglaublich war, in den Waffen. — Die Frauen nähten und stickten Fahnen, und weiße und schwarze Binden, als das Zeichen der Land-Sturm-Männer. — Es galt für eine Ehre, Führer einer Schaar derselben zu sein. — Zwar wurden die Bestimmungen jenes Edicts unterm 17. Juli etwas gemildert, aber es hat der Landsturm durch den Schrecken, welchen er dem Feinde einjagte, durch den Enthusiasmus, den er bei dem Volke erweckte, und auch selbst durch den Dienst, den er vor den eingeschlossenen Festungen, und bei den Transporten der Gefangenen, so wie bei der Handhabung der Polizei in einer so aufgeregten Zeit leistete, vielen Nutzen geschafft. —

Nachdem er so zum Volke gesprochen, ging der König am 22. April mit Alexander nach Dresden ab, wo er am 24. April, und mit ihnen 12,000 Russen unter Miloradowitsch ankamen, welche über die Elbe gingen. —

Aber auch die Franzosen drangen vor und es kam jetzt darauf an, sich hinter die Elbe zurück zu

ziehen, und den Strom zu vertheidigen, bis die Verstärkungen aus dem Innern herankamen, oder jenseits desselben der Uebermacht des Feindes eine Schlacht zu liefern. — Ersteres versprach keinen Erfolg, da die Franzosen bei Wittenberg, Torgau und Magdeburg den Fluß überschreiten konnten. Es mußte aber ein Rückzug auch das Heer entmuthigen, und den Aufstand der Deutschen Fürsten lähmen. Eine Schlacht bot weniger Bedenken dar. — Der Muth der Preußen, und die Sieges-Freude der Russen wog eine große Ueberzahl der Feinde auf, vielleicht war auch bis dahin die französische Armee noch nicht in ihrer ganzen Stärke beisammen, und man besiegte sie theilweise. So entschied man sich denn für die Schlacht. —

Inzwischen hatte auch Napoleon sein Haus bestellt, am 1. April seiner Gemahlin die Regentschaft des Reichs übertragen und die Unverletzlichkeit der Grenzen desselben als unabänderliche Bedingung eines künftigen Friedens feierlichst erklärt. Er war am 15. April von Paris abgereist. Nach einem kurzen Aufenthalt in Mainz, von wo aus er den Heranmarsch der Rekruten beschleunigte, ging er über Erfurt nach Weimar, und schlug sein Hauptquartier in Eckardsberga neben dem Schlachtfelde auf, wo er bei Auerstädt die Preußen besiegt hatte. In großen Massen drängte sich das französische Heer der Saale zu. — Die Corps, welche aus Franken kamen, richteten ihren Marsch auf Leipzig, während der Vi-

cekönig von Italien, über Magdeburg die Elbe aufwärts rückte, um sich mit jenem zu vereinigen, und dann nach Dresden vorzurücken. Napoleon bekennt selbst, daß seine Absicht war, die Preußen und Russen zu umgehen. Wäre ihm dieses gelungen, so wäre ein zweites Trauerspiel von Auerstädt aufgeführt, denn die Verbündeten wären wie dort von ihren Rückzugslinien und allen ihren Hilfsquellen abgedrängt worden. Hiezu gehört aber, daß die Franzosen Meister der untern Saale wurden, und dieses zu bewirken, war die Aufgabe für den Vicekönig; General Maison griff die Stellung von Wettin an; eine kleine Abtheilung Preußen, welche sie vertheidigte, war genöthigt, die Brücke abzubrennen, und sich hinter die Saale zurück zu ziehen. Dies geschah den 27. April. —

Halle hatte der General Kleist mit 5000 Mann besetzt, ihn griff Lauriston mit 8000 Mann und 24 Kanonen an; aber Kleist warf ihn nach einem fünfstündigen Gefecht zurück, und die Franzosen mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Viele Studenten nahmen unaufgefordert an diesem Gefechte Theil, und dies war die Veranlassung, daß Napoleon demnächst die Universität aufhob. — Merseburg, dessen Besatzung das erste Ost-Preußische Infanterie-Regiment bildete, griff der Herzog von Tarent, Macdonald, eben derselbe, welcher vor Riga die Tapferkeit der Preußen würdigen gelernt hatte, mit 6000 Mann Infanterie und 1500 Mann Cavallerie am 29. April an. Eine Abtheilung von 200 Mann unter dem

Major, welcher das äußerste Thor vertheidigte, wurden gefangen genommen, hiedurch gewann der Ueberrest Zeit sich fechtend nach Leipzig zurück zu ziehen, wohin er schwach verfolgt ward. Der General Kleist, in der Besorgniß abgeschnitten zu werden, ging hierauf gleichfalls nach Leipzig zurück. —

Nun waren die Franzosen Meister der Saale, und der Vicekönig nebst dem Hauptheere auf sechs über den Strom geschlagenen Brücken, hatte denselben überschritten. — Der Plan des Feindes war nun klar; derselbe hatte sich dergestalt concentrirt, daß man einsahe, er wolle eine Hauptschlacht liefern, und es kam nochmals in Erwägung, ob eine solche anzunehmen sei, da die Preußen und Russen, nachdem sie alle Verstärkungen an sich gezogen hatten, nur 85,000 Mann zählten, und der Feind doppelt so stark war. — Die oben berührten Rücksichten siegten, und im Vertrauen auf den Muth der Preußen und im Andenken an Friedrich den Großen, welcher oft mit seinem kleinen Heer den doppelt so starken Feind geschlagen hatte, ward beschlossen: Es solle geschlagen werden!

Sobald die Franzosen über die Saale gegangen waren, und der Entschluß, die Schlacht anzunehmen, gefaßt war, — rückte Graf Winzingerode am 1sten Mai gegen Weißenfels vor, um die Stärke und die Absichten des Feindes zu recognosciren. Zwischen dieser Stadt und Leipzig, stieß er an demselben Tage auf den Marschall Ney. An der Spitze seines Corps

befand sich Napoleon, welcher vorangeritten war, um die Stellung der Russen zu besichtigen. — Eine der ersten Kanonenkugeln riß den Herzog von Istrien, Marschall Bessieres, einen höchst braven Officier von seiner Seite fort. Sogleich entspann sich ein heftiges Gefecht. —

Napoleon führte immer mehr Truppen in den Kampf, die Franzosen bemächtigten sich der mit russischer Reiterei und Artillerie besetzten Anhöhen, und obgleich Winzingerode auch seine Reserve mit 20 Stück Geschütz in das Gefecht brachte, so war er doch genöthigt zu weichen, und sich hinter den Floß-Graben zurück zu ziehen, wo er Befehl erhielt, sich der Haupt-Armee bei Zwenkau anzuschließen. — Während dieses Vorspiels der großen am folgenden Tage gelieferten Schlacht, rückten die Massen immer näher zusammen. —

Blücher zog um Borna herum; Miloradowitsch eilte nach Altenburg und Zeitz; auf Zwenkau drang Wittgenstein vor, welcher jetzt Oberbefehlshaber in des verstorbenen Kutusow Stelle war.

Die russischen und preußischen Garden nebst der schweren Cavallerie, rückten über Rochlitz nach der Elster in Eilmärschen heran, mit ihnen war Alexander und Friedrich Wilhelm. —

Die Stellung der Preußen und Russen war am 1. Mai Abends, hinter der Pleiße und Elster. Blücher stand mit seinem Corps bei Rötha, General Graf Wittgenstein bei Zwenkau, Kleist hatte Leipzig

besetzt, und Bülow rückte auf Halle an. Die Garde und schwere Cavallerie konnten sich erst am folgenden Tage nähern. —

Napoleon hingegen befand sich mit der Cavallerie und der alten Garde in Lützen, die junge Garde war bei Weißenfels; Ney hatte mit seinem Corps Kaja und die nächsten Dörfer besetzt, Bertrand bildete bei Poserau den rechten Flügel, Macdonald stand bei Markranstädt, und Lauriston war zwischen Merseburg und Leipzig. —

In der Nacht brachen die Preußen und Russen auf, und rückten bis an das Defilée der Elster bei Pegau vor. Mit dem ersten Schein der Morgenröthe gingen sie über dasselbe, stellten sich in Schlachtordnung auf, um den Feind auf dem Marsch anzugreifen. — Am Mittage waren sie zwischen dem Floßgraben und Grünebach, eine Viertel-Meile von Groß-Görschen. Der Plan war, den anrückenden rechten Flügel des Feindes, welcher von Lützen auf Leipzig zog, von der Saale abzudrängen, und der zahlreichen Cavallerie sollte es gelingen, den Feind zu umgehen. Napoleon hatte einen ähnlichen Plan, er wollte gleichfalls den rechten Flügel der Preußen und Russen umgehen, und sie so von der Elbe abschneiden. —

Als er das Vorhaben der Preußen und Russen bemerkte, änderte er seinen Plan, kehrte mitten auf dem Wege um, und griff sie mit aller Macht an. Die Dörfer Groß- und Klein-Görschen, Kaja, Harsiedel und Lützen, die Schlüssel seiner Position hatte

er stark besetzt. — Gegen 12 Uhr ward der Kampf eröffnet; die Brigade Klür zum Blücherschen Corps gehörend, griff das Dorf Groß-Görschen an, welches der Marschall Ney tapfer vertheidigte; diese Vertheidigung dauerte so lange, als er nur von mehreren Batterien beschossen ward, aber den preußischen Bajonnetten mußten die Franzosen weichen. Groß-Görschen ward mit Sturm genommen. — Bald war nun die ganze Armee von Blücher in den Kampf gerathen. — Die Preußen waren den Franzosen an Cavallerie überlegen, aber diese konnten sie nicht anwenden, weil das Terrain mit vielen Gräben und Hecken durchschnitten war, die Dörfer dicht zusammen lagen, und sich überall Wiesenboden fand; dagegen war die Vertheidigung dieser Gegend den Franzosen, deren Hauptstärke in der Infanterie bestand, höchst günstig; dennoch ward Klein-Görschen und Rahna ebenfalls mit Sturm genommen. — Der Feind suchte diese Dörfer zu umgehen, und nöthigte hiedurch die Preußen, sie zu verlassen. — Bei einem zweiten Angriffe wurden sie wieder erstürmt, aber die Preußen konnten sich nicht darin halten. Da rückten ernst und geschlossen die preußischen Garden an, bestürmten des Feindes Hauptstellung hinter Rahna, und nach einem wüthenden Gefecht von 1½ Stunden, wo man fast auf allen Punkten Mann gegen Mann focht, wurden die Dörfer abermals genommen. Das Yorksche Corps war jetzt zum Gefecht gezogen, die Russen unter General Berg, gleichfalls, die Reserven

hatten sich genähert, die Schlacht ward allgemein und blutig. Die Dörfer wurden genommen und verloren, und standen größtentheils in Flammen. — Endlich siegte der Muth der Verbündeten, die französische Infanterie zog sich in Vierecken hinter Kaja zurück. —

Während man hier focht, hatte Kleist vom General Lauriston angegriffen, Leipzig räumen müssen, Lauriston versuchte nun den Preußen in den Rücken zu kommen, aber es gelang ihm dieses nicht. —

Jetzt wollte der Graf Wittgenstein dem blutigen Kampf, bei welchem man sich nur um eine kleine Fläche und einige niedergebrannte Dörfer stritt, die Entscheidung geben. — Er befehligte den Prinzen Eugen von Würtemberg, dem Feinde in die linke Flanke zu gehen. Es mochte 7 Uhr Abends sein, als dieser sofort den Befehl befolgte, aber statt daß er den Feind überflügeln wollte und sollte, hätte er beinahe dasselbe Schicksal gehabt, denn der Vicekönig von Italien mit frischen Truppen von Markranstädt anrückend, bedrohte ihn damit, und Prinz Eugen mußte sich fechtend, Schritt vor Schritt zurückziehen. —

Nunmehr ergriff Napoleon, welcher einsahe, daß bei seinen Gegnern der Zeitpunkt der höchsten Erschöpfung ihrer Kräfte gekommen war, die Offensive. — Der Herzog von Treviso, Marschall Mortier mußte mit 16 Bataillonen der jungen Garde, und 80 Kanonen das Dorf Kaja mit Sturm nehmen; sechs Bataillone der Garde und die Reserve-Cavallerie unterstützten den Angriff. Dieser Uebermacht

konnten die Preußen nicht widerstehen, sie mußten Kaja, Klein-Görschen und Rahna dem Feinde überlassen. — Jetzt brach die Nacht ein, das Blutvergießen hatte ein Ende, die Schlacht war unentschieden, jedoch hatten die Verbündeten noch immer Groß-Görschen, wo ihr Centrum stand inne, der rechte Flügel war bei Hohenlohe, der linke bei Muschwitz, mithin hatten sie das Schlachtfeld behauptet. —

Auf dem linken Flügel hatte in der Nacht die Cavallerie schon abgesessen, und fütterte, das 21. Leib-Husaren-Regiment hatte unvorsichtiger Weise, keine Vorposten ausgestellt, und ward plötzlich von feindlicher Cavallerie überrascht. Aber Blücher nahm einen Haufen von der Reserve-Cavallerie, warf die feindlichen Geschwader zurück, drang in die feindliche Infanterie ein, mußte sich aber wegen der Dunkelheit, und immer auf neue Massen stoßend, zurück ziehen. Wäre er noch eine kurze Strecke weiter rasch vorgegangen, so hätte er wahrscheinlich Napoleon mit seinem ganzen Generalstabe gefangen genommen, welcher sich gerade hinter den Vierecken der Infanterie befand, auf welche Blücher, ohne daß man ihn vermuthete, anstürmte. Der König mit seinem Sohne, war stets gegenwärtig, wo das Gefecht am heißesten war. Man sah ihn mehrmals in der Feuerlinie der Tirailleurs, er achtete die Bitten seiner Umgebung, sich weniger der Gefahr auszusetzen, nicht; er ermunterte die vorrückenden Regimenter, und flößte ihnen den Muth ein, welchen sie so kräftig bewiesen, denn

man hatte gegen einen doppelt so starken Feind gefochten, und konnte sich den Sieg zuschreiben. Vornehmlich war der König häufig in Groß- und Klein-Görschen. —

Achttausend Preußen und zweitausend Russen deckten todt oder verwundet das Schlachtfeld, den feindlichen Verlust berechnete man auf 15,000 Mann. — 800 Gefangene waren gemacht, und 5 bis 6 Geschütze genommen worden. Napoleon hatte keine Siegeszeichen aufzuweisen, außer einige hundet Blessirte, welche dem Feinde in Groß-Görschen überlassen werden mußten. — Der Prinz von Hessen Homburg war bei dem Sturm auf dieses Dorf gefallen, Blücher war leicht verwundet, desgleichen General Hünerbein; aber ein Held erhielt die Todes-Wunde, den wir ewig betrauern müssen, es war der General Scharnhorst; er ward nach Prag gebracht, wo er an den Folgen dieser Wunde starb. Der König kannte seinen hohen Werth, darum ward zu seinem Gedächtnisse jene Statue errichtet, welche den Platz an der Königs-Wache in Berlin ziert. —

Es kam jetzt darauf an, ob man den Kampf am andern Tage erneuern, oder das rühmlich bestandene Gefecht abbrechen wollte. Zwar war bei dem Einbruche der Nacht Miloradowitsch von Zeitz mit 12,000 frischen Truppen herangekommen, dennoch rieth die Vorsicht das Letztere, um nicht alles auf das Spiel zu setzen. — Der Feind war an Streitkräften zu überlegen, und auch der Schießbedarf

fing an zu mangeln. — Es war nöthig, daß man sich den Verstärkungen näherte, welche in Eilmärschen aus dem Innern Rußlands und aus den Preußischen Ländern sobald sie nur geübt und bekleidet waren, heran rückten. Es ward daher der Rückmarsch befohlen. — Es war Abends 9 Uhr, der König befand sich bei der Reserve am Berghügel, vor dem Dorfe Werben, als die Nachricht ankam, daß Leipzig vom Feinde besetzt sei, und daß derselbe von dort anrücke. Der General Jermolow zeigte an, daß, da die Munitions-Kolonnen dem schnellen Marsch des Heeres nicht hätten folgen können, er sich außer Stande befinde, das Heer für den folgenden Tag mit neuem Schießbedarf zu versehen. Nach einem kurzem Kriegsrath beschlossen die Monarchen, den Rückzug. Die neunte Abendstunde war entscheidend in der Geschichte. — Um 10 Uhr verließ der König das Schlachtfeld und ritt nach Groitsch, wo er übernachtete. —

Der König sowohl als der Kaiser erkannten es an, daß die Preußen den Ruhm der Schlacht davon getragen. Sie hatten nicht Wunden und Tod gescheut, sie hatten gezeigt, daß aus dem Gefühl der Freiheit und Vaterlandsliebe die edelste Begeisterung erblühe. —

Alexander schrieb unterm 6. Mai aus dem Haupt-Quartier Dresden an Blücher:

„Die preußischen Truppen haben durch ihre Entschlossenheit, ihre Ausdauer, und ihren Eifer,

so wie durch ihre ausgezeichnete Mannszucht, meine und der rüssischen Armee Bewunderung erregt."

Der König, nachdem er am 7. Mai die Stellung seiner Preußen bei Meissen geprüft hatte, erließ an demselben Tage einen Parole-Befehl, in welchem er sagte:

„In der Schlacht, deren Zeuge ich war, habt Ihr durch Muth, Ausdauer und freudige Hingebung, Euch des alten Preußischen Namens würdig gemacht. Nehmt daher das Zeugniß meiner ungetheilten Zufriedenheit. Kein ausgezeichnetes Verdienst, welches mir bekannt wird, soll unbelohnt bleiben. — Nach der Schlacht ist Ordnung und Gehorsam die erste Soldaten-Tugend; ich darf meine tapfern Krieger nicht erst daran mahnen. Gott ist mit uns gewesen, er wird ferner mit uns bleiben; wir sehen schon jetzt mit den schönsten Hoffnungen, der nahen Frucht unserer Anstrengungen entgegen. — Ich kann Euch mit Gewißheit verkünden, daß in wenigen Tagen, eine neue mächtige Hilfe uns zur Seite stehen wird. — Kämpft ferner für Euern König, Euren Ruhm und Eure Freiheit, wie am letzten Tage unter meinen Augen, und wir können eines baldigen glorreichen Sieges gewiß sein."

Napoleon hatte nunmehr erkennen gelernt, mit welchem beharrlichen Feinde er zu thun habe. Er

fühlte, daß seine Gegner an Begeisterung und an körperlicher Kraft, seinem neugeworbenen Heere, welches er für seinen Ehrgeiz und seine Herrschsucht zur Schlachtbank führte, überlegen waren und daß er um zu siegen, nur auf seine Uebermacht zählen könne. —

An dem Tage der Schlacht von Groß-Görschen, hatte Bülow Halle mit Sturm genommen. Man schlug sich mit großer Erbitterung in den Straßen der Stadt; 500 Gefangene und 6 Geschütze eroberten die Sieger; doch war auch dieser Sieg nutzlos, da Bülow bei dem Rückzug der großen Armee ebenfalls das linke Elbufer räumen, und über Dessau zurückgehen mußte, um Berlin zu schützen. —

Vom Feinde nur schwach verfolgt, gingen die Verbündeten in sechs Tagen über die Elbe zurück, nachdem sie die Brücke bei Meißen, und die wiederhergestellten Theile der Brücke bei Dresden zerstört hatten, ohne ein Geschütz oder Fuhrwerk verloren zu haben. — Dieser Rückzug machte einen tiefen Eindruck auf das Volk, die hohen Erwartungen sanken und Mißtrauen trat an deren Stelle. — Eine gewonnene Schlacht, sagte man, und doch ein Rückzug? — Auch der Ruhigste, Parteiloseste fand sich in Ungewißheit über sein Urtheil, weil die amtlichen Berichte sich über die Zwecke des Rückzugs nicht deutlich aussprachen. —

Es waren genug Preußen für den König und die Freiheit des Vaterlandes gefallen, sie waren so

ruhmvoll in den Tod gegangen, daß sich der König verpflichtet fühlte, ihr Andenken auch vor der Nachwelt zu ehren. Am 5. Mai erließ er aus Dresden die Verordnung über die Stiftung eines bleibenden Denkmals für die im Kampfe für die Unabhängigkeit und die Freiheit des Vaterlandes Gebliebenen.

Es sollte hienach, um diejenigen auch nach dem Tode zu ehren, den sie in der Ausübung einer solchen Heldenthat finden würden, welche sie nach dem Urtheil ihrer Kameraden des eisernen Kreuzes würdig machte, ein Denkmal in den Garnison-Kirchen errichtet werden. Zu diesem Zwecke sollte in denselben eine einfache Tafel mit dem eisernen Kreuz geschmückt aufgestellt werden, die Inschrift enthaltend:

„Die gefallenen Helden ehrt dankbar König und Vaterland."

„Es starben den Heldentod aus dem *** Regiment:

und hierauf sollten die Namen der Gebliebenen folgen, mit der Angabe des Ortes wo sie den Tod fanden, und des Tages, an welchem er erfolgte. —

Aber auch für alle, welche auf dem Bette der Ehre starben, sollte in jeder Kirche eine Tafel errichtet werden mit der Inschrift:

„Aus diesem Kirchspiel starben für König und Vaterland: —

und auf dieser sollten die Namen aller zu dem Kirchspiel gehörig gewesenen Gefallenen, verzeichnet wer-

den, diejenigen, welche das eiserne Kreuz erlangt hatten, oder dessen würdig gewesen wären, ohne an. — Am Ende des Feldzuges sollte eine förmliche kirchliche Todtenfeier zu ihrem Gedächtniße gehalten werden. Wir sehen noch täglich mit Rührung in allen Kirchen diese Denkmäler der Dankbarkeit des Königs und des Vaterlandes, und lesen dort die Namen derjenigen, welche den Heldentod starben. Diese Namen füllen in manchen Kirchspielen die ganze große Tafel und haben in einigen sogar Supplementtafeln nöthig gemacht.

Den Tapfern, welche dem Feinde im offenen Gefecht eine Kanone abnehmen würden, sicherte der König an demselben Tage in einem besonderen Befehle eine Belohnung von 50 Dukaten zu. —

Nachdem sich am 7. Mai die Verbündeten über die Elbe zurück gezogen hatten, rückte Napoleon vor. Er lud sofort den König von Sachsen ein, in sein Land zurück zu kommen. Dieser traf am 12. Mai auch wirklich in Dresden wieder ein. Napoleon bewillkommte ihn vor dem Thore und führte ihn unter Glocken-Läuten und Kanonendonner durch die Reihen der französischen Krieger in seine Residenz ein. — Dieses Glück mußte aber der König von Sachsen auch sofort durch ein großes Opfer bezahlen. Torgau war seit mehren Jahren zur Festung umgeschaffen; in der Stadt stand General Thielemann mit

8000 Sachsen. Dieser, ein hochherziger Deutscher Mann, hatte immer im Stillen gehofft, sein König werde sich Preußen und Rußland anschließen, und zur Befreiung Deutschlands mitwirken; daher hatte er es immer sehr geschickt zu vermeiden gewußt, daß er Franzosen in die Festung aufnahm, und auch dem Verlangen, Geschütz und Munition von dort nach Wittenberg zu senden, nicht Folge geleistet. Eben so hatte er aber auch die Anträge der Verbündeten, ihnen die Festung zu überliefern, oder einen freien Durchzug zu gestatten, abgelehnt, um dem Willen seines Souverains nicht entgegen zu handeln. Sein Benehmen hatte bis jetzt die Billigung seines Königs genossen, und noch am 5. Mai hatte ihn derselbe angewiesen, wenn die Franzosen bis zur Elbe vorrücken sollten, ihnen die Festung nicht ohne Oestreichs Einwilligung zu öffnen. — Im Gefolge dieser Anweisung hatte Thielemann auch den Marschall Ney der den freien Durchzug durch dieselbe verlangte, abgewiesen. — Napoleon war dieser Waffenplatz von hoher Wichtigkeit, und jetzt nach dem geleisteten Dienste, konnte der König von Sachsen nicht umhin, an von Thielemann den Befehl ergehen zu lassen, die Festung zu räumen, und sie den Franzosen zu übergeben, seine Sachsen aber dem im Felde stehenden Heere zuzuführen. Letzterer befolgte zwar den Befehl, aber er selbst konnte sich nicht entschließen, gegen Deutschlands Freiheit zu kämpfen und ging daher zu den Russen über. —

Außerdem mußte Friedrich August den Franzosen auch die beiden schweren Cavallerie-Regimenter, ausgezeichnet schöne Truppen, überantworten, welche ihn nach Prag geleitet hatten. —

Napoleon machte mit großem Eifer Anstalten; um den Uebergang über die Elbe zu erzwingen, welchen die Russen zu verhindern suchten. — Er ließ die Elbbrücke bei Dresden wieder herstellen, oberhalb und unterhalb der Stadt Schiffbrücken schlagen. — Unter dem Schutz von 20 Stück Geschütz, welche von der Brühlschen Terasse hinüber donnerten, gingen 3000 Voltigeurs über die Brücke, und es entspann sich mit den Russen ein heftiges Gefecht, welches mit dem Rückzug der letztern endete. — Um den Brückenbau bei Priesnitz zu schützen, ließ Napoleon dort 30 Stück Geschütz aufführen; die Russen beantworteten das Feuer aus 40 Feuerschlünden, dann verstärkte Napoleon das seinige bis auf 80 Kanonen, welches die Russen nöthigte, sich zurück zu ziehen, und den Brückenbau geschehen zu lassen. Jetzt strömte das Französische Heer in zahllosen Haufen, welche sich einander Tag und Nacht folgten, über die Elbe! —

Nachdem Napoleon noch die Befestigung der Neustadt Dresdens angeordnet hatte, zu deren Bewerkstelligung Tausende von Landleuten aus Sachsen zusammen getrieben wurden, nachdem er befohlen hatte, eine ungeheure Menge von Getreide, Stroh, Heu und Schlachtvieh in Sachsen zusammen zu trei-

ben, und nach Dresden in die Magazine zu schaffen, so wie ein Baracken-Lager für die Truppen zu erbauen, welche zur Vertheidigung Dresdens angewandt werden konnten, ging er am 18. Mai von dort ab, um die Verbündeten zu verfolgen. Diese hatten, nachdem der Nachtrab unter Milorado-witsch heftige Gefechte bei Bischofswerda und Godau bestanden hatte, bei welchen das erstere unglückliche Städtchen von den Franzosen in Brand gesteckt ward, ein Bivouac bei Bautzen bezogen. — Der König hatte, nachdem er am 8. Morgens Dresden verlassen, um 9 Uhr sein Hauptquartier im Dorfe Lichtenberg, und war am 11. bei Wurschen, eine Stunde hinter Bautzen angelangt. —

Der Verlust welchen die Armeen durch Todte und Blessirte bei Groß-Görschen erlitten hatten, ward ziemlich wieder ersetzt. Der General Barclay de Tolly hatte sich mit 14,000 Mann, nachdem er Thorn eingenommen, der Armee angeschlossen, auch war Kleist mit 5000 Mann von Leipzig herbei gekommen, und es waren auch sonst noch Verstärkungen aus dem Innern herbeigeeilt. Aber in gleichem Maaße hatte auch Napoleon neue Truppen an sich gezogen, so daß beide Theile wieder eben so stark wie vor der Schlacht von Groß-Görschen waren. Aber das Mißverhältniß zwischen beiden Armeen ward dadurch nicht gehoben, indem die Franzosen immer noch einmal so stark waren, als die Preußen und Russen zusammen genommen. —

Es entstand abermals die Frage, ob man sich bei Bautzen in einer nicht unvortheilhaften Stellung vertheidigen, und eine Schlacht annehmen, oder sich noch weiter zurück ziehen sollte. Die Uebermacht der Franzosen schien das Letztere wiederum anzurathen; dagegen mußte man durchaus den Feind aufhalten, um Zeit zu gewinnen, damit man Verstärkungen an sich ziehen, und die Rüstungen in den Preußischen Ländern vollenden konnte. Letztere waren unnütz, wenn der Feind tiefer in das Land vordrang und der König verlor seine Hilfsquellen. Man mußte ferner eine Schlacht liefern, um der Welt zu zeigen, daß man nicht geschlagen sei; man mußte das Vertrauen des Heeres in seine eigene Kraft beleben, und besonders die Oestreicher, deren Bevollmächtigter sich im Lager befand, und welche noch immer schwankten, durch das Beispiel, was die kleinere Zahl Russen und Preußen gegen einen so viel stärkern Feind auszurichten vermöchte, zu ermuthigen, entschieden gegen Frankreich aufzutreten. So ward denn beschlossen, die Schlacht nicht zu versagen. Hiezu hatte man die Stellung bei Bautzen gewählt, und schon seit mehreren Tagen arbeiteten einige Tausend Mann daran um Bautzen und das Schloß Ortenburg, welches das Centrum der Schlacht-Ordnung bilden sollte, zu befestigen. — Der König hatte die Stellung und die Befestigungsarbeiten am 18. Mai besichtigt, und zweckmäßig befunden. Von dem Thurme der Haupt-Kirche und von der Zinne des Schlosses

Ortenburg hatte er die Stellung des Feindes recognoscirt. —

Napoleon hatte eine Kolonne bestehend aus den Corps von Ney, Lauriston und Regnier bei Torgau über die Elbe gehen lassen, welche sich von dort aus nach der Lausitz zog. — Sobald man bei der verbündeten Armee hievon Kunde erhielt, beschloß man, die Vereinigung dieses abgesonderten Heerhaufens mit der aus Dresden vorgedrungenen Hauptarmee der Franzosen zu verhindern. Den Auftrag solches zu thun, erhielten Barclay de Tolly und York. Ersterer ging auf Königswartha zu, stieß dort auf den Feind, nahm nach einem heftigen Gefechte die Stadt mit dem Bajonnet ein, zerstreute die Franzosen und nahm ihnen 7 Geschütze ab. York hatte seinen Marsch auf Weißig gerichtet, Barclay de Tolly forderte ihn auf, denselben auf Wartha zu richten, und den Sieg zu vervollständigen. Im Begriff dieses zu thun, stieß er auf einen viel stärkeren Heerhaufen, der von Weißig aus, die große Straße nach Bautzen zu erreichen strebte. York griff diese Kolonne, welche Lauriston befehligte, an, indessen erhielt er von Barclay de Tolly die Weisung, von dem Vordringen abzustehen, das Gefecht abzubrechen und sich rückwärts der Haupt-Armee wieder anzuschließen. Man sah ein, daß der Feind zu überlegen war, als daß man hätte den Kampf mit Erfolg fortsetzen können, und es kam nur darauf an, ihn mit Ehren abzubrechen. Die Preußen behaupteten in diesem ungleichen Kampfe

das Schlachtfeld, bis in die Nacht, und zogen sich dann auf das Hauptheer zurück. — Der Zweck, die Vereinigung der beiden Hauptmassen des Feindes zu verhindern, ward nicht erreicht. — Dem Feinde war ein Verlust von 3000 Mann und 10 Geschützen beigebracht, von welchen letztern jedoch nur 6 Stück fortgebracht werden konnten, da es an Transportmitteln fehlte. —

Am Tage vor der zweitägigen Schlacht von Bautzen, den 20. und 21. Mai, einer der blutigsten des Krieges, hatten beide Armeen folgende Stellungen:

Napoleon hatte am 19. die feindliche Position recognoscirt, und stellte hierauf den Marschal Oudinot, Herzog von Reggio mit dem 12. Corps auf dem rechten Flügel auf; es lehnte sich an die Anhöhen des linken Spree-Ufers, und ein Thal trennte es von den gegenüberstehenden Russen, Macdonald, Herzog von Tarent, stand mit der Cavallerie auf der Straße von Dresden nach Bautzen, neben ihm, Marmont, Herzog von Ragusa, mit dem 6. Armee-Corps links von Bautzen gegen Nadelwitz und Nieder-Kaina. Neben diesem folgte General Bertrand mit 2 Divisionen des 4. Armee Corps, denn die dritte näherte sich erst am folgenden Tage dem Schlachtfelde auf dem äußersten linken Flügel, um allenfalls den rechten der Verbündeten zu umgehen. Lauriston, Regnier und Ney waren noch auf dem Marsch von

Hoyerswerda, wie angeführt ist, und also hinter dem linken Flügel. —

Die Preußen und Russen hatten dagegen folgende Stellung gewählt. —

Miloradowitsch, der die Avant-Garde befehligte, hatte mit ungefähr 10,000 Mann Bautzen, und links von der Stadt das rechte Spreeufer besetzt (die Stadt hatte man in der Eile befestigt; das heißt, die Mauern mit Schießscharten versehen und Schanzen aufgeworfen), neben ihm stand auch noch als Avant-Garde, Kleist mit 5000 Mann bei Burk. Beide hatten als Schutzwehr steile Schluchten des Spreeufers vor sich. —

Blücher mit 20,000 Mann nahm den rechten Flügel des Haupttreffens ein, und vertheidigte die Anhöhen von Krekwitz; Doberschütz, Plieskowitz und Nieder-Gurca. Diese Dörfer waren überall stark besetzt, Barclay de Tolly hielt die Mitte auf dem Windmühlenberge bei Gleina, das Centrum war das Dorf Parschwitz, welches zwei russische Divisionen unter Gorlschakoff und Berg besetzt hielten, daneben bei Baschütz und der Bautzner Straße stand York mit Preußen; der linke Flügel unter Prinz Eugen von Würtemberg erstreckte sich bis an das hohe waldige Gebirge. — Die russischen und preußischen Garden, und die Cavallerie derselben, meistens Cürassiere, zusammen 24,000 Mann bildeten die Reserve bei Klein-Purschwitz, wo sich der Kaiser und der König befanden. Kosaken-Haufen schwärmten bis an

die Böhmische Grenze, um das Umgehen der Armeen zu verhindern. Bülow deckte inzwischen Berlin gegen einen plötzlichen Ueberfall mit seinem Corps, und den nur noch mit Piken bewaffneten Landwehren, welche auf den ersten Ruf, daß die Hauptstadt in Gefahr sei, so gut bekleidet und bewaffnet als möglich, herbei gekommen waren; selbst aus Pommern von der Seeküste war ein Bataillon in Eil-Märschen herangezogen. —

Die Stellung war zur Vertheidigung geschickt, aber Kriegskundige tadeln sie, daß sie für die Zahl der Truppen, welche den Verbündeten zur Verfügung standen zu ausgedehnt gewesen sei und sich daher in einzelnen Abtheilungen nicht genug gegenseitig hätten unterstützen können. Eine Schlacht aber, die auf die Vertheidigung berechnet ist, hat überhaupt nur den Zweck, den Angriff des Feindes mit Verlust zurückzuweisen, um den Rückzug mit mehr Ruhe bewerkstelligen zu können, und schwerlich hat wohl der König, selbst wenn sie günstig ausgefallen wäre, die Absicht gehabt, schon jetzt die Offensive wieder aufzunehmen, wenigstens zeigt solches die Disposition der Schlacht, welche für den Fall des Sieges keine Anordnungen wegen des Vorrückens enthält. — Uebrigens war der Plan Napoleons, die Preußen auf dem rechten Flügel zu umgehen, wohl außer allem Zweifel, welches durch die Ankunft des Ney'schen, Lauristonschen und Regnierschen Corps auf diesem Punkt, sich deutlich aussprach. Aber hier stand

Blücher mit seinen Preußen, um dieses zu verhindern.

Nachdem Napoleon von den Schmochtzer Höhen die Stellung und das Schlachtfeld übersehen hatte, stellte er die Corps von Macdonald, Marmont und Bertrand unter den Oberbefehl des Marschal Soult, und befahl um 12 Uhr Mittags Bautzen zu nehmen. — Jetzt eröffnete der Donner der Kanonen die Schlacht. Die drei Corps der Franzosen stürzten sich auf Miloradowitsch und Kleist. Macdonald fand die steinerne Brücke, welche nach der Stadt führte, nicht zerstört, der Grund warum Miloradowitsch solches unterlassen hatte zu thun, ist unbekannt; stürmend erzwang jener den Uebergang. Marmont schlug, das Feuer der Russen nicht achtend, vier leichte Brücken über den Strom, und drang auf die Stadt an, die er auch trotz der heftigsten Gegenwehr einnahm, indem französische Tirailleurs den steilen Berg worauf sie liegt, erkletterten, und drüben die Mauer erstiegen. Man macht den Russen den Vorwurf, daß sie die Stadt nicht kräftig genug vertheidigt hätten, und freilich ist solches auffallend, da sie befestigt, und der Schlüssel der Position war. Wahrscheinlich ward die Einnahme derselben, durch den Tod des russischen Anführers der Artillerie begünstigt, wodurch Verwirrungen entstanden, auch war sie nur mit vier Bataillonen also zu schwach besetzt. Auch Oudinot war inzwischen auf einer schnell geschlagenen Brücke den Strom passirt, und hatte den russischen General

Emanuel zurückgedrängt, der links von Bautzen stand. Zwar gelang es demselben, nachdem er Verstärkung erhalten hatte, seinen Gegner aufzuhalten, aber Bautzen war einmal verloren, und daher hielt es Miloradowitsch für gerathen, sich auf die Hauptmacht zurückzuziehen und die Anhöhen von Mahltheuer und Blösa zu besetzen. Dieses geschah gegen 6 Uhr Abends, — und die Franzosen drangen nun sofort aus Bautzen und von Nieder-Kaina in Quarrées vor. Nur Meist hielt noch Stand. Von dem Bertrandschen Corps und einem Theil des Marmontschen angegriffen, vertheidigte er die Stellung mit Heldenmuth. — Auf das Höchste von der Uebermacht bedrängt, sandte Blücher ihm eine Unterstützung von 3000 Mann zu Hilfe und gewährte ihm so die Mittel, bis zum Einbruch der Nacht zu widerstehen, und seine Stellung zu behaupten. Als aber auch Bertrand bei Nieder-Gohra den Uebergang über die Spree erzwingen wollte, sah er sich ebenfalls genöthigt, zurückzugehen, und sich hinter den Batterien von Litten aufzustellen, hier hörte jetzt der Donner des Geschützes auf, und die Schlacht war so diesen Tag beendet. Auf dem linken Flügel hatten sich die Franzosen bemüht, den Prinzen Eugen zu umgehen, und sich durch das Waldgebirge zu schleichen; allein sie wurden dort von den Russen entdeckt und zurückgeworfen, die Dunkelheit ließ auch hier den Kampf beenden. —

Von jetzt an rückten aber die französischen Colonnen über Bautzen und über die geschlagenen Lauf-

brücken mit Macht vor. — Das Schicksal des ersten Tages, war zum Nachtheil der Verbündeten entschieden, und wenn es von Seiten der Letzteren auch nur als ein Avantgarden-Gefecht betrachtet werden konnte, weil die Hauptmassen nicht daran Theil nahmen, so kostete es doch den Franzosen 10,000 Mann, welche größtentheils bei der hartnäckigen Vertheidigung des Uebergangs über die Spree und der Einnahme der Stadt gefallen waren. Der König hatte sich heute überall befunden, wo Gefahr war, vorzugsweise aber in der großen Schanze auf dem linken Flügel, bei dem Prinzen Eugen von Würtemberg, um zeitig Nachrichten aus dem Gebirge zu erhalten. Um 10 Uhr Abends, als der letzte Kanonenschuß verhallte, kehrte er nach Wurschen zurück, um am andern Morgen früh 3 Uhr wieder auf dem Schlachtfelde gegenwärtig zu sein. —

Napoleon hatte sein Hauptquartier in der Stadt Bautzen genommen, Oudinot und Macdonald standen vorwärts derselben den Russen gegenüber, Marmont bei Nadelwitz und Nieder-Kaina, Bertrand noch auf dem linken Spree-Ufer bei Nieder-Gurig und Ney und Lauriston näherten sich eiligst von Sähringen, welchen Regnier von Hoyerswerda aus folgte. Es hatten die Franzosen also wesentliche Vortheile errungen. — Die Russen und Preußen standen in ruhiger Fassung und Unerschrockenheit in den früheren Positionen der Hauptmacht, und erwarteten am folgenden Morgen die Fortsetzung des blu-

tigen Waffentanzes. Es waren nur folgende Veränderungen getroffen worden; Miloradowitsch hatte sich dem linken Flügel angeschlossen, dessen Befehl übernommen, und mit dem Prinzen Eugen von Würtemberg vereinigt; sie hatten den hohen Bergrücken inne, welcher sich nach Hochkirchen hinzieht; im Centrum, bei welchem sich auch die Corps von York und Kleist befanden, bildete Barclay de Tolly den rechten Flügel.

Mit dem Anbruch des Tages recognoscirte Napoleon abermals die Stellung seiner Gegner und ordnete das Wiederbeginnen des blutigen Kampfes an. Oudinot stürzte sich zuerst auf den linken Flügel unter Miloradowitsch mit Ungestüm, aber er ward auch eben so entschieden empfangen, und alle seine Bemühungen die Höhen zu gewinnen, welche jener vertheidigte, waren fruchtlos. — Er bat Napoleon mehrfach um Unterstützung, aber dieser, welcher diesen Angriff nur als einen Schein-Angriff betrachtete, dem es nicht darauf ankam, ob dort Tausende sanken, indem er sein Augenmerk auf einen ganz andern Punkt gerichtet hatte, und seines Sieges sich für gewiß hielt, antwortete dem, an ihn abgesandten Adjutanten: „Recht gut, sagen sie nur dem Marschall Oudinot, er solle thun, was er vermag, aber die Bataille werde bestimmt Nachmittags 3 Uhr gewonnen sein.“ — Während man sich dort in den Bergen umherschlug, war Ney, den er längst ersehnt hatte, herbeigekommen, vereinigte sich mit Bertrand, und griff Barclay

de Tolly auf dem Windmühlenberge bei Gleina mit solcher Kraft an, daß dieser seine Stellung aufzugeben genöthigt war, besonders da die Franzosen durch das waldige Ufer der Spree geschützt, sich beeiferten, ihn in der rechten Flanke zu umgehen. Er zog sich stets fechtend, langsam auf die bei Baruth, drei Stunden von Bautzen liegende Anhöhe, die Vogelshütte genannt, zurück, der Feind verfolgte ihn, und nahm das Dorf Preititz fort. — Die Schlacht war verloren, wenn dieses Dorf nicht wieder genommen werden konnte, denn Blüchers rechter Flügel war bedroht. Eine Colonne hatte sich zwischen ihn und Barclay de Tolly geschoben, und Preitiz lag jenem so weit im Rücken, daß er für seinen Rückzug besorgt sein mußte; da sandte er Kleist ab, um Preitiz wieder zu nehmen, und unterstützte ihn durch zwei Brigaden. — Preitiz ward von dem braven Regiment Kolberg, und den Preußischen Garden wieder erobert, und hierdurch dem Vorrücken der Franzosen ein Ziel gesetzt, auch das beabsichtigte Umgehen des rechten Flügels vereitelt. Es mochte etwa 1 Uhr Mittags sein, als dieses Dorf wieder in Preußischen Händen war. Bis hieher war, außer dem Verluste der Position von Barclay de Tolly für die Verbündeten Alles gut gegangen, und auf dem linken Flügel waren sogar wesentliche Vortheile errungen worden. — Nun aber entschied sich das Kriegsglück gegen dieselben. — Napoleon überzeugte sich jetzt, daß die Kreckwitzer Anhöhe auf welcher Blücher stand, der eigentliche Schlüssel der

feindlichen Position sei, und daß diese, es koste was es wolle, genommen werden müsse. Er hatte sie bis dahin mit geringer Kraft angegriffen; jetzt aber ordneten sich seine Garden, vier Divisionen Reiterei, die Corps von Marmont und Bertrand zum Angriff derselben, und drangen auf Klein-Jenkwitz von Nieder-Gurig und Runschütz und von den Anhöhen von Kayna durch eine große Menge Geschütz unterstützt, vor. Es war ein unaufhörlicher Donner desselben; dieses, das Rasseln des kleinen Gewehrfeuers und das Geschrei der Angreifenden betäubte das Gehör. Der alte Blücher stand noch immer unerschüttert, und wieß die Angriffe der Feinde zurück, aber bald hatten sich zwei Russische Batterien gänzlich verschossen, und mußten als unnütz abgefahren werden. Hiezu kam noch, daß Blücher gerade als dieser heftige Angriff geschah, seine einzige Reserve zur Unterstützung von Barclay de Tolly abgesandt und sich hierdurch geschwächt hatte. —

Schon hatte Blücher das zweite Treffen in die Linien des ersten gezogen, als er einsah, daß es jetzt noch Zeit sei, das Gefecht abzubrechen, ohne in Verwirrung zu gerathen, und sich nach Purschwitz zurückzuziehen. York und vier Bataillone Russischer Garden, welche ihn unterstützen sollten, kamen zu spät, denn auf der Hälfte des Weges erfuhren sie schon, daß die Kreckwitzer Höhen genommen, und von den Franzosen mit zahlreichem Geschütz besetzt wären. Zwar warf die Brigade Kleist den nachrückenden Feind

mit dem Bajonnet zurück, auch York eroberte das Dorf Kreckwitz, und machte ein Bataillon Würtemberger darin zu Gefangenen, allein die Höhen konnten nicht wieder genommen werden, denn es vertheidigte sie ein fürchterliches Kartätschen-Feuer, und 60 leichte Geschütze folgten in einer Linie den sich zurückziehenden Preußen. — Auf dem linken Flügel hingegen hatte Miloradowitsch den Feind geworfen und war im vollen Vorrücken begriffen. — Es war um die vierte Stunde des Nachmittags, als die Schlacht diese Wendung genommen hatte, und keine Hoffnung mehr war, die verlorenen Stellungen wieder zu gewinnen. Die beiden Monarchen hielten mit den Haupt-Anführern einen Kriegs-Rath, und es mußte wie bei Groß-Görschen jetzt entweder Alles gewagt, oder der Kampf abgebrochen werden. — Um den Krieg auf die Länge mit mehr Ausdauer führen zu können, ward das Letztere gewählt, und der Rückzug beschlossen. Es blieb kein Zweifel, daß man den Kampf jetzt noch ohne Gefahr abbrechen könne, weil der linke Flügel im Vortheil sich befand, und die Mitte zwar zurück gegangen, aber nicht geflohen war. — Um 5 Uhr verließ der König zwar traurig, aber nicht entmuthigt oder niedergeschlagen das Schlachtfeld und ritt nach Reichenbach, wo er Quartier nahm. Miloradowitsch und Eugen von Würtemberg zogen sich über das unglückliche Hochkirch, wo schon einmal unter dem großen Friedrich das Preußische Waffenglück scheiterte, auf Löbau und Reichenbach, Blücher

und York und Barclay de Tolly über Wurschen und Weißenberg eben dorthin. —

Zwar suchte der Feind die errungenen Vortheile zu verfolgen, aber die Verbündeten zogen sich in einer solchen Ordnung zurück, boten wiederum auf jeder Anhöhe dem Feinde die Spitze, vertheidigten jedes Dorf und jedes Gebüsch, und dieses mit einer Uebereinstimmung, Planmäßigkeit und einsichtsvollen Leitung der Obern, daß derselbe keine wesentlichen Vortheile erringen, oder ihnen große Nachtheile zufügen konnte. —

Das Resultat der dreitägigen Gefechte, war ein Verlust von 12 bis 15,000 Mann, auf der Seite der Verbündeten, welche todt und verwundet waren. Gefangene hatten die Franzosen wenige gemacht, und es war keine Kanone, noch weniger eine Fahne eingebüßt worden. Dagegen hatten die Verbündeten 3000 Gefangene und 12 Kanonen erbeutet. Die Franzosen gaben ihren Verlust selbst auf 12,000 Todte und Blessirte an, er ist aber bestimmt viel höher, da allein 18,000 Blessirte aus der Schlacht von Bautzen, (von den Franzosen, von Wurschen genannt) nach Dresden eingebracht wurden, deren viele, ein schrecklicher Anblick, auf den öffentlichen Plätzen und in den Straßen vor den Augen der Einwohner verbunden und selbst amputirt werden mußten, weil kein Gelaß vorhanden war, um sie sofort unterzubringen. —

Beide Schlachten, die von Bautzen und Groß-Görschen hatten das Uebereinstimmende, daß sie keine

wichtigen Erfolge hatten, und von den Verbündeten, welche bei ihrer kleinen Anzahl dem Feinde nicht widerstehen konnten, eigentlich nur um der Ehre willen, um den Soldaten Muth zu machen und der Welt ihre Kraft zu zeigen, geschlagen wurden. In beiden siegte Napoleon durch seine richtige strategische Berechnung, dort erschien der Vicekönig von Italien, hier Ney in dem entscheidenden Augenblick und an dem rechten Punkte auf dem Kampfplatze. In beiden überwog der Muth und die moralische Kraft der Verbündeten, diejenige des Feindes, in beiden war der Verlust der Franzosen größer, als der der Verbündeten, ungeachtet sie vom Kampfplatze abzogen. In beiden ward Napoleon die Lehre gegeben, daß ohngeachtet der kleinen Zahl die Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit seine Gegner dergestalt beleben könne, um ihm einen haltbaren Widerstand zu leisten, und es hiezu nicht blos, wie er in Rußland erfuhr, der Kräfte der Natur bedurfte. Der Tag nach der Schlacht kostete Napoleon drei treffliche Generäle. Am Morgen vier Uhr, brachen die Franzosen zur Verfolgung auf. — Miloradowitsch deckte den Rückzug gegen die Franzosen; er setzte sich dreimal bei Schöps, Reichenbach und Markersdorf; bei Reichenbach ward die Russische Cavallerie von Polnischen Uhlanen angegriffen, und diese letzteren verjagt, nun erschien aber die ganze Französische Cavallerie unter Latour Maubourg; die Russische Cavallerie mußte weichen, und bei diesem Gefecht riß eine Kanonenkugel dem

General La Bruciere beide Beine fort. — Noch am Abend spät, als das Gefecht längst abgebrochen war, und die Russen sich auf den Höhen von Görlitz aufstellten, ritt Napoleon mit seinem Gefolge vor, um zu recognosciren. Plötzlich donnerte noch ein Kanonenschuß, und tödtete wenige Schritte hinter ihm, dem trefflichen Artillerie-General Kirchner, und verwundete zugleich seinen Liebling Duroc, den er zu den schwierigsten diplomatischen Sendungen gewöhnlich brauchte, in den Unterleib. Duroc ward in einen nahgelegenen Bauerhof gebracht, wo er nach wenigen Stunden unter unsäglichen Schmerzen starb. Napoleon hatte dieser Vorfall tief erschüttert. —

Der König verlegte sein Hauptquartier nach Lauban, und von hier nach Löwenberg; dort erließ er eine Proclamation an sein Volk, um es wegen des Rückzugs nach zweien Schlachten zu beruhigen, und es zu ermuntern, nicht an dem Gelingen der guten Sache zu verzweifeln, sondern in treuer Liebe gegen den König und das Vaterland zu verharren.

„Jeder Angriff," sagte er, „den die verbündete Armee gemacht hat, ist von dem glücklichsten Erfolge gekrönt gewesen; dennoch ist sie dem Feinde mit Vorsicht gewichen, um sich ihren Hilfsquellen und Verstärkungen zu nähern, und den Kampf mit desto gewisserem Erfolge zu erneuern. Jeder Preuße, der für sein Vaterland den Tod gefunden hat, ist als Held gefallen, in jedem der zurückkehrt, habt ihr rit-

terlichen Sinn und Heldenmuth zu ehren. — Von demselben Geiste muß das Volk beseelt sein, welches solche Muster vor sich sieht, das unter Friedrichs Regierung mit Muth, Beharrlichkeit und Treue, mehrjährige Drangsale ertrug, welche endlich zu einem glücklichen Ausgang und zu einem glücklichen Frieden führten. Ich erwarte diesen Muth, diese Treue, diesen Gehorsam von meinem Volke, besonders aber von meinen Märkern und meinen Schlesiern, denen der Schauplatz des Krieges am nächsten ist. — Jeder thue willig, was Gesetz und Pflicht ihm gebieten."

„Keinen verlasse das Vertrauen auf Gott, auf das tapfere Heer, und auf die eigene Kraft."

Langsam zog sich das Heer der Verbündeten immer weiter zurück. Am 25. ging es über den Bober, unter steten Gefechten, die nicht entscheidend waren; der rechte Flügel war in Hainau, und mehr südlich der linke in Goldberg. Die sämmtlichen Französischen Corps folgten, nur Oudinot mit seiner Schaar, wandte sich links nach Lukau gegen Bülow, welcher wie angeführt, Berlin deckte. — Mit Schmerz und tief erschüttert, betrat das Heer wiederum den vaterländischen Boden, weil es bei seiner geringen Zahl den Feind nicht hatte zurückhalten können. —

Nun wurden auch die Verordnungen des Landsturm-Edicts, wenigstens theilweise vollzogen, die Behörden und Magistrate verließen die Städte, die Cassen wurden fortgeführt, das Vieh weggetrieben,

die Effecten versteckt und vergraben, die Magazine welche nicht zu retten waren angezündet. Nur die Menschen blieben in den Häusern, weil es ihnen an Kraft gebrach, sie selbst zu zerstören.

Bei Schillenberg hinter Hainau gab Blücher, der den Befehl der Arrière-Garde übernahm, den Franzosen unter General Maison eine empfindliche Lehre. Er legte 20 Schwadronen, lauter Preußen von dem Oberst Dolfs befehligt, mit 2 Batterien rechts und links der großen Straße in Versteck, der Oberst Mutius mußte die Französische Division Maison, welche ihm folgte, angreifen und durch einen verstellten Rückzug dahin zu leiten suchen, wohin er sie haben wollte. — Es war verabredet, daß das Anzünden einer zwischen Baudmannsdorf und Pohlsdorf stehenden Windmühle das Zeichen zum Hervorbrechen und zum Angriff der Cavallerie sein sollte. — Das ganze Manöver glückte vorzüglich; denn so wie Maison aus Hainau hervorkam, ward das verabredete Zeichen gegeben, die Mühle ging in Flammen auf, und v. Dolfs stürzte sich mit einer solchen Schnelligkeit auf den Feind, daß derselbe sich nicht zu ordnen vermochte; seine Cavallerie entfloh, die Infanterie ward niedergeritten, 1500 Franzosen wurden getödtet, 400 gefangen genommen, 18 Kanonen erbeutet, wovon jedoch nur 11 wegen Mangel an Bespannung fortgebracht werden konnten. — Noch größer würden die Erfolge gewesen sein, wenn die Franzosen sich nicht nach Michelsdorf gerettet hätten, oder Infante-

rie bei der Hand gewesen wäre, um sie von dort zu vertreiben. — Leider war unter den 70 Todten und Verwundeten, welche die Preußen nur zählten und zwar unter den erstern, der brave Oberst v. Dolfs, dessen Ungestüm, wenn er gleich schon im Anfange des Gefechts blieb, der Sieg zuzuschreiben war. — Die Franzosen wagten den ganzen Tag nicht aus Hainau vorzurücken, aber mehr als dies war der Eindruck werth, welchen dieses glänzende und siegreiche Gefecht auf die ganze Armee machte, bei welcher der Muth doch schon zu sinken anfing, weil der Rückzug nicht aufhörte. —

Der König war an diesem Tage von Goldberg nach Breslau gereist, um dort die nöthigsten Veranstaltungen zur Beschleunigung der Bewaffnung des Landes und der Verpflegung der Truppen zu treffen. —

An demselben Tage übernahm Barclay de Tolly den Oberbefehl des ganzen Heers, dessen rechten Flügel Blücher, und den linken Flügel Wittgenstein befehligte. —

Am 27. ging der rechte Flügel über Liegnitz, welches er dem Feinde überließ, nach Wahlstadt und Mierschnitz, der linke über Jauer nach Striegau, und beide nahmen wieder vereinigt, eine feste Stellung hinter dem Striegauer Wasser; von hier ward am 31. Mai das verschanzte Lager bei Pülzen unweit Schweidnitz bezogen, eine Wendung, die Napoleon unerwartet kommen mußte, da hiedurch Breslau Preis gegeben ward. Dagegen wurden aber die Franzosen in ihrer

rechten Flanke bedroht und ein weiteres Vordringen in das Herz des Landes erschwert. Es war dieses eine Flanken-Bewegung, wie sie die Russen im vorigen Jahr nach der Einnahme von Moscau bei Kaluga gemacht hatten, welche die glücklichsten Folgen herbei geführt hatte, indem hiedurch der Feind für seine Flanke und für seinen Rücken besorgt gemacht ward. —

Zwar hatte der General Schuler v. Senden, welcher bis dahin Glogau belagert hatte, den Befehl erhalten, die Belagerung aufzuheben, und Breslau zu decken, und er zog sich deshalb auf Lissa, hier mußte er aber von Ney angegriffen, der Uebermacht weichen. In einem noch blutigern Gefecht bei Groß- und Klein-Rosen verloren die Russen 3000 Mann, General Schuler mußte die Position an der Lahe verlassen, und zog sich über Breslau nach Ohlau zurück. — Im Gefolge dieser Bewegungen hatte General Victor Glogau entsetzt, und Lauriston sich Breslaus bemächtigt, nachdem die Ober-Behörden zuvor die Stadt verlassen hatten, und dieselbe unvertheidigt blieb, dennoch erhielten die Franzosen hier noch einen großen Schreck, als in der Nacht auf den 4. Juni Feuer in der Stadt ausbrach, denn das grausende Beispiel von Moscau stand ihnen wieder vor Augen, auch konnten sie bei dem Inhalt des ihnen nicht unbekannten Landsturm-Edicts, und den energischen Maßregeln der Preußen etwas Aehnliches erwarten. Napoleon nahm sein Hauptquartier in Neumark, und empfing dort die Abgeordneten der Stadt, welche

erstaunten, wie genau er von allen Verhältnissen im Innern derselben unterrichtet war, und hieraus auf die Spione schließen mußten, welche sie in ihren Mauern beherbergt hatten. —

Der König hatte am 30. Mai Breslau verlassen, und sich nach Schweidnitz begeben, wo auch das Hauptquartier des Kaisers Alexanders war, und am 31. war es nach Ober-Gradiz verlegt worden.

Auf einmal änderte sich die Scene. — Beide Theile fühlten das Bedürfniß nach Ruhe, um ihre Heere zu verstärken; zwar hatte den Verbündeten in diesen Tagen der General Sacken aus Polen eine bedeutende Heeres-Abtheilung zugeführt, aber diese genügte nicht. Auch den Franzosen konnten die Verstärkungen immer nur langsam folgen, je mehr sie sich von der Elbe entfernten. Schon am 18. Mai hatte ein Parlamentair ein Schreiben des Oberstallmeister Caulaincourt überbracht, nach welchem dieser eine Audienz bei dem Kaiser Alexander nachsuchte; letzterer theilte den Inhalt desselben dem Könige mit, und in einer Konferenz ward beschlossen, daß die Audienz in Gegenwart des Königs und der Bevollmächtigten von England, Oestreich und Schweden erfolgen könne. Die Antwort sollte am 20. Mai abgehen, gerade als der Angriff der Franzosen auf Bautzen erfolgte, weshalb sie, um nicht Schwäche zu verrathen, unterlieb. — Jetzt sandte man sie ab. Das Rückschreiben ward am 26. Mai bei den Vorposten abgegeben, und drückte den Wunsch aus, einen Waffen-

ſtillſtand zu ſchließen. — Die beiden Monarchen erwogen ihn reiflich, und ſandten am 29. und zwar der Kaiſer Alexander den General Schuwalow und der König den General Kleiſt zu den Vorpoſten, bei welchen ſich auch der Herzog von Vizenza (Caulaincourt) einfand, um das Nähere zu verabreden. — Es ward vorläufig auf den 2. Juni die Einſtellung der Feindſeligkeiten auf 36 Stunden, und das für neutral erklärte Dorf Porſchwitz bei Jauer, als der Ort, wo man die Verhandlungen fortſetzen wollte, beſtimmt. Hier dauerten dieſelben bis zum 4. Juni Nachmittags 2 Uhr; denn die Verbündeten beſtanden auf die Räumung Breslaus, als unerläßliche Bedingung der aufzuhebenden Feindſeligkeiten, auf welche Napoleon nicht eingehen wollte. Endlich gab er unter der Bedingung nach, daß die Stadt von keinem der kriegführenden Theile beſetzt werden ſollte, und der Waffenſtillſtand ward unterzeichnet, welchen Friedrich Wilhelm ſchon am folgenden Tage, wo die Nachricht von deſſen Abſchluß eintraf, in ſeinem Hauptquartier Ober-Gródizberg und zwar im dortigen Prediger-Hauſe, ratificirte. Pörſchwitz iſt hiedurch in der Geſchichte der Rettung des Preußiſchen Staates berühmt, denn ohne dieſen Waffenſtillſtand wäre Preußen, aller Anſtrengungen ungeachtet, dennoch höchſt wahrſcheinlich verloren, oder zu einem Kriegstheater geworden, von deſſen Verheerungen es ſich nicht wieder hätte erholen können. Für das Heer war er nothwendig, um daſſelbe zu verſtärken, aber auch darum weil die

Lage deſſelben, dadurch höchſt mißlich geworden, daß das verſchanzte Lager bei Pülzen bereits umgangen war, und man es ſchon aufgehoben hatte, um nicht von der Oder abgeſchnitten zu werden. —

Die Bedingungen des Waffenſtillſtandes waren folgende:

1) Die Feindſeligkeiten ſollen auf allen Punkten, mit der Bekanntmachung dieſes Waffenſtillſtandes, aufhören;

2) Der Waffenſtillſtand ſoll dauern bis zum 20. Juli einſchließlich, und dann noch ſechs Tage länger, wenn er an dieſem Tage aufgekündigt würde;

3) Die Feindſeligkeiten können demnach erſt ſechs Tage nach der Aufkündigung des Waffenſtillſtandes in den verſchiedenen Hauptquartieren, wieder beginnen;

4) Die Demarkationslinie zwiſchen den Armeen der kriegführenden Mächte iſt folgender Maaßen feſtgeſtellt: In Schleſien beginnt die Linie der franzöſiſchen Armee an der Grenze von Böhmen, geht durch Seifershau, Alt-Komanitz, folgt dem Laufe des kleinen Fluſſes, welcher bei Berthelsdorf in die Bober fließt, und dann den Bober entlang bis Lähn, von da bis Neukirch an der Katzbach, und weiter in gerader Linie, nach dem Laufe dieſes Fluſſes, bis zur Oder. — Die Städte Parchwitz, Liegnitz, Goldberg und Lähn, gleichviel, an welchem Ufer des an ihnen

vorbeiſtrömenden Flüſſes ſie liegen, können von den Franzoſen beſetzt werden. — Die Demarkationslinie der Verbündeten, welche an der Grenze von Böhmen ihren Anfang nimmt, ſoll durch Bolkenhain nach Striegau hinauf, längs dem Striegauer-Waſſer bis Kanth, und endlich, durch die Orte Bettlern, Oltoſchien und Althoff, die Oder erreichen. — Die Armee der Verbündeten kann die Städte Landshut, Rudelſtadt, Bolkenhain, Striegau und Kanth, ſammt ihren Vorſtädten beſetzen. — Die ganze Demarkationslinie des franzöſiſchen und verbündeten Heers bleibt neutral, und darf durch keine Truppen beſetzt werden, nicht einmal durch Landſturm. Dieſe Beſtimmung findet auch Anwendung auf die Stadt Breslau. Von der Mündung der Katzbach wird die Demarkationslinie dem Laufe der Oder bis zur Sächſiſchen Grenze folgen, dann an der Grenze von Preußen und Sachſen hinlaufen, hierauf die Elbe erreichen, indem ſie unweit Müllroſe die Oder verläßt, und der Preußiſchen Grenze folgt, dergeſtalt, daß ganz Sachſen, das Deſſauiſche und die umliegenden kleinen Staaten des Rheinbundes der franzöſiſchen Armee und deren Verbündeten zuſtehen, und ganz Preußen der Armee der verbündeten Ruſſen und Preußen. — Die von Sachſen umſchloſſenen preußiſchen Landestheile ſollen als neutral betrachtet, und von keinerlei Truppen beſetzt werden. Die

Elbe, bis zu ihrem Ausfluß, bestimmt und endigt die Demarkationslinie zwischen den kriegführenden Heeren mit Ausschluß der weiterhin angegebenen Punkte. Die Französische Armee behält die Inseln und alles das, was sie von der 23. Militair-Division am 8. Junius um Mitternacht besetzt haben wird. — Wenn die Stadt Hamburg nur belagert wird, so soll dieselbe, wie die andern belagerten Städte behandelt werden. Alle Artikel des Waffenstillstandes, welche auf diese Anwendung finden, sollen auf sie bezogen werden. Die Vorpostenlinie der kriegführenden Mächte am 8. Junius soll für die 32te Militair-Division die Demarkationslinie, während des Waffenstillstandes bilden, unter Vorbehalt militairischer Abänderungen, welche die gegenseitigen Befehlshaber für nöthig halten möchten. — Diese Abänderungen sollen, übereinstimmend, von einem Offizier des Generalstabs jeder Armee, nach den Grundsätzen vollkommen gleicher gegenseitiger Rechte, festgesetzt werden; —

5) Die Festungen Danzig, Modlin, Zamoscz, Stettin, und Küstrin sollen alle fünf Tage, nach Verhältniß der Stärke ihrer Besatzung, mit Lebensmitteln versehen werden, wofür die Befehlshaber der sie einschließenden Truppen Sorge tragen werden. Ein Kommissair, welchen der Kommandant einer jeden Festung ernennt, soll sich bei dem Befehlshaber der belagerten Trup-

pen aufhalten, und darauf sehen, daß die festgesetzten Lebensmittel angeschafft werden. —

6) Während der Dauer des Waffenstillstandes, soll jede Festung, außerhalb ihres Umkreises, einen Radius von einer französischen Meile einnehmen. Dieser Bezirk bleibt neutral; demgemäß hat Magdeburg seine Grenze eine französische Meile weit auf dem rechten Elb-Ufer. —

7) Ein französischer Offizier soll in jede belagerte Festung geschickt werden; um den Kommandanten von dem Abschluß des Waffenstillstandes und von der Art seiner Verpflegung zu benachrichtigen. — Ein russischer oder preußischer Offizier soll jene auf der Hin- und Herreise begleiten; —

8) Von beiden Theilen in jeder Festung ernannte Kommissarien sollen den Preis der zu liefernden Lebensmittel festsetzen. — Die Rechnungen darüber, welche durch die mit der Aufsicht auf die Beobachtung des Waffenstillstands beauftragten Kommissarien mit dem Ende jedes Monats abgeschlossen werden, berichtigt der Kriegs-Zahlmeister im Hauptquartier. —

9) Von beiden Theilen sollen Offiziere des Generalstabs ernannt werden, um, in Uebereinstimmung die allgemeine Demarkationslinie an denjenigen Punkten zu bestimmen, wo sie nicht durch einen Wasserzug bestimmt ist, und wo Ungewißheiten Statt finden mochten;

10) Alle Truppenbewegungen sollen so geleitet werden, daß jedes Heer seine neuen Linien am 12. Junius eingenommen hat. — Alle Corps oder Abtheilungen der verbündeten Armee, welche jenseit der Elbe, oder in Sachsen sein möchten, kehren ins preußische Gebiet zurück;

11) Es sollen Offiziere der französischen und verbündeten Armeen gemeinschaftlich abgeschickt werden, um den Feindseligkeiten durch Eröffnung des Waffenstillstandes auf allen Punkten ein Ende zu machen. Die Oberbefehlshaber werden sie mit der nöthigen Vollmacht versehen. —

12) Es sollen von beiden Seiten zwei Kommissarien ernannt werden, um über die Vollziehung der Bestimmungen des gegenwärtigen Waffenstillstandes zu wachen. — Sie sollen sich in der Neutralitätslinie zu Neumark aufhalten, um über die Streitigkeiten, welche entstehen möchten zu entscheiden. — Diese Kommissarien müssen sich binnen vierundzwanzig Stunden dahin begeben, um die Offiziere zu ernennen, und die Befehle abzufertigen, welche in Gemäßheit des jetzigen Waffenstillstandes abgesendet werden sollen ꝛc.

Dieser Bedingung gemäß räumten die Franzosen am 11. Juni Breslau, und Eilboten gingen nach allen Seiten ab, um die entferntern Corps, und besonders die vielen Partheigänger welche im Rücken der Franzosen, sogar bis in Franken hinein, umher-

schwärmten, von dem Waffenstillstande zu benachrichtigen und sie über die Elbe zurück zu rufen. Die Armeen nahmen ihre angewiesene Stellungen ein, und der König rechtfertigte die Annahme des Waffenstillstandes durch eine Proklamation in welcher er sagte:

„Der Feind hat einen Waffenstillstand angeboten, ich habe ihn mit meinen Alliirten bis zum 20. Juli angenommen, dieß ist geschehen, damit die National-Kraft, welche mein Volk bis jetzt so rühmlich gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne,"—

welche indessen die Armee und das Volk wenig über das Geschehene beruhigte. Beide Monarchen nahmen nun ihr Hauptquartier in dem Schloß von Petswalde und Napoleon ging mit der alten Garde nach Dresden zurück.

Nachdem wir dasjenige erzählten, was seit der Schlacht bei Groß-Görschen bei der großen Armee vorging, ist es wohl zur Uebersicht des ganzen Verhältnisses nöthig, daß wir auch kurz dasjenige berühren was auf andern Punkten geschah.

Berlin und die Marken wurden, obgleich die Franzosen tief in Schlesien eindrangen, dem Könige erhalten. Bülow hatte sich nach der Schlacht von Groß-Görschen wie bereits angeführt ist, auf das rechte Ufer der Elbe zurückziehen müssen und war bestimmt, Berlin zu decken. Anfangs war er besorgt daß die unter Ney's Befehl stehende Heeres-Abthei-

lung welche bei Torgau die Elbe überschritt gegen ihn gerichtet sei, daher ward das Volk in der Mark bewaffnet, Schanzen und Verhaue gemacht und die Flüsse und Bäche aufgestauet, um das Land zu überschwemmen und unzugänglich zu machen und selbst vor Berlin arbeitete der Hohe mit dem Niedrigsten unter unglaublichem Eifer, um die Stadt gegen eine Ueberraschung durch Verschanzungen zu sichern. Die Landwehren eilten so gut bewaffnet und gekleidet, wie es anging, zur Hilfe herbei. Wir wissen es aber daß Ney sich rechts wandte, und zur Schlacht von Bautzen eilte, welche seine rechtzeitige Ankunft entschied. Nach derselben wandte sich Oudinot gegen Bülow, und auch dieser war vorgerückt, um wo möglich einen Theil der französischen Armee auf sich zu ziehen, und so der großen Armee Luft zu verschaffen. Bei Hoyerswerda trafen beide auf einander, Bülow glaubte nur die Avantgarde der Feinde vor sich zu haben, aber bald entwickelten die Franzosen so bedeutende Streitmassen daß er sich bis Guben zurückziehen mußte, Oudinot aber über Ruhland und Kirchhain nach Luckau vordringen konnte. Die Stellung von Luckau, wenn es auch nur ein kleiner Ort ist, welchen bloß seine Mauern, seine tiefen Gräben und ein kleiner Fluß vertheidigen, schien dem General Bülow so wichtig daß er sie früher zu besetzen suchte, ehe es dem Feinde möglich war. Dieß gelang und er wählte hier eine Stellung auf den nördlichen Anhöhen der Stadt, und diese letztere vor der Mitte liegend, welche

ihm Hoffnung gab, den viel stärkern Feind aufhalten zu können, Luckau selbst hatte er stark besetzt. Am 4. Juni erschien Oudinot und Vormittags um 11 Uhr entspann sich der Kampf. Der Feind sah ein, daß die Stadt der Schlüssel der Stellung der Preußen sei und griff diese mit Sturm-Colonnen an. Der Kampf ward heftig, es gelang ihm auch sich der Kalauer Vorstadt zu bemächtigen und sogar über die Brücke in das Thor einzudringen, aber er ward mit dem Bajonnet wieder zurückgeworfen, ebenso mißlangen die Angriffe rechts und links der Stadt, wo sich der Feind bemühte, über den kleinen Fluß vorzudringen, welcher vor der Preußischen Stellung sich hinzog. Dagegen fand der General von Oppen eine Fuhrt durch denselben und griff nun mit der Cavallerie seinerseits den Feind in der rechten Flanke an, sprengte dessen Reiterei auseinander und warf sie auf das Fußvolk welches in Unordnung gerieth, die Kalauer Vorstadt anzündete, um den Preußen die Verfolgung zu erschweren, und sich in Eile nach Sonnenwalde und Uibigau zurückzog. 2500 Todte und Verwundete und 800 Gefangene nebst einer vom General v. Oppen erbeuteten Haubitze waren die Frucht des Sieges, welcher zum erstenmal Berlin rettete. Die meisten französischen Verwundete, welche bei dem Sturm auf die Stadt gefallen waren, hatten sich in den Häusern der Kalauer Vorstadt gerettet, und mußten dort elend verbrennen. In diesem Gefecht schauten märkische und Pommersche Landwehren zum erstenmal den Feind.

Nur in Mänteln gekleidet, das heilige Zeichen ihrer Schaar an den Mützen. Das wenige Gepäck in einem leinenen Beutel über der Schulter tragend, und die Pike in der Hand, standen sie zwar nur im dritten Treffen und wurden nur von Kanonenkugeln erreicht, aber sie waren Augenzeugen des Sieges, welcher ihren Muth belebte, und die Begeisterung welche sie zeigten, indem man sie mit Mühe auf der angewiesenen Stelle zurück halten konnte, gaben die Ueberzeugung daß von diesen Leuten etwas Großes zu erwarten stehe. Indem Bülow die Franzosen verfolgte, kam die Nachricht von dem Waffenstillstand an, und hielt ihn in seinem Siegeslauf auf. In die Stelle der Siegesfreude trat tiefer Schmerz und Mißmuth. —

Nicht so glücklich wie Berlin ging es Hamburg, welches, falls es sich nur noch 10 Tage gehalten nicht das Unglück hätte erdulden dürfen welchem es fast unterlag. Bei dem herrlichen Geiste, welcher die Bürgerschaft beseelte und bei den ungeheuren Anstrengungen welche sie machte konnte sie doch allein und ohne fremde Hilfe einem ernsten Andringen der Feinde nicht widerstehen und die Hilfe welche ihnen Tettenborn zugeführt hatte war zu geringe. Der Blick der Hamburger war daher auf die Dänen gerichtet, deren Befehlshaber auch erklärte, daß sie bereit wären in Hamburg zum Schutz der Stadt einzurücken.

Allein hinter dieser Willfährigkeit war Verrath versteckt, welcher auf folgende Verhältnisse sich gründete. In Schweden war bereits im Jahr 1810 der

französische Marschall Bernadotte, Prinz von Pontecorvo zum Nachfolger des Königs erwählt, welcher, obgleich selbst Franzose und von Napoleon erhoben, doch das Gefühl früher von ihm erlittener Kränkungen nicht unterdrücken, und auch das Beste des Volks, dessen kräftiger Herrscher er sein sollte, nicht verkennen konnte.

Der Handel mit England war für Schweden zu wichtig und die herrischen Anforderungen Napoleons auch für Schweden zu drückend, als daß sich dasselbe nicht hätte an Rußland schließen sollen. Schon waren Schwedische Truppen in Stralsund gelandet, und der Kronprinz hatte sich entschlossen, sie selbst wider seine frühern Befehlshaber zu führen. —

Rußland wollte nun auch Dänemark gewinnen um für die Befreiung Deutschlands zu wirken, aber leider hatte es den Schweden schon vor mehreren Jahren als ein Ersatz für das abgetretene Finnland das Königreich Norwegen heimlich versprochen. Jetzt mußte dieses Versprechen laut werden, und Dänemark verlangte als Entschädigung die Hanseestädte Hamburg, Bremen und Lübeck, welche ihm freilich bei ihrem Reichthum, ihrer Lage und ihren Handel, einen reichen Ersatz für das arme Norwegen darboten. Der russische Unterhändler Fürst Dolgoruki war der Annahme dieser Bedingungen von Seiten seines Hofes so gewiß, daß er den General Tettenborn bereits aufforderte dänische Besatzung in Hamburg aufzunehmen; dieser jedoch vorsichtiger wie jener, erwiederte daß er

solche als Hilfe im Fall der Noth gerne annehmen würde, forderte aber doch Verhaltungs-Befehle seines Kaisers. Am 4. April gingen dänische Gesandte nach Kalisch und London ab um das Weitere zu verhandeln.

Hamburg war schwach besetzt, es konnte dem andringenden Feinde nicht widerstehen, und von der großen Armee war keine Hilfe zu erwarten. Am 9. Mai nahmen die Franzosen die südliche Seite der Insel Wilhelmsburg fort, und nun rief Tettenborn die Dänen zu Hilfe. Sie rückten auch den 10. Mai ein, besetzten die Feddel-Schanze, und groß war die Freude in Hamburg über diesen nachbarlichen Beistand; aber schon am 12. wurden sie aus der Schanze vertrieben und Hamburg konnte nun von dem feindlichen Geschütz erreicht werden. Schlimmer als dieser Verlust war, daß jetzt auch der Mismuth bei den Hamburgern selbst überhand nahm, und sie die Zuversicht zu ihrer Rettung verloren. Aber ihre Lage ward noch zweifelhafter, als sich die Verhandlungen zwischen Dänemark und England zerschlugen und am 18. Mai der dänische Minister Bernsdorf zu Napoleon abreiste, um diesen ein Bündniß gegen Rußland, Preußen, Schweden und England anzutragen, und in Gefolge dessen die dänischen Hilfstruppen Hamburg verließen. Jetzt sank ihnen völlig der Muth! Zwar rief Tettenborn in seiner Bedrängniß die Schweden zu Hilfe und diese zogen am 21. Mai ein, aber auch sie machten nur einen flüchtigen Besuch, denn schon am 25. rief sie der in Stralsund gelandete Kronprinz von

Schweden zurück, weil er wohl einsah, daß Hamburg von der einen Seite von den Franzosen, von der andern Seite von den gegen ihn und Deutschland feindlich gesinnten Dänen eingeschlossen, nicht zu retten war und er seine Truppen nicht aufopfern wollte. Am 27. kamen noch Preußen von Lauenburg zu Hülfe aber ihre Zahl war zu geringe. Jetzt war alle Hoffnung geschwunden. Die Dänen hatten ihre Truppen bereits unter den Befehl des Marschall Davoust gestellt, in Hamburg selbst herrschte Kleinmuth und Mißtrauen, die Festungswerke waren im schlechtesten Zustande, es fehlte an Artilleristen, die Bürger hatten keine Neigung mehr sich zu vertheidigen, so zog denn auch Tettenborn in der Nacht vom 30. Mai ab, und überließ das unglückliche Hamburg seinem Schicksal. Die wahren Patrioten wanderten mit ihm aus, nur Anarchie herrschte in der Stadt, daher riefen die Behörden selbst die Dänen herbei, welche die Ruhe erhielten, aber nach wenigen Stunden die Stadt an die Franzosen abtraten. Davoust zog ein, entwaffnete die Bürger und legte gleich der Stadt eine Strafe von 48 Millionen Franken auf, welches nur erst der Anfang der ungeheuren Erpressungen war, die die Hamburger später dulden mußten. Um die Bewahrung des deutschen Nordens schien es geschehen, denn auch Lübeck ward am 3. Juni von den Dänen besetzt. Am 9. Juni konnte füglich die Nachricht von dem Waffenstillstand bei Hamburg ankommen, hätten die Schweden es bis dahin nur gehalten, so wäre

diese wichtige Stadt für die gute Sache gerettet worden.

Die Aufopferung derselben erregte in Deutschland ein allgemeines Mißfallen und schwächte den Enthusiasmus, der für die gerechte Sache überall erwacht war. Sie fiel als ein Opfer des zwischen Rußland und Schweden über Norwegen geschlossenen Vertrags, und Deutschland verlor hierdurch höchst wichtige Hilfsquellen.

Die vielen Parteigänger im Rücken des Feindes hatten ohngeachtet des Rückzuges der großen verbündeten Armee mit vielem Glück gefochten. Die Kosaken hatten unter Borisow, ein Regiment neu gebildete französische Reiter auseinander gesprengt und den General Poinret, 2 Obersten und 360 Mann gefangen und die übrigen getödtet, späterhin aber 19 Wagen mit Kriegsbedürfnissen und eine Kriegskasse genommen.

Der preußische Rittmeister Colomb hatte bei Zwickau einen bairischen Transport überfallen und 18 Kanonen, 6 Haubitzen, 42 Wagen, 400 Pferde erbeutet und 300 Gefangene gemacht.

Czernitscheff ging am 28 Mai mit 1500 Mann Russen und 500 Lützower Jäger nebst 2 Kanonen über die Elbe, um einen bedeutenden Artillerie-Transport, der sich auf der Straße von Halberstadt und Magdeburg bewegte, aufzuheben und war schon am 30. vor Halberstadt. Hier stieß er auf den Westphälischen General Ochs mit 1600 Mann Infanterie und 14 Geschützen. Dieser hatte eine Wagenburg

gebildet und empfing die Russen mit einem Kartätschen-Feuer. Czernitscheffs beide Kanonen steckten aber glücklicher Weise fünf Pulverwagen bei der Wagenburg in Brand. Durch das Auffliegen derselben entstand eine große Verwirrung, welche Czernitscheff benutzte und einhieb. Er erbeutete die 14 Kanonen den ganzen Wagenzug und nahm den General Ochs nebst allen denjenigen, die nicht geblieben waren, gefangen.

Kühn durch diesen Erfolg gemacht, drang er auf Leipzig vor, wo sich General Arrhigi, Herzog von Padua mit 8000 Mann befand. Hier erschien er am 7. Juni unvermuthet, überfiel die in der Umgegend cantonirende Cavallerie, zersprengte sie, und wollte eben Leipzig selbst angreifen, als die Nachricht vom Waffenstillstand ankam und ihn nöthigte über die Elbe zurückzugehen. —

Vierhundert Reiter von Lützowschen Corps und eine Kosaken-Abtheilung unter Lützow selbst befanden sich im Voigtlande als ihnen, nachdem sie mehrere glänzende Gefechte bestanden hatten, die Baierschen Behörden am 9. Juni die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstande mittheilten. Lützow marschirte sofort zurück und war am 17. in Kitz unfern Zeitz. Hier ward er unvermuthet von 6 Eskadrons Würtembergern, einigen Eskadrons Franzosen und drei Bataillons Infanterie unter dem Würtembergischen General Norrmann, verrätherischen Andenkens, nach dem dieser anfangs erklärt hatte, ihn nur beglei-

ten zu wollen, angegriffen, seine Truppen auseinandergesprengt und theils gefangen, theils niedergehauen. Nur Lützow selbst mit 60 Jägern und 60 Kosaken rettete sich und kam über die Elbe. Es war eine niedrige Hinterlist und Ungerechtigkeit welche der Normann verübte, sie traf Preußen um so schmerzlicher als jene schwarze Schaar aus gebildeten hochherzigen Männern bestand, die wohl ein besseres Schicksal verdient hätten. — Normann vertheidigte seine Unthat mit einer sophistischen Auslegung des §. 10. des Waffenstillstandsvertrags nach welcher, wie er behauptete alle Streif-Parteien am 12. Juni hätten über die Elbe sein sollen, diese Bestimmung enthielt er aber nicht, auch mußte er darauf Rücksicht nehmen, daß es dieser vorgeschobenen Truppe nicht möglich war, solches in so kurzer Zeit zu bewerkstelligen.

Es sei erlaubt noch einen Blick auf die Lage der Festungen zu werfen, welche die Franzosen inne hatten.

Danzig ward von dem Fürsten Alexander von Württenberg blockirt, und von dem ausgezeichneten französischen General Rapp vertheidigt. Die Festung war mit 25,000 Mann besetzt und in dem vortrefflichsten Zustande. Nach dem Abgange eines Theils des russischen Corps zur großen Armee, war das Belagerungsheer durch Ost- und West-Preußische Landwehren unter dem Brigadier Major v. Dohna verstärkt worden. Belagerungsgeschütz ward aus Riga, Graudenz und von England erwartet. Es hatten die Franzosen mehrere Ausfälle gemacht, von welchen

der am 9. Juni merkwürdig ist, weil sich bei demselben die Ostpreußische Landwehr zuerst auszeichnete; etwas Entscheidendes war gegen die Festung noch nicht vorgenommen.

Glogau ward anfangs vom General Miloradowitsch eingeschloffen, und als er zur Armee abging übernahm General Schuler von Senden mit Preußischen Reserve-Bataillons und zwei russischen Regimentern, welche nicht mehr wie 530 Mann zählten, die Blokade. — Die Belagerten waren 6000 Mann stark unter dem General Leplanc. Er machte mehrere Ausfälle welche zurückgewiesen wurden. Ein Versuch der Belagerer die Brücke über die Oder mit einer Höllenmaschiene in die Luft zu sprengen mislang am 20. April. Am 4. Mai erhielten die letztern Belagerungsgeschütz. Am 7. Mai ward eine Transchee gegen die Sternschanze aufgeworfen. Nachmittags machten die Franzosen einen Ausfall; es gelang ihnen sich derselben zu bemächtigen, doch wurden sie mit Verlust zurückgeschlagen. Zwar rückten am 15. und 17. Mai noch Verstärkungen von Landwehren an, aber die ungünstigen Nachrichten von der Armee zwangen den General Schuler von Senden das Belagerungsgeschütz wieder einzuschiffen und abfahren zu lassen, und am 26. Mai erhielt er den Befehl die Blokade aufzuheben, welches auch ohne Verlust bewerkstelligt ward.

Küstrin ward vom General-Lieutenant Kapczewitsch mit einem schwachen Corps blockirt, welches

kaum ausreichte, die Festung zu umstellen; es fiel dort nichts Wichtiges vor.

Stettin war mit 8000 Mann unter dem entschlossenen General Grandeau besetzt und die Festung zu einer hartnäckigen Vertheidigung mit allem Nöthigen versehen. Erst berennten sie Kosaken, dann umstellte sie General Bülow und Borstel und als diese zur Armee gingen, übernahm General-Lieutenant Graf von Tauenzien am 18. März die enge Einschließung mit 13 Bataillonen. Am 7. April machten die Franzosen einen Ausfall nach Finkenwalde und steckten das Dorf in Brand, mehrere Ausfälle folgten. Das Dorf Grabow ward in Brand gesteckt, ebenso die Holzhöfe der Kaufleute. Es war aber noch keine Tranchée eröffnet, als der Waffenstillstand abgeschlossen ward. Thorn, Spandau und Pillau waren bereits genommen, Magdeburg ward nachdem sich Bülow über die Elbe zur Deckung Berlins zurück gezogen hatte, vom General von Borstel blockirt. Es fiel dort nichts Bedeutendes vor, bis General Bülow auch ihn an sich zog und er die Blokade an den von Küstrin heranrückenden russischen General Woronzow überließ.

Der abgeschlossene Waffenstillstand machte auf das Volk und die Armee, besonders in den Gegenden welche vom Feinde nicht besetzt waren, und die Lage des Heeres in Schlesien nicht kannten, einen höchst

betrübenden Eindruck. Man vermuthete daß diesem ein Friede folgen würde und welche Bedingungen konnte man von demselben erwarten, da der Feind die Verbündeten von der Saale bis in das Herz von Schlesien zurückgetrieben hatte. Ein solcher Friede sollte nun die Frucht der großen Opfer, so vielen Blutvergießens, so unendlicher Anstrengungen sein? Kaum hatte man vier Wochen gekämpft, und schon ein Waffenstillstand? dieses konnte ein Volk nicht beruhigen, welches entschlossen war, Blut und Leben an die National-Ehre, an die Selbstständigkeit und Freiheit zu wagen. Die Kurzsichtigen! Sie begriffen nicht, daß der Abschluß des Waffenstillstands als ein Glanzpunkt in der Weisheit des Königs dasteht, und ohne ihn Alles verloren war. Sie kannten nicht die Streitkräfte des Feindes, und diejenigen des Heeres! Waren doch bei der Armee des Königs nur noch 15,000 waffenfähige preußische Männer. Das einzige was ihren Mißmuth entschuldigen konnte war die edle Ursache aus welcher er entsprang. — Die Gründe welche den König bestimmten den Waffenstillstand anzunehmen, wären folgende:

Man konnte bereits auf Oestreichs Hilfe ziemlich sicher rechnen, aber es mußte Zeit gewonnen werden, damit dieses seine angefangenen Rüstungen, welche es unter dem Vorwand einer bewaffneten Friedens-Vermittelung unternahm, vollenden konnte.

Rußland wollte seine entfernten Streitkräfte heranziehen, der König die Landwehren einüben und

ausbilden. Mit den Streitkräften welche bis dahin den Verbündeten zu Gebote ſtanden war bei aller Tapferkeit kein Sieg mehr zu hoffen. Sobald die Franzoſen noch weiter vordrangen, ſo mußte man Schleſien aufgeben, denn die Ruſſen konnten dort nicht ſtehen bleiben, und ſich von ihrem Vaterlande abdrängen laſſen, ging man noch weiter zurück, ſo verlor man die Hilfsquellen aus dieſen aufgegebenen Provinzen, und würde dann Oeſtreich noch Hilfe geleiſtet haben? — Es kam alles darauf an, Zeit zu gewinnen, um Hilfe an Kriegern und Kriegsbedürfniſſen herbeizuſchaffen. Die Reſultate des Waffenſtillſtandes waren auch außerordentlich, es waren der Beitritt von Oeſtreich und Schweden mit 225,000 Mann. Die Heranziehung der ruſſiſchen Verſtärkungen, welche das Heer noch einmal ſo ſtark machten wie es war, denn es zählte zwar viele Regimenter, aber ſie waren kaum ſo ſtark wie halbe Bataillone; dann aber die vielleicht in der Geſchichte unerhörte Entwickelung der Preußiſchen Streitkräfte, von welchen nach Beendigung des Waffenſtillſtandes, außer den wieder vollzählig gemachten Linien-Regimentern, allein 50,000 Mann durch die gebildeten Reſerve-Regimenter und 150,000 Mann Landwehren auf dem Kampfplatze erſchienen. Der Waffenſtillſtand war ein großes Glück für Preußen, ja ſelbſt für Europa, deſſen Rettung nur durch ihn gelang. Einen Vorwurf konnte man nur machen, daß er nicht früher verſucht ward. — Denn alsdann wäre der Wohlſtand eines

großen Theils von Schlesien gerettet, und Hamburg und Lübeck der großen Sache erhalten worden, aber es würde zu frühzeitig die Schwäche des Heers verrathen worden sein, wenn man ihn angetragen hätte. Es waltete das Auge der Vorsehung über Preußen welche alles zum Besten kehrte.

Man wird aber fragen, warum Napoleon wohl den Waffenstillstand gewünscht haben konnte? Er hatte den Krieg mit zusammengerafften Recruten wieder begonnen, nachdem seine alten Schnurrbärte der Schnee in Rußland deckte. Er wollte den Feind mit Massen erdrücken, aber jetzt stand ihm ein ganz anderer Feind, wie er erwartet hatte, bei Groß-Görschen und Bautzen gegenüber. Tapfer war dieser bis zur Begeisterung und kriegsgewandt wie keiner seiner frühern Gegner. Sein Kriegsheer war nicht ausgebildet, seine Soldaten nicht mehr für die Ehre und den Ruhm empfänglich, nur der Zwang hatte sie zusammengetrieben, dann fehlte es ihm auch an Cavallerie um seine Siege zu verfolgen. Endlich hatte ihn der Flankenmarsch der Preußen und Russen in das Lager von Pülsen über die Verhältnisse zwischen den Verbündeten und Oestreich besorgt gemacht, welchen erstern sich die letztere Macht schien anschließen zu wollen. Es wäre unklug gewesen, weiter vorzudringen und das große Oestreich über dessen Stimmung er zweifelhaft war, hinter sich zu lassen. Daher schloß er den Waffenstillstand theils, um alles zu versammeln was er an waffenfähigen Männern auftreiben

konnte und seine Truppen zu bilden, theils wo möglich an denselben einen ehrenvollen Frieden zu reihen.

Der König entwickelte nach abgeschlossenem Waffenstillstande eine unglaubliche Thätigkeit. Mit jedem Tage vermehrte sich die Landwehr. Die Landwehrmänner erhielten Uniformen und statt der Piken Gewehre, welche England und Oestreich lieferten, sie wurden förmlich eingeübt, um den Evolutionen der Linie folgen zu können, eben so bildete sich der Landsturm zu geregelten Schaaren. —

Auf allen öffentlichen Plätzen tönte das Geräusch der Waffen, und erblickte man Schaaren von Einübenden, mühsam suchte man invalide und verabschiedete alte Unteroffiziere auf, um den Leuten das mechanische des Dienstes beizubringen. Morgens lernten die Landwehr-Offiziere, welche aus den gebildeten Ständen der Gutsbesitzer, der Beamten, jungen Kaufleute und Landwirthen gewählt wurden, bei jenen dasjenige, was sie wenige Stunden später den Landwehrmännern wieder lehrten. Das ganze Land war eine Werkstätte für Kriegsbedürfnisse. England fuhr fort: Kleidung, Waffen, Schießbedarf, Geschütz, Lagergeräthe und Schanzzeug und Ausrüstungen für die Cavallerie zu senden, und alle diese Geräthe waren von besonderer Güte und Schönheit, auch landeten bei Stralsund einige Batterien congreviſcher Raketten von Engländern bedient.

Nicht minder thätig war Rußland. Es zeigte jetzt die ungeheuren Hilfsmittel welche das große

Land liefern könne. Die Linien-Regimenter welche ankamen, bestanden aus kräftigen Leuten, von gesundem Aussehen, deren Haltung Muth und Ausdauer zeigte. Die unregelmäßigen Haufen von Kosaken, Kalmucken und Baschkiren, welche aus den entferntesten Steppen Rußlands herbeieilten, erregten die Bewunderung der Beschauer, durch ihre Kleidung und Bewaffnung. Viele trugen Panzerhemden und Bogen und Pfeile. Herrlich war das zahlreiche Geschütz und trefflich dessen Bespannung, welches vor jeder Kanone und jedem Wagen aus gleichfarbigen Rossen bestand.

Schweden hatte 30,000 Mann auf deutschen Boden bei Stralsund gelandet, für welche England eine Subsidie von jährlich einer Million Pfund Sterling, nach einem am 3. März geschlossenen Vertrage zahlte.

Oestreich blieb auch nicht in den Rüstungen zurück. Beide Theile schmeichelten sich seines Beistandes. Der Kaiser von Oestreich selbst erklärte, wie schon gemeldet, sie geschähen nur, um einen dauerhaften Frieden von demjenigen der Krieg führenden Theile zu erzwingen, der seine gut gemeinten, auf die Ruhe von Europa abzweckenden Vorschläge, nicht annehmen würde. — Wenn sich auch Rußland und Preußen schmeichelte, daß ihnen dessen Beistand nicht fehlen werde, so ward doch dieses zweifelhaft, als Oestreich den Polen und Sachsen, welche sich nach der Flucht an der Beresina in das Krakausche Gebiet ge-

rettet hatten, den ungehinderten Durchmarsch durch seine Länder und die Wiedervereinigung mit Napoleon gestattete; wahrscheinlich wollte Oestreich seine eigentlichen Absichten noch nicht enthüllen.

In diplomatischer Hinsicht suchte der König neue Verträge mit England zu schließen. In einem schon am 14. Juni zu Reichenbach, zwischen England und Preußen abgeschlossenen Vertrage, verpflichtete sich der König 80,000 Mann bis zur Beendigung des Krieges zu stellen, wogegen England für das Jahr 1813 eine Subsidie von 666,666 Pfund Sterling zu zahlen versprach. Außerdem wollte man unter der Bürgschaft von England eine Anleihe, unter den Namen des Bundes-Geldes, zum Betrage von 5 Millionen Pfund Sterling durch die Ausgabe von Papiergeld machen, von welchen Preußen $\frac{1}{3}$ und Rußland $\frac{2}{3}$ erhalten, und welche 6 Monate nach Beendigung des Krieges eingelöset werden sollte, zu dieser Einlösung wolle alsdann England $\frac{1}{3}$, Rußland $\frac{2}{3}$ und Preußen $\frac{1}{3}$ beitragen. Als der gemeinschaftliche Zweck des Krieges ward ausgesprochen, daß Preußen die verlorenen Staaten wieder verschafft und Frankreich verhindert werden sollte, irgend einen festen Platz in dem Norden Deutschlands zu behalten und auf demselben einen Einfluß auszuüben, hiezu wolle England aus allen Kräften mitwirken, wogegen Preußen versprach mit gleichem Eifer, England Hannover und dem Herzog von Braunschweig, seine Staaten wieder zu verschaffen.

Rußland verpflichtete sich in einem ähnlichen Vertrage stets 160,000 Mann zu diesem Zwecke vollzählig zu erhalten und bekam 1 Million 133,334 Pfund Sterling an Subsidien.

In einer spätern zu Peterswalde am 6. August geschlossenen Konvention, übernahm Rußland eine Russisch-deutsche Legion von 10,000 Mann zu errichten und England für jeden Mann 10 Pfund Sterling 15 Schilling zu bezahlen und die Remonte, die Verpflegung und die Unterhaltung der Hospitäler für dieselbe auf seine Kosten zu bewirken.

Der König war in Schlesien beschäftigt die Landwehr zu besichtigen, so wie sie sich gebildet hatte, und den Operations-Plan für den nächsten Feldzug zu bestimmen, zu dessen Berathung der Kronprinz von Schweden am 9. Juli im Hauptquartier zu Trachenberg erschien, und daselbst 3 Tage blieb, ferner, die Bestandtheile der Regimenter, Brigaden und Corps zusammen zu stellen, welche jetzt nachdem die Reserven sämmtlich in die Linie rückten, und die Landwehr zusammen gezogen und geübt waren, eine ganz andere Formation erhalten mußten. Am 14. Juli machte er auch eine Reise nach Berlin, um sich dort von dem Zustande der Landwehren zu unterrichten, sie mußten vor ihm manövriren und er konnte nur seine Zufriedenheit mit der Ausrüstung und der Haltung derselben äußern. Wahrscheinlich faßte er dort die Idee zu der Errichtung von einer Garde-Landwehr, denn als das Anhaltsche Landwehr-Bataillon aus kräfti-

gen großen Pommern bestehend, ganz vorzüglich gekleidet und mit einer Haltung wie alte Soldaten bei ihm vorbeimarschirte, so äußerte er freudig ganz laut:

„da kommt wohl die Landwehrgarde an?"

Alle Landwehrmänner die bei dieser großen Musterung zugegen waren bekamen ein Geldgeschenk. Nach einigen Tagen kehrte er nach Schlesien zurück. —

Aber auch Napoleon säumte nicht sein Heer in einen wehrhaften Zustand zu setzen. Alle Landstraßen waren mit Heeres-Abtheilungen bedeckt, welche nach der Elbe eilten. In Italien errichtete der Vize-König ein neues Heer, um auf jeden Fall gegen Oestreich gerüstet zu sein; ein zweites Beobachtungs-Corps stellte sich unter Augereau gegen Böhmen auf, die Festungen an der Elbe wurden verstärkt, bei Hamburg und Dresden neue Werke aufgeführt, und die Rheinbundsfürsten mußten ihre Kontingente übervollzählig machen.

Mit Unruhe schauten die Verbündeten auf Oestreich, welches sich als Vermittler des Friedens aufgeworfen hatte. Es waren von ihm Unterhandlungen welche dazu führen sollten, ihn schon am Schluß des Jahres 1812 einzuleiten versucht worden, waren aber von Napoleon stolz und sogar in einer beleidigenden Sprache abgewiesen worden, und es war klar geworden, daß Frankreich es vorziehe den Krieg zu verewigen, als im geringsten nachzugeben. Jetzt stand die Sache anders, nun waren es die Verbündeten, welche sich entschlossen zeigten, alles Verlorene wieder zu er-

ringen, es koste was es wolle. — Oestreich hatte sich durch die Versprechungen Napoleons, welcher ihm das schöne Schlesien verhieß, nicht blenden lassen; sein Kabinet sah ein, daß sich die ganzen europäischen Verhältnisse anders gestalten müßten, wenn Oestreich nicht über kurz und lang auch von der französischen Welt-Monarchie sollte verschlungen werden. Nur ein solcher Friede, welcher der Macht Napoleons ein hinreichendes Gegengewicht gab, konnte ihm genügen. Im Anfang Juni kam Kaiser Franz nach Prag um dem Kriegsschauplatz näher zu sein, und am 27. Juni fand sich Fürst Metternich ein und trat mit dem französischen Minister Maret Herzog von Bassano zusammen, um neue Einleitungen zum Friedens-Kongreß zu treffen. Es kam am 30. Juni eine Konvention zu Stande, nach welcher Oestreich die Friedens-Vermittelung übernahm und der Waffenstillstand bis zum 10. August verlängert werden sollte, um Zeit zu der Unterhandlung zu gewinnen. Am 5. Juli wollte man die Bevollmächtigten von Frankreich, Rußland und Preußen in Prag versammeln, um das große Werk zu beginnen. Die Verbündeten genehmigten diesen Beschluß, den Metternich und Bassano gefaßt hatten, aber Napoleons Gesandter ließ auf sich warten und erschien erst den 28. Juli. Unter unnützen Erörterungen verstrich die Zeit, aber so viel war zu bemerken, daß Napoleon noch nicht im geringsten zur Nachgiebigkeit gestimmt war. Rußland und Preußen sowohl wie Oestreich sahen ein, daß die Verhandlun-

gen zu seinem Zwecke führten, daher kündigten erstere den Waffenstillstand auf, der hiernach den 17. August ablief. Alexander und der König reisten nach Prag, denn man war jetzt des Beitritts Oestreichs gewiß, den es bereits am 27. Juli in einem geheimen Vertrage für den Fall versprochen hatte, daß der Friede nicht zu Stande käme. Dieses erklärte den Kongreß für beendet, übersandte dem französischen Botschafter seine Päße und zugleich in der Nacht vom 16. auf den 17. August die Kriegs-Erklärung. So sollte denn von Neuem das Schwert entscheiden, ob Preußen glänzend neu erstehen oder ruhmvoll untergehen müsse.

Der Operations-Plan zu dem neu beginnenden Feldzuge war in Trachenberg von dem Könige, dem Kronprinzen von Schweden und dem Russischen Kaiser verabredet worden, die Rollen zu dem großen Trauerspiele waren ausgetheilt. Der Operations-Plan beruhte darauf, daß Napoleon von drei Armeen angegriffen werden sollte; nehmlich von der Nord-Armee unter dem Kronprinz von Schweden, der Schlesischen Armee unter Blücher und dem Hauptheer oder der Böhmischen Armee unter dem Oestreichischen Feldherrn Fürsten von Schwarzenberg. Von diesen sollte der Kronprinz von Schweden und die Böhmische Armee lebhaft auf Napoleon eindringen. Sollte sich dieser mit seiner Hauptmacht gegen die

letztere wenden, so sollte der Kronprinz von Schweden auf seine Operations-Linie mit Eilmärschen vorrücken, wandte er aber seine Hauptkräfte auf den Kronprinzen von Schweden, so sollte die Böhmische Armee ihn von hinten zu fassen suchen. Blücher hingegen sollte Napoleon nach der Elbe folgen und nach Maaßgabe der Umstände, die Nord-Armee oder das Hauptheer unterstützen; er sollte es aber vermeiden eine Hauptschlacht zu liefern, wenn er nicht des Erfolges ganz gewiß sei; er sollte also durch sein Ausweichen den Feind auf sich ziehen, damit die andern beiden Armeen ihn um so sicherer von Norden und Süden umgarnen könnten.

Der Plan war gut, denn Napoleon, stets von verschiedenen Seiten angegriffen, mußte sein Heer theilen, und konnte sich nicht mehr auf eine der Armeen mit Uebermacht werfen und durch diese siegen. Nur Blüchern war hierbei eine Rolle zugetheilt, die seinem feurigen Sinn und seinem Eifer sich mit den Franzosen zu schlagen, wenig zusagte. Er sollte den Fabius cunctator spielen, und beklagte sich darüber sehr bitter, worauf er mit der ihm von dem Oestreichischen Befehlshaber gegebenen Erklärung, daß derjenige, welcher eine Armee von 100,000 Mann commandire, nicht unbedingt auf die Defensive verwiesen werden könne, er also wenn er Gelegenheit fände, den Feind zu schlagen, es nur thun möge, zufrieden gestellt ward.

Blücher tritt von jetzt an, als selbstständiger

Feldherr auf, und seine Thaten greifen nun so tief in das Leben unseres Friedrich Wilhelm ein, daß wir, wie es bei den übrigen großen Männern geschehen ist, eine kurze Biographie von ihm einschalten müssen. — Gebhard Lebrecht von Blücher, der Sohn eines Mecklenburgschen Edelmannes der in Hessischen Diensten stand, ward den 16. December 1742 in Rostock geboren. Sein Vater schickte ihn im siebenjährigen Kriege nach Rügen; der Anblick der Schwedischen Husaren erzeugte in ihm den Drang Soldat zu werden, und er trat als Junker bei denselben ein. Allein sein erster Feldzug gegen die Preußen bekam ihm schlecht, er ward von den Bellingschen Husaren, also von eben demselben Regimente welches nachher das Seinige ward, gefangen genommen. Der Chef desselben gewann den Gefangenen lieb und bewog ihn Preußische Dienste zu nehmen; er ward ausgewechselt und dann Lieutenant in dessen Regiment. Hier brachte er es bis zum Rittmeister, zog sich aber durch seine Wildheit und seine tollen Streiche den Unwillen Friedrich des Großen zu, der ihn bei dem Avancement überging, und hierdurch veranlaßte den Abschied zu nehmen. Mit einem kleinen Vermögen kaufte er in Hinter-Pommern im Belgardschen Kreise ein kleines Landgut und legte sich mit Eifer auf die Landwirthschaft. Seinen Mitständen entging sein heller Geist und gerader Sinn nicht, sie wählten ihn daher zum Landschaftsrath, (nicht Landrath, wie es gewöhnlich heißt). Er diente als solcher mit Eifer und Treue,

aber doch konnte er den Husaren nicht vergessen, denn er eröffnete jedesmal die Sitzung damit, daß er dreimal mit gleichen Füßen auf den Sessions-Tisch hinauf und herabsprang und dann erst seinen Platz ernsthaft einnahm. Bei der ersten Revüe, welche Friedrich Wilhelm der 2te bei Stargardt in Pommern abnahm, bemerkte der König einen über alles kühnen Reiter, der herrlich zu Pferde saß, und sein Roß mit ungemeiner Gewandtheit tummelte. Er fragte: wer dieser sei und erfuhr die Verhältnisse Blüchers. Er ließ ihn auffordern wieder in den Militair-Dienst zu treten, und so ward er zum Major in dem Regiment ernannt, von welchem er früher ausgeschieden war. — In den Feldzügen am Rhein, 1793 und 94, focht er mit Auszeichnung. Nach einem glorreichen Gefecht bei Lochstadt am 18. September 1794 erhielt er als General-Major ein besonderes Corps bei der Armee, die die Demarkations-Linie schützte, und hatte sein Hauptquartier in Münster. Der unglückliche Tag von Auerstädt griff auch in sein Schicksal mächtig ein. Es ist schon erzählt, daß er mit seinem Corps nach Lübeck retirirte, indem er den kühnen Plan faßte, so viele Feinde, wie möglich, auf sich zu ziehen, damit sein König Zeit gewönne, die Reste seines Heeres zu sammeln und die Reserven mit demselben zu vereinigen. Es ist ferner bereits gedacht, daß Blücher bei Lübeck capituliren mußte und gefangen, demnächst aber gegen den General Victor ausgewechselt ward; daß ihn hierauf der König mit einem Corps nach

Stralsund sandte, um eine Diversion in dem Rücken des Feindes zu machen. Der Tilsiter Frieden trat aber früher ein, bevor er in Thätigkeit kommen konnte. Nun erhielt er das Kommando in Pommern und war höchst thätig bei der Ausbildung der Krämper. Das immer steigende Unglück des Preußischen Staats griff seinen Körper und sein Gemüth auf das höchste an, dieses und die Anforderung Napoleons, welcher damals den König zwang, so viele Getreue zu entlassen, brachten ihn in den Ruhestand. Er nahm seine Wohnung in Stargardt in Pommern. Die Ruhe sagte aber seinem Körper und seinem Geiste noch weniger zu und als der König gar gezwungen ward, mit Frankreich gemeinschaftliche Sache zu machen, ward dieser feurige Geist beinahe zerrüttet, der alte 70jährige Greis mit einem siechen Körper fiel förmlich in die Kindheit zurück. —

Da aber ging der erste Morgenstrahl der Freiheit in Osten auf, und belebte den fast kindischen Alten. Er verschwand plötzlich aus Stargardt und erschien in Breslau beim Könige, um seine Dienste anzubieten. Nun war er auf einmal ein kräftiger Alter geworden, der keine Spur von Krankheit an sich trug, dessen Geist hell und klar dachte, dessen Seele mit Hoffnungen erfüllt war, dessen Gemüth die Zuversicht des Sieges in sich trug und dessen einziges Gefühl Haß gegen die Franzosen und ruhmvolle Kampfbegierde athmete. Der König übertrug ihm hierauf das Kommando, und jeder, besonders aber

die Pommern, unter welchen er, als der beinahe in Kindheit versunkene Greis gelebt hatte, erstaunten wie solches dem alten schwachen Mann anvertraut werden könne. Doch Friedrich Wilhelm hatte ihn geprüft und bewährt gefunden, er hatte sich nicht getäuscht. Der Greis war wieder ein Jüngling geworden, der sich bald bei den Russen den Namen Marschall Vorwärts erwarb. —

Wir kehren nun zur Geschichte zurück. Am 17. August, dem Todestage Friedrich des Großen, sollte der Kampf wieder beginnen.

Der König hatte sein Heer in vier Corps, dem ersten unter General v. York, dem zweiten unter General v. Kleist, dem dritten unter General v. Bülow und dem vierten unter General v. Tauenzien getheilt. Bei jedem der drei Armeen befand sich ein Preußisches Corps, und das vierte unter Tauenzien, war zwar vorläufig auch dem Kronprinzen von Schweden untergeben, aber demnächst zur Belagerung der Festungen bestimmt. Die Hauptarmee unter Fürst von Schwarzenberg, bestehend aus den Oestreichern, ein Corps Russen unter Barclai de Tolly, dem zweiten Preußischen Corps unter Kleist war 230,000 Mann stark, und stand zwischen der Eger und der Mulde. Bei diesem befanden sich die drei Monarchen nebst allen Garden. Die Tage vom 6. bis zum 16. August hatte man dazu benutzt, die Russen und Preußen, welche sich diesem Armee-Corps beigesellen sollten, über das

Gebirge nach Böhmen unbemerkt von Napoleon, marschiren zu lassen.

Die Nord-Armee unter dem Kronprinzen von Schweden, bestehend aus den Schweden unter Feldmarschall Graf Steding, einem Russischen Corps unter Graf Winzingerode und dem dritten und vierten Preußischen Corps unter Bülow und Tauenzien, stand bei Berlin und zählte 150,000 Mann.

Das Schlesische Heer, bestehend aus einem Corps Russen unter Langeron, einem andern unter Sacken einem dritten unter St. Priest, endlich dem ersten Preußischen Corps unter York, war 95,000 Mann stark, es stand am Zoptenberge. Eine Million Krieger standen von beiden Seiten gerüstet unter den Waffen und über drittehalbtausend Stück Geschütze sollten von beiden Seiten Tod und Verderben in die Reihen der Gegner schleudern.

Es war ein weiser Beschluß der Monarchen, daß kein Kriegsheer einer Nation, einzeln dastand, und die Völker überall gemeinschaftlich die Gefahren theilen und dem hohen Ziel entgegen streben sollten. Groß war Alexander, indem er für seine Russen dem Vorzuge entsagte, auch aus ihrer Mitte einen Oberfeldherrn zu stellen. Nachdem nun der König noch zuvor unermüdet Heerschau über seine Truppen gehalten, die Festungen Kosel, Glaz und Neisse, Schweidnitz und Silberberg, und die dabei angelegten verschanzten Lager besichtigt hatte, war er nach Prag abgegangen, wo er am 18. August eintraf.

Napoleon hatte unter dem Oberbefehl von Oudinot das 12., 7. und 4. Armee-Corps gegen den Kronprinzen von Schweden abgesandt, bei ihm befehligte Regnier und Bertrand.

Blüchern gegenüber stand Ney mit dem 3ten, Lauriston mit dem fünften, Macdonald mit dem eilften und Marmont mit dem 6ten Armee-Corps. Das vierzehnte Corps unter St. Cyr stand im festem Lager bei Pirna, das achte oder die Polen unter Poniatowski bei Zittau, dorthin wandte sich auch das erste unter Vandamme und das zweite unter Victor. Endlich stand Davoust mit dem 13ten Corps und den Dänen bei Hamburg.

Blücher begann zuerst die blutige Bahn zu betreten; er konnte seine Kampfbegierde nicht zügeln. Da die Franzosen die Waffenstillstandslinie verletzt hatten, so glaubte er auch nicht den 17. August abwarten zu dürfen, sondern rückte schon den 14. vor. Nach unbedeutenden Gefechten war am 20. Schlesien befreit und die Preußen standen am Bober. Aber an diesem Tage erschien auch Napoleon bei der Armee und unzufrieden über ihren Rückzug, befahl er von neuem das Vorrücken und ließ Brücken über den Bober schlagen. Statt daß Blücher diesen Strom überschreiten wollte, drangen die Franzosen über ihn vor und drängten jenen bis hinter die Katzbach zurück. Es war jetzt klar, daß Napoleon beschlossen hatte, erst Blüchers Armee zu vernichten und sich dann auf die Böhmische Armee zu stürzen. Dem entworfenen Plan

gemäß, drang nun diese letztere aus Böhmen in Sachsen ein, um Napoleon in dem Rücken auf dem linken Ufer der Elbe anzutasten und so Blüchern wieder von seinen Angriffen zu befreien. Napoleon übertrug daher den Befehl an Macdonald, und ging mit Ney und seinen Garden, nach Dresden zurück, der Böhmischen Armee entgegen. Blücher erfuhr dies, und glaubte nun die geschwächte feindliche Armee überwältigen zu können. Er rückte vor, aber der Feind hielt so tapfer Stand, wieß die Angriffe so ernstlich zurück, und verfolgte die errungenen Vortheile so kühn, daß Blücher am 24. wieder beinahe auf derselben Linie stand, von welcher er am 14. August ausgegangen war. Doch nun hieß es auch, „bis hierher und nicht weiter." Genug hatten die Preußen bei dem stets in Strömen herabstürzenden Regengüssen, und bei dem Hin- und Her-Marschiren in dem aufgeweichten Boden gelitten, des Glückes Sonne mußte endlich durch diese trüben Wolken brechen.

Beide Theile hatten sich gegenseitig in ihrer Voraussetzung getäuscht. Blücher glaubte: daß der Feind endlich sich nach Böhmen oder Sachsen gewendet habe, um sich dem Hauptherr entgegen zu stellen, und seine Bestimmung denselben entweder von der Elbe abzuziehen, oder ihn dahin zu verfolgen, gebot es, daß er vorrücken mußte. Die Franzosen wiederum hielten die Schlesische Armee im vollen Rückzuge und beschlossen sie zu verfolgen. Eine Abtheilung Franzosen unter Puthod ging nach Schönau, um den lin-

ken, eine andere Abtheilung nach Liegnitz um den rechten Flügel der schlesischen Armee zu umgehen. So trafen denn am 26. August gegen Mittag beide Heere unerwartet auf einander, und die Franzosen zwangen die Preußische Vorhut zum Rückzuge über die Katzbach und die wüthende Neisse. Jetzt ordnete Blücher sein Heer, Sacken befehligte den rechten Flügel welcher bei Eichholz stand, York mit den Preußen hielt die Mitte bei Weinberg, Langeron den linken Flügel bei Hennersdorf, ihm gegenüber stand Lauriston. Macdonald und Souham den andern beiden Corps gegenüber.

Um drei Uhr fing die Schlacht an. Es ging bei dem furchtbaren Regenwetter kein Gewehr los, daher entschieden die Kanonen, das Bajonett und die Säbel der Reiter. Einen Augenblick schwankte die Schlacht, aber Sacken hatte den linken Flügel des Feindes umgangen. Blücher setzte sich selbst an die Spitze der Cavallerie, zog den Säbel und stürzte sich mit Jüngslingskraft auf den Feind. Unaufhaltsam trieb er ihn gegen die steilen Wände der wilden Katzbach und wüthenden Neisse. Die Ströme waren von dem vielen Regen angeschwollen, und Tausende welche sich durch dieselben retten wollten, fanden darin ihren Tod. Der Feind zog sich nach Goldberg zurück. Der aufgeweichte Boden erschwerte seine Verfolgung, aber eben so schwierig war auch dessen Rückzug. Langeron griff ihn am folgenden Tage bei Goldberg an und warf ihn zurück. Die Division

Puthod, welche Blüchers linken Flügel hatte umgehen wollen, war jetzt abgeschnitten und machte umsonst Versuche bei Hirschberg und Löwenberg über den angeschwollenen Bober zu entkommen, sie suchten die einzige noch übrige Brücke bei Bunzlau zu erreichen, aber bei Plagwitz von allen Seiten umgarnt, mußten sich diejenigen ergeben welche nicht den Tod in dem Boberfluß fanden. Die Früchte des Sieges an der Katzbach waren groß. 103 Stück Geschütz, 250 Munitionswagen, zwei Adler wurden erbeutet. Achtzehntausend Mann mit drei Generalen wurden zu Gefangenen gemacht. Die Zahl der Todten und besonders der Ertrunkenen ist nicht zu ermitteln. Die Soldaten jubelten in der Sieges-Freude; es war ja der erste große Sieg nach so vielen Gefechten, deren Ausgang zweifelhaft gewesen oder welche gänzlich verloren waren. Blücher war nun der Abgott des Heeres, ein jeder pries seinen kühnen Entschluß, und seinen Muth und seine Unerschrockenheit. Aber diese Schlacht brachte noch einen größern Gewinn. So sehr sich Blücher bemüht hatte jede Reibung mit den Russischen Anführern zu vermeiden, so willig er dem Preußischen Corps die gefährlichsten Stellungen gab, so waren doch die Russen und unter ihnen besonders der General Langeron unzufrieden, daß sie unter einem fremden General stehen mußten. Unglücklicher Weise kannte dieser die geheimen Instruktionen welche Blücher erhalten hatte und legte sie nach seiner Weise aus. Sein Verfahren artete sogar dahin aus, daß

er sichtbar die Pläne des General en chef durch Zögern und Widerstreben zu vereiteln strebte. Die Schlacht an der Katzbach glich alles aus; von da an fühlte Langeron sein Unrecht und war der treueste Gefährte Blüchers, von da an herrschte die herzlichste Einigkeit zwischen den Preußen und Russen. Die letztern fühlten was ihnen Blücher als Feldherr war und liebten ihn nun als ob er ein Russe gewesen wäre.

Während Blücher mit der Schlesischen Armee siegreich focht, wieß die Nord-Armee, den Angriff Oudinots auf Berlin mit gleichem Muth zurück. Auch hier hatte ein allgemeiner Angriff der feindlichen Vorposten in der Mitternachtsstunde des 17. August den Franzosen gezeigt, daß man nicht länger gesonnen sei, den Waffenstillstand fortdauern zu lassen oder ihn zu erneuern. Die Absicht des Kronprinzen von Schweden war, über die Elbe gegen Leipzig vorzudringen. Napoleon hingegen hatte Oudinot befohlen, an Berlin eine fürchterliche Rache zu nehmen. Er selbst sollte Markgraf von Brandenburg und jeder Soldat der in Berlin eindrang, ein Berliner Bürger werden. Zu diesem Zweck überschritten die Franzosen am 19. die Grenze des neutralen Gebiets. Oudinot drang über Trebbin auf Groß-Beeren und Bertrand über Jühnsdorf auf Blankenfelde vor. Girard war von Magdeburg ausgebrochen und suchte über Brandenburg Berlin zu erreichen. Tauenzien warf sich dem Bertrandschen Corps entgegen, und es entspann sich am

23. August bei Blankenfelde am frühen Morgen ein blutiges Gefecht, welches erst gegen Mittag entschieden war, und wobei die Franzosen 12 Kanonen und eine bedeutende Zahl von Gefangenen verloren. Tauenzien hatte sein Corps auf den Anhöhen von Blankenfelde in einem Halbkreis gestellt, von Jühnsdorf her, brachen die Franzosen unter Bertrand aus einem Walde hervor, und ehe sie zum eigentlichen Aufmarsch kamen, hatte er sie von vorne und von den Seiten angegriffen und geworfen, sechsmal wiederholten sie den Versuch aus dem Walde hervorzudringen und sich in Schlachtordnung zu formiren und immer warf sie Tauenzien mit seinen braven Schaaren zurück, bis sie endlich jeden fernern Versuch aufgaben. Wegen des Waldes konnte die Verfolgung nicht mit so vieler Wirkung geschehen, wie es sonst auf der Ebene möglich gewesen wäre.

Um 3 Uhr Nachmittags entspann sich der Kampf mit den Corps von Oudinot und Regnier, die über Wilmersdorf auf Groß-Beeren vordrangen. Auch hier fiel wie bei der Katzbach ein fürchterlicher Regen, kein Gewehr ging los. Der Streit mußte mit den Kanonen und mit den blanken Waffen ausgekämpft werden. Auf dem linken Flügel bei Groß-Beeren standen die Preußen, in der Mitte bei Ruhesdorf die Schweden, den rechten Flügel bei Jüterbok hatten die Russen eingenommen. Ein Scheinangriff welcher auf den rechten Flügel geschah, sollte die eigentliche Absicht der Franzosen verdecken, denn auf die Preußen

geschah der Angriff mit der Hauptmacht. Die Franzosen hatten sich schon des Dorfes Groß-Beeren bemächtigt und hier wollten sie durchdringen. Es kam nun alles darauf an dieses Dorf wieder zu nehmen. Bülow bildete jetzt Sturmkolonnen, die Borstelsche Brigade mußte die Franzosen in der rechten Flanke zu umgehen suchen, und ihren Marsch auf Klein-Beeren richten. Es entstand eine fürchterliche Kanonade, beide Dörfer brannten, da ward um 6 Uhr der Sturm derselben befohlen, mit einem freudigen Hurrah drang das Kolbergsche Regiment in Groß-Beeren, die Borstelsche Brigade in Klein-Beeren, nicht achtend den feindlichen Kartätschen-Hagel, ein. Die Batterien der Feinde wurden mit dem Bajonett genommen. Die Cavallerie hieb ein und der Sieg war entschieden. Die Russen und Schweden kamen fast gar nicht zum Gefecht. Der Heldenmuth der Preußen entschied allein. Berlin war gerettet! Die Landwehren welche hier zum erstenmale ins Feuer kamen, gaben gleich den Linien-Regimentern die herrlichsten Beweise ihrer Hingebung und Treue gegen den König und ihre Liebe zum Vaterlande. 26 eroberte Kanonen und 2000 Gefangene waren die Früchte des Sieges, welcher freilich von dem Kronprinzen von Schweden schlecht benutzt ward, indem er bei der Verfolgung des Feindes auf 11 Meilen bis Wittenberg 14 Tage zubrachte und anscheinend absichtlich dem Feinde Zeit vergönnte, um sich zu sammeln und bei Wittenberg zu verschanzen.

Die Dankbarkeit der Berliner äußerte sich gegen ihre Retter auf das rührendste, indem sie den Truppen Erquickungen jeder Art zusandten und die Verwundeten sorgsam pflegten. Da traten zuerst die Frauen-Vereine in Thätigkeit, deren Wohlthaten nie vergessen werden können. Die Gemahlin des Prinzen Wilhelm, Bruder des Königs, Marie Anna von Hessen Homburg, sie die erhabene Frau mit dem milden Sinn und trefflichen Herzen, trat an die Spitze derselben, um die Kranken und Verwundeten zu warten und zu pflegen, und sie bald wiederum hergestellt, neuen Kämpfen entgegen zu senden. Dank und Verehrung weiht ihr das Vaterland!

Der Kolonne des General Girard welche aus Magdeburg vorgedrungen war, ging es nicht besser. Der General Hirschfeld welcher gegen sie abgesandt war, griff sie bei Hagelsberg an und schlug sie gänzlich in die Flucht. Der Feind verlor 6 Kanonen und 3300 Gefangene. Kaum die Hälfte seiner Truppen brachte er nach Magdeburg zurück.

Es ward oben angeführt, daß die Haupt-Armee am 22. August als sich Napoleon selbst auf Blüchern warf, aus Böhmen aufbrach, um diesen von dem ungestümen Angriff zu befreien und sich auf die Operations-Linie des Feindes zu werfen. An diesem Tage bemächtigte sich das Heer, welches in vier Kolonnen vordrang, von welchem die rechte Flügel-Kolonne die Russen unter Wittgenstein, die zweite darauf folgende die Preußen unter Kleist bildeten, die dritte unter

Graf Kolloredo, so wie die vierte oder linke Flügel-Kolonne unter Marquis Chastellers Befehl aus Oestreichern bestanden, der Uebergangspunkte über das Erzgebirge. An demselben Tage hatte Wittgenstein schon Pirna genommen, und vielleicht wäre es ihm möglich gewesen Dresden selbst durch einen kühnen Handstreich zu erobern, denn St. Cyr, welcher die Gegend mit einem Corps von 30,000 Mann vertheidigte, war überrascht worden; indessen war ein solcher kühner Angriff gegen die ihm ertheilte Disposition. Nun bewegten sich die drei andern Kolonnen in einem weiten Bogen, dessen Stützpunkt Wittgenstein war, auf Dresden los, welches sie auf dem linken Ufer der Elbe umgaben. Am 26. griff man endlich Dresden an. — Napoleon der von diesem Vorrücken Nachricht bekommen hatte, war am 23. aufgebrochen, und Dresden zu Hilfe geeilt, und die Verbündeten sahen vom linken Ufer aus, wie sein Heer auf dem rechten heranzog; dennoch ward der Angriff ausgeführt. — Was wollte man damit bewirken? Blüchern befreien? — dieses war schon am 24. erreicht, denn Napoleon war im vollen Rückmarsch; Dresden nehmen? Dieses konnte durch die Uebermacht nur geschehen, ehe Napoleon mit seinen Truppen herankam. Aber man hatte diesen günstigen Zeitpunkt nutzlos vorübergehen lassen! — Nun griff man die wohlbefestigte mit Feldschanzen rund umher versehene Stadt, die von einer über 100,000 Mann starken Armee vertheidigt ward, in einem fernem Umkreis von 1½ Meilen an,

indem man von allen Seiten Angriffskolonnen bildete und versplitterte so die Kräfte, indem man an keinem Orte etwas Entscheidendes vornehmen konnte, statt daß wenn man einmal Dresden mit Gewalt nehmen und kein Menschenblut achten wollte, man mit zwei starken Kolonnen, aber auch mit einem ungeheuren Ungestüm auf zwei Punkten angreifen mußte. Hiezu kam aber noch daß keine der verschiedenen Angriffskolonnen mit den nöthigen Sturmleitern und andern Werkzeugen, welche ein solcher Angriff erfordert, versehen war. Für eine bloße Demonstration ward zuviel Menschenleben geopfert und wollte man Dresden nehmen, so mußten andere Anstalten getroffen werden. Als man daher bis an die mit Schießscharten versehenen und stark besetzten Mauern der Gärten in der Vorstadt vorgedrungen war, so blieben alle weitere Anstrengungen fruchtlos und scheiterten durch die Unmöglichkeit den Feind zu überwältigen. Jetzt hieß es auch hier „bis hierher und nicht weiter."

Es war Abends 6 Uhr geworden, die Schlacht wüthete auf allen Punkten und das Geschütz und kleine Gewehrfeuer hörte nicht auf. Die Russen und Preußen waren bis an den Pirnaschen und Dohnaschen Schlag, die Oestreicher bis am Dippoldiswalder, Freiberger und Falkenschlag vorgedrungen. Die Stadt brannte an vielen Orten, mehrere Schanzen waren von den Oestreichern genommen, als Napoleon zur Offensive überging und in zwei Kolonnen, eine unter Mortier gegen Wittgenstein und Kleist, und

eine unter dem Befehl des Königs von Neapel gegen die Oestreichschen beiden Kolonnen herausbrach, und um 9 Uhr Abends die Verbündeten zum Rückzuge nöthigte, welcher auch in höchster Ordnung auf eine kurze Strecke vom Schlachtfelde bis dahin bewirkt ward, wo man am Morgen ausgerückt war. Zu gleicher Zeit hatte er den General Vandamme abgeordnet, um mit seinem Corps oberhalb Dresden beim Königstein einen Uebergang über die Elbe zu versuchen und so die Verbündeten von der Rückzugslinie nach Böhmen abzuschneiden. —

Am 27. August sollte die Schlacht fortgesetzt werden, dem General Vandamme ward unter General Ostermann-Tolstoi ein bedeutendes Corps von der Wittgensteinschen Kolonne entgegengestellt, um dessen bedrohlichen Uebergang zu verhindern, den rechten Flügel der verbündeten Heere gegen das Umgehen zu sichern und die Straße nach Peterswalde zu behaupten; damit sich das Heer im Fall eines unglücklichen Ausgangs auf dieser nach Böhmen zurückziehen könne Die Preußischen Garden welche noch in Böhmen zurückgeblieben waren, erhielten den Befehl sich dem Schlachtfelde zu nähern.

Es hatte in der Nacht fürchterlich geregnet, keine Wachtfeuer hatten brennen wollen, die Wege schwammen, die Felder waren aufgeweicht, so daß Menschen und Thiere stecken blieben und die Kanonen kaum fortzubringen waren. Mangel und Müdigkeit herrschten überall, die Aussicht auf den folgenden Tag war

nicht erfreulich, der Morgen brach trübe und traurig an.

Diese Schlacht hätte man den Truppen wiederum ersparen können, denn selbst im Fall eines glücklichen Ausganges war kein großer Vortheil zu hoffen. Napoleon hatte hinter sich die starken Verschanzungen um Dresden, focht er unglücklich, so zog er sich hinter diese zurück, und der vorhergehende Tag hatte schon gezeigt, daß diese nicht zu überwältigen waren. Mußten sich die Verbündeten aber zurückziehen, so hatten sie die Engpässe des Erzgebirges hinter sich, in welchen sie leicht ihr Gepäcke und Geschütz verlieren konnten. Mit Tages-Anbruch entspann sich das Gefecht. Die Preußen und Russen im Centro und auf dem rechten Flügel gegen Napoleon und Mortier behaupteten ihre Stellung, wenn sie gleich in einzelnen Momenten Dörfer verloren, die sie in andern wieder gewannen. Es ward hier mit abwechselndem Glücke gefochten. Der Kampf wüthete fürchterlich, man schlug sich mit einer ungeheuren Erbitterung. Hier war es, wo um 3 Uhr bei dem Dorfe Strehlau dem General Moreau an der Seite des Kaisers Alexander eine Kanonenkugel beide Beine fortriß. Er war aus Amerika über das Weltmeer herbeigekommen, um für die gute Sache zu streiten und den Kaiser Alexander bei dem Kampf gegen seinen Todfeind Napoleon mit Rath und That zu unterstützen; schon in der ersten Schlacht ereilte ihn sein Schicksal. —

Dem König von Neapel gelang es hingegen,

den linken aus Oestreichern gebildeten Flügel zu durchbrechen, welcher vom Centro durch den Plauenschen Grund getrennt war und überhaupt eine zu ausgedehnte Stellung hatte. Die Hauptmasse desselben mußte nun, um sich dem übrigen Theil des Heeres anzuschließen und den Rückzug nach Böhmen nicht zu verlieren, durch diesen Grund auf schmalen Wegen zurück ziehen; der äußerste linke Flügel aber, welchen der König von Neapel abgeschnitten hatte und aus der Division Meszko bestand, mußte sich mit 16 Stück Geschütz ergeben. Es war um 5 Uhr als bei dem Fürsten Schwarzenberg die Nachricht von dem unglücklichen Schicksal des linken Flügels und von der Besorgniß, daß die Franzosen diesen umgehen könnten, aber auch zugleich dem Anzuge von dem General Ostermann Tolstoi ankam, daß er den Uebergang Vandammes über die Elbe bei Königstein nicht habe verhindern können, und er im vollen Rückzuge auf der Peterswalder Straße sich befinde. Jetzt verschwand jede Hoffnung des Sieges, der Kampf mußte aufgegeben werden, auf den man gar nicht hätte eingehen sollen. Die Schlacht kostete viele Menschen, und gewiß mehr wie die Franzosen an der Katzbach verloren hatten, wo in denselben Tagen geschlagen ward. Auch 26 Kanonen fielen in die Hände des Feindes. Der Verlust der Gefangenen traf vorzugsweise die Oestreicher. Der herbste aber war derjenige des braven Moreaus. Man nahm ihm die Beine in dem Dorfe Nobnitz ab. Er starb aber dennoch 6 Tage

ſpäter zu Laun. Sein Körper ruht in Petersburg, die abgenommenen Beine grub man im folgenden Jahr in dem Garten des Rittersitzes Robnitz wieder aus, legte ſie in eine Urne und begrub ſie unter dem Denkmal welches an der Stelle errichtet ward, wo ihn die Kugel traf. Auf ſeinem Sterbebette beſuchte ihn noch Friedrich Wilhelm, und befragte ihn um den fernern Operationsplan — „folgen Ew. Majeſtät nur immer ihrer eigenen Einſicht, dann wird es auch gewiß gut gehen!“ — dieſes war die Antwort des ſterbenden Moreau.

Der Rückzug geſchah nach Böhmen in gehöriger Ordnung, jedoch nicht ohne große Verluſte — die Wege waren fürchterlich, die Truppen ermüdet und abgeriſſen und litten an allen Bedürfniſſen Mangel. — Die Oeſtreicher retirirten auf beiden Ufern der Weißeritz über Marienberg nach Kommotau und über Dippoldiswalde nach Dux und Brixen. Barclai de Tolly ſollte mit den Ruſſen und Preußen auf der Peterswalder Straße zurückgehen, aber aus Beſorgniß von Vandamme abgeſchnitten zu werden, ſchlug er auch die Straße auf Dippoldiswalde ein und brachte hierdurch Verwirrung in den Rückzug, welcher leicht dem ganzen Heere verderblich hätte werden können, wenn die Franzoſen raſcher verfolgt hätten; denn indem nun die Straße von Peterswalde ohne Schutz blieb, konnte Napoleon bei einem raſchen Vorrücken ſich der ſämmtlichen Engpäſſe nach Böhmen eher bemächtigen als das verbündete Heer ſie zu über-

schreiten vermochte; aber Mortier blieb bei Pirna stehen und der König von Neapel mit der Cavallerie, und Vandammes Corps waren die Verfolger. Ostermann sah die Nothwendigkeit ein, diese Straße zu behaupten, und obgleich er von Barclai de Tolly aufgefordert ward, gleichfalls die Straße von Dippoldiswalde einzuschlagen, that er es doch nicht, sondern suchte Peterswalde zu erreichen, denn er begriff daß nur allein, wenn er diese Straße gewönne, das übrige Heer seinen Rückzug durch das Erzgebirge nach Eger fortsetzen könne und klar sah er die Gefahren ein, in die es gerathen mußte, wenn der Feind eher die Thäler zwischen dem Erz- und Mittelgebirge erreichte, ehe das verbündete Heer darin herabsteigen könne. Aber schon hatten ihm die Feinde den Weg verlegt, dreimal mußte er sich durchschlagen um nur das Ziel zu erreichen; dies geschah bei Zehist, Gieshübel und Helendorf. Aber seine braven russischen Garden bahnten sich jedesmal mit dem Bajonett den Weg. Endlich kam er bei Kulm an und stellte sich hier am 29. August dem ihn verfolgenden Vandamme entgegen. Sogleich sandte er nach Töplitz zurück, wohin sich der König von dem Schlachtfelde von Dresden begeben hatte, und ließ ihm sagen, daß er sich zwar hier auf das hartnäckigste vertheidigen wolle, aber wenige Hoffnung zum Siege bei der großen Uebermacht der Franzosen habe, zugleich aber auch den Kaiser von Oestreich ersuche, sich der Gefahr zu entziehen. Dieser ging nach Laun zurück und der

König begab sich auf das Schlachtfeld. Er benachrichtigte Ostermann davon, daß das Heer noch nicht die Engpässe überschritten habe, und also von der muthigen Behauptung seiner Stellung das Wohl des Ganzen, und selbst das Schicksal seines Kaisers abhänge, indem auch dieser noch nicht in Dux eingetroffen sei. Er sandte Boten an den Kaiser von Rußland und an Schwarzenberg und schickte überall in das Gebirge aus, um Unterstützung zu suchen und herbeizuholen, — denn Ostermann vertheidigte den Paß mit 8,000 gegen 30,000 Mann. Der Kampf war heftig, aber nichts konnte die Russischen Garden zum Rückzuge bewegen, sie standen wie die Mauern; Friedrich Wilhelm war überall wo die Noth am größten war. Da gelang es dem Könige, die 1. und 2. russische Küraſſier-Division und zwei Eskadrons östreichsche Chevauxlegers zu finden, welche er jetzt auf das Schlachtfeld führte. Der Feind bereits im Vortheil begriffen, wollte den Kampf durch einen ungestümen Angriff beendigen und rückte mit zwei Kolonnen vor, um die russische Schlachtordnung zu durchbrechen und den linken Flügel vom Centro zu trennen. — Es war zwei Uhr Nachmittags und die beiden Kolonnen waren schon bis Prieſten vorgedrungen, die Russen unterlagen den Anstrengungen, wenn auch ihr Muth nicht erschlafft war, der treffliche Feldherr Ostermann sank aber, denn eine Kugel hatte ihm den Arm fortgerissen. Da stürzte sich jene Cavallerie vom Könige zum Angriff geführt auf den Feind, 8

Bataillone wurden auseinander gesprengt und der Feind zum Rückzuge gezwungen. Zwar machte der Feind noch mehrere Versuche um die verlornen Vortheile wieder zu erringen, aber umsonst, und seine Anstrengungen waren vergeblich, als um vier Uhr der König auch die erste russische Grenadier-Division zur Hilfe herbeiführte. Die Nacht machte dem Gefecht ein Ende. Den Sieg und die Rettung der großen Armee, verdankt man nächst der Entschlossenheit Ostermanns und der Tapferkeit seiner russischen Garden, welche den Paß wie Leonidas und seine Griechen den bei Termopilä vertheidigten, hauptsächlich den Anordnungen und der Thätigkeit des Königs welcher Hilfe schaffte, keine Gefahr scheute, die Truppen zur rechten Zeit ins Feuer führte und indem er treu bei ihnen ausharrte, ihren Muth zur Begeisterung zu steigern wußte. Miloradowitsch übernahm jetzt in des verwundeten Ostermanns Stelle den Befehl über dieses Corps, welches an jenem Tage 6000 Mann Todte und Verwundete zählte. Die Franzosen lagerten sich in und um Kulm.

In der Nacht beschloß der König mit Schwarzenberg, nachdem sie zuvor die Stellung des Feindes rekognoscirt hatten, das Corps von Vandamme am folgenden Tage selbst anzugreifen, zu welchem Zweck Schwarzenberg von den ersten Truppen welche das Erzgebirge überschritten hatten, die Divisionen Kolloredo und Bianchi herbei rief, zu gleicher Zeit ertheilte der König dem General Kleist den Befehl über Grau-

pen in die Ebene herabzusteigen, und sich dem Corps von Miloradowitsch anzuschließen. Er vermochte aber nicht den Engpaß von Graupen zu passiren, weil derselbe gänzlich verfahren war und beschloß daher über den Kamm des Gebirges geradezu auf Nollendorf zu marschiren und den bei Kulm stehenden Feind in den Rücken anzugreifen, während es durch Miloradowitsch von vorn geschah. Zum Schutz gegen den ihn verfolgenden Feind, ließ er in seinem Rücken den General Ziethen zurück. So erfolgte dann der Angriff auf Vandamme am Morgen früh und eben war der Kampf am heftigsten entbrannt und die Franzosen von allen Seiten zusammengedrängt, als Vormittags 11 Uhr Kleist, dem Feind natürlich ganz unerwartet und daher zu seinem höchsten Schreck, von den Bergen herabstieg und ihnen den letzten Ausweg versperrte. Gleich bei dem ersten Kanonenschuß des Kleistschen Heerhaufens stürzten sich die Oestreicher und Russen von neuem auf den Feind, er war im Kurzen auseinander gesprengt; der Boden war mit Leichen bedeckt. Zehntausend streckten das Gewehr, die übrigen fing man in den Bergen und Wäldern, von 80 Kanonen die Vandamme bei sich führte, entkam keine Einzige. Drei Fahnen und zwei Adler waren herrliche Trophäen des Kampfes. Auch diesen Sieg verdankte man dem einsichtsvollen Anschlage des Königs. Von dieser Zeit her schreibt sich die Liebe welche die Böhmen zu dem Könige hatten, den sie als ihren Retter und das mit vollem Recht betrach-

teten. Groß war die Freude über diese Rache für Dresden, aber den höchsten Jubel brachte die Gefangennehmung des General Vandamme selbst. Seine Grausamkeit hatte ihn überall verhaßt gemacht. Er hatte die Oldenburgschen Räthe Fink und Berger erschießen lassen, er hatte in Schlesien laut erklärt: „man dürfe den Einwohnern nichts übrig lassen, als die Augen, um über ihr Elend zu weinen.“ Darum konnte ihn kaum das Ansehen der Obrigkeit gegen Mißhandlungen des Volks schützen, als er durch Schlesien nach Rußland gefangen abgeführt ward. —

Der erste Schlachttag hatte den Kaiser von Rußland und das ganze verbündete Heer gerettet, und am zweiten war es aller Gefahr entrissen worden. Warum aber nicht Napoleon mit seiner ganzen Macht auf Peterswalde und Töplitz vordrang und das Böhmische Hauptheer einzeln schlug und alles Gepäck und Artillerie abnahm, sondern Vandamme ohne Unterstützung ließ, warum Mortier zum Heil Deutschlands zwei Tage unthätig bei Pirna blieb und die Verfolgung so schläfrig erfolgte, ist unbegreiflich. Napoleon war nicht mehr der frühere, sein Geist und sein Stern waren von ihm gewichen.

Jetzt genoß der König eine Freude nach der andern, denn an demselben Tage kam die Nachricht von dem glänzenden Siege an der Katzbach und von der Rettung Berlins bei Groß-Beeren an. Am 1. September dankten die Monarchen Gott in der Mitte ihrer Garden feierlichst für die ihnen verliehenen Siege,

Von jetzt an begleitete der Sieg die Fahnen der tapfern verbündeten Befreier des Vaterlandes unausgesetzt.

Der ganze September verging in Böhmen und bei der Schlesischen Armee ohne große Kämpfe. Der König blieb in Töplitz. Zweimal suchte Napoleon die Grenze Böhmens zu überschreiten, aber ohne Erfolg; vielmehr büßte er dabei nur bedeutend ein. Der König war beidemal den ganzen Tag zu Pferde und im Feuer. Auch ein Angriff auf Blücher am 25. September brachte keinen Gewinn. Wenn sich Napoleon gegen Blücher wandte, so zwang ihn die Haupt-Armee durch ihre Demonstrationen zur Rückkehr nach Dresden, und suchte er die Päße nach Böhmen zu überschreiten, so drang Blücher vor. Napoleons Hauptheer blieb bei Dresden stehen, man wußte nicht warum? Die Welt sah, daß der sonst so entschloßene Heerführer überall schwankte; Mißtrauen gegen sein Glück oder gegen den Muth seiner Krieger zeigten seine Operationen. Sein Ruhm war dahin! — Die Hauptbegebenheiten dieses Monats waren bei der Nord-Armee die Schlacht bei Dennewitz, Blüchers kühner Flanken-Marsch von Bautzen nach Wartenberg und die Bewegungen der Partheigänger oder der kleine Krieg im Rücken Napoleons.

Wir haben erzählt daß der Kronprinz von Schweden nach der Schlacht von Groß-Beeren die geschlagenen Franzosen höchst langsam verfolgte, und sie Zeit gewannen sich um Wittenberg zu verschanzen.

Am 3. September ward dem General Borstel von ihm vergönnt den Feind bei Thiessen anzugreifen, aber er stand bereits hinter den Verschanzungen und entwickelte solche Massen, daß Borstel mit seinen kampfbegierigen Preußen das Gefecht abbrechen mußte. Die Nord-Armee umkreiste jetzt den Feind, und die Stadt Wittenberg. Der rechte Flügel (die Schweden) lehnte sich unterhalb der Stadt an die Elbe, dann folgten die Russen, hierauf kam das Bülowsche Corps bei Kroppstadt und dann Tauenzien bei Seyda und Zahne. —

Napoleon unzufrieden über die von Oudinot bei Groß-Beeren verlorene Schlacht, hatte Marschall Ney, das Kind des Sieges abgesandt, um den Oberbefehl von dem Regnier-Bertrand und Oudinotschen Corps zu übernehmen und ihm befohlen es koste, was es wolle, sich Berlins zu bemächtigen. Am 3. September kam er in dem Lager vor Wittenberg an, am 4ten hielt er Heerschau, und am 5. rückte er vor und stürzte sich auf den linken Flügel unter Tauenzien bei Zahne. Die Division Dobschütz ward auf das Haupt-Corps zurückgeworfen, und das ganze Tauenzienſche Corps durch die Uebermacht gegen Jüterbock, nicht ohne Verlust zurückgedrängt. Sobald Bülow den Plan des Feindes entdeckte, so marschirte er auch links ab, um den Feind in die linke Flanke und allenfalls in den Rücken zu fallen, und so Tauenzien von seinen Bedrängern zu befreien. Die Division Borstel ließ er zur Beobachtung Wittenbergs und um die Ver-

bindung mit den Russen und Schweden zu erhalten, zurück. —

Tauenzien marschirte noch in der Nacht rechts ab, um sich Bülow zu nähern, die Russen und Schweden zogen sich zwar zusammen, aber waren über drei Meilen von Jüterbock, also zu entfernt um zur Hilfe kommen zu können.

Am 6. begann bei Jüterbock der Angriff der Franzosen auf Tauenzien, welcher tapfer Widerstand leistete, doch war die Noth bei ihm bereits auf den größten Gipfel gestiegen, als um Mittag, in seine rechte Flanke Bülow, den Franzosen unerwartet, aufmarschirte, (denn von ihnen war der Flanken-Marsch desselben unbemerkt geblieben,) und ihren linken Flügel bedrohte; rasch warf Ney ihm das Regniersche Corps entgegen. Bei der großen Uebermacht konnte Bülow kaum den Kampf zum Stehen bringen, denn Bertrand welcher Tauenzien entgegenstand, griff mit einem neuen Ungestüm an. Bei Nieder-Gehrsdorf und Dennewitz schwankte die Schlacht hin und her, das Tauenzienſche Corps hatte schon fast seine Munition verschossen und suchte den Feind daher durch kühne Reiter-Angriffe aufzuhalten, endlich neigte sich auf dem Preußischen linken Flügel der Sieg auf die Seite der Preußen, der feindliche rechte Flügel ward über Rohrbeck zurückgedrängt. Jetzt wollte Ney das äußerste versuchen und indem er auch noch das 12. Armee-Corps ins Feuer brachte, stürzte er sich mit aller Macht auf den Preußischen rechten Flügel. Die Di-

vision Kraft that hier Wunder der Tapferkeit, die letzten Preußen wurden in das Gefecht geführt, aber sie mußten der Uebermacht weichen; die menschliche Kraft war erschöpft; die Russen und Schweden weit entfernt, der entscheidende Augenblick war da, die Schlacht schien ohngeachtet der auf dem linken Flügel errungenen Vortheile fast unbedenklich verloren. Da erschien auf dem rechten Flügel die Division Borstel; sie war von Wittenberg abmarschirt, um ihren Waffenbrüdern zur Hilfe zu eilen. Noch unterwegs erhielt Borstel den Befehl vom Kronprinzen nach Eckmannsdorf zu marschiren und sich den Russen und Schweden anzuschließen, aber er erwiederte:

„bei Gehrsdorf schwankt die Schlacht, dorthin ist es meine Pflicht mich zu begeben."

Es war 4 Uhr Nachmittags als er auf dem Schlachtplatz erschien, und gerade hier das heftigste Gefecht entbrannt war. Er kam zur rechten Zeit! — Sofort griff er das Dorf Gehrsdorf an und nahm es nach einem wüthenden Kampf. Noch war der Sieg zweifelhaft, denn die französischen Batterien wirkten zu mörderisch und waren den Preußischen überlegen, man dachte schon wieder auf einen Rückzug, um sich den Russen und Schweden zu nähern, da erschienen von den russischen und schwedischen Truppen 50 Stück Geschütze, welche jenen voran geeilt waren und diese gaben den Ausschlag. Kaum hörte man hie und da eine Preußische Kanone donnern, und nun auf einmal brüllten sie an allen Orten. Die Franzosen

stutzten, weil sie vielleicht glaubten, daß die ganze Schwedische und Russische Macht angekommen sei, die Preußen faßten frischen Muth; nun tönten bei allen Bataillonen die Trommeln, es bliesen die Hörner, die Hautboisten spielten, man stürzte sich auf den Feind, und warf ihn über den Haufen. — Die Dörfer Oehna, Langen-Lipsdorf und Zehlendorf wurden genommen, der Rückzug des Feindes ward eine wilde Flucht, es schien ein panischer Schrecken in die Franzosen gefahren zu sein, sie wurden so lange verfolgt, bis die Nacht dem Kampf ein Ende machte. Der Verfasser focht bei der Borstelschen Brigade und gedenkt noch mit Freude des Wechsels der Empfindungen in dem Augenblick, wie diese Russischen und Schwedischen Kanonen ankamen, auffuhren, abprotzten und zu feuern anfingen und nun auf einmal das ganze Heer mit Sang und Klang sich auf den Feind stürzte; wenige Minuten vorher Niedergeschlagenheit und bange Besorgniß, und nun auf einmal Zuversicht und Sieges-Freude! Die Franzosen wissen gewiß selbst nicht, wie es möglich war, daß ihnen die Sieges-Palme die sie schon in den Händen hatten, so plötzlich entrissen worden ist.

Die Russen und Schweden kamen am Abend an und schauten zu, wie der kleine Haufen Preußen, das feindliche Heer vor sich her trieb. 40,000 Preußen hatten mit 70,000 Franzosen gekämpft und letztere verloren 15,000 Mann, 80 Kanonen, 4 Fahnen und 400 Munitionswagen mit der gesammten Ba-

gage, weil sie von Wittenberg, wo sie herkamen, abgedrängt, querfeld ein nach Torgau retiriren mußten und so die Wagen und Geschütze in einanderfuhren, und die höchste Verwirrung entstand. Keine Schlacht in dem Befreiungs-Kriege erhebt die Preußische Tapferkeit so hoch, wie dieser Kampf mit einem doppelt so starken Feinde, welcher so glänzende Erfolge hatte. Die standhafte Behauptung seines Platzes von Seiten Tauenzien's, die heldenmüthige Eroberung der Dörfer Dennewitz, Nieder-Gehrsdorf und Rohrbeck. Das rechtzeitige Eintreffen Borstels als die Schlacht schon verloren schien und die Ankunft des russischen und schwedischen Geschützes in dem Augenblick wo der Sieg zum zweitenmal zweifelhaft ward, waren die Hauptmomente der Schlacht. Die Auflösung des feindlichen Heers war so grenzenlos, daß man die Truppen selbst an der Elbe noch nicht wieder sammeln konnte und sie sich bis nach Leipzig hin zerstreuten. —

Berlin war nun zum zweiten mal gerettet worden.

Blücher hatte sich bis zum 25. September bald auf Dresden bewegt, bald wenn der Feind auf ihn vordrängte, sich wieder zurückgezogen. Jetzt war aber die in Polen gesammelte Armee unter Benningsen herangekommen, der Zweck deren Marsch zu decken war erreicht, und er schickte sich jetzt an, den kühnen Flanken-Marsch nach der Elbe zu machen, der zu seinen kühnsten Großthaten gehört. Seine Absicht war, den Kronprinzen von Schweden der sich zu lau zeigte,

mit sich über die Elbe zu ziehen. Mit Eilmärschen wandte er sich am 26. September nachdem er den Fürsten Tscherbatoff gegen Dresden hatte stehen lassen, von seiner Operations-Linie der Straße von Bautzen nach Dresden ab und nach der Gegend von Wittenberg zu.

Am 2. October schlug er bei Elster zwei Brücken über die Elbe, ging hinüber und lieferte am 3. bei Wartenberg dem General Bertrand eine Schlacht. Die Franzosen standen hinter einem von Hecken, Gräben und Brücken sehr durchschnittenen Terrain; vor sich hatten sie einen hohen Wall, vor diesem einen todten Arm der Elbe, dann die Dörfer Bleddin und Wartenberg, und ein stark mit Tirailleuren besetztes von Teichen und Gräben durchschnittenes Gehölz. Mit ungeheuren Schwierigkeiten drangen die Preußen vor und ihrem ungestümen Muth konnte es nur gelingen, den Feind aus seiner festen Position zu verdrängen. Die unüberwindlich gehaltene Stellung ward nach einem achtstündigen mörderischen Gefecht erobert, es wurden 13 Kanonen, 80 Munitionswagen und 600 Pferde erbeutet und 1000 Gefangene gemacht. Blüchers ganzes Heer ging nun auf das linke Elb-Ufer über.

Der Kronprinz von Schweden hatte seit der Schlacht von Dennewitz den General Bülow mit der Belagerung von Wittenberg beauftragt und wollte nicht eher die Elbe überschreiten, als bis diese Stadt genommen und ein fester Uebergangs-Punkt gewonnen

war. Es wurden die Laufgräben eröffnet und die Stadt beschossen; es brannte an mehreren Orten, aber an eine Kapitulation war bei der Tapferkeit des französischen Befehlshabers nicht zu denken. Auch Torgau ward vom General Tauenzien blockirt.

Als nun aber Blücher über die Elbe gegangen war, konnte der Kronprinz von Schweden nicht zurück bleiben, und überschritt am 4. October gleichfalls den Strom bei Dessau, und bald reichten sich beide Armeen auf dem linken Ufer der Elbe brüderlich die Hände.

Bei dem Mangel an großen Begebenheiten welche den Monat September auszeichneten und in welchen nur die Schlacht von Dennewitz als ein Glanzpunkt dasteht, waren die Augen der Welt besonders auf den kleinen Krieg der Partheigänger gerichtet. Der ehemals Sächsische, jetzt russische General Thielemann und der Oberst Menzendorf von den Oestreichern durchstreiften das Land an der Saale, hoben Kuriere und Transporte von Lebensmitteln und Munition auf und befreiten Gefangene. Sie wagten sich auch an größere Massen, denn beide und der Hettmann Platow zersprengten das Corps des General Lefevre Desnonettes, welches Napoleon, um sich den Rücken frei zu machen, zurückgesandt hatte, bei Zeitz und nahmen ihm 3 Standarten 1380 Gefangene und 4 Kanonen ab.

Glänzend war die Unternehmung des General Tschernitscheff. Er überschritt schon früher die Elbe wie der Kronprinz von Schweden, und erschien unerwartet am 27. September vor Kassel. Kaum rettete

sich noch der König von Westphalen nach Frankfurth, seinen Krönungs-Mantel zurücklassend, der lange Jahre nachher noch auf dem Berliner Theater prangte. Die schwache Garnison welche im Innern das aufgeregte Volk, und von außen die Kosaken zu fürchten hatte, capitulirte. Tschernitscheff rückte am 1. October ein, räumte das Zeughaus aus, und kehrte am 3. October mit seinen Leuten zur Elbe zurück.

An der Nieder-Elbe stand General Wallmoden und Oberst Tettenborn dem Marschall Davoust und den Dänen gegenüber, man zog dort hin und her, wie auf dem Schachbrette ohne daß etwas Entscheidendes vorgenommen ward. Weshalb Davoust aber nicht hervorbrach und mit Oudinot und Girard zugleich auf Berlin vorging ist unbegreiflich, die Verbündeten waren zu schwach um ihm widerstehen zu können. Nur der französischen Division Pecheur fiel ein unglückliches Loos. Es war das Vordringen derselben längs dem linken Ufer der Elbe, um dieses vom Feinde zu säubern, verrathen worden, da überschritt Wallmoden bei Dömitz die Elbe, griff sie unvermuthet bei der Göhrde an, und besiegte sie nach einem hartnäckigen Widerstand. Sämmtliches Geschütz und Gepäck ward erbeutet und 1300 Gefangene gemacht, kaum 2000 Mann kehrten wieder nach Hamburg zurück. Die Aufregung in Deutschland ward immer größer. Ein Haufen Spanier entrann aus Magdeburg und ging zu den Preußen über. Der sächsische Oberst Bünau schloß am 23. September

bei Wörlitz sich mit seinem Bataillon der gerechten Sache an, und veranlaßte hierdurch den König von Sachsen, in einer Proklamation seine Krieger zu ermahnen, ihm und ihren Schwüren treu zu bleiben, welches jedoch eine geringe Wirkung hatte, denn täglich kamen sächsische Ueberläufer bei den Verbündeten an.

Das wichtigste Ereigniß war aber der Uebertritt des Königs von Baiern, welcher in den ersten Tagen des October erfolgte. Er konnte den Druck der Franzosen nicht länger ertragen, denn er hatte kaum noch einen Schatten von Selbstständigkeit behalten, und war ein blindes Werkzeug in Napoleons Hand. Von 38,000 Baiern, die mit Napoleon nach Rußland zogen, waren nur einige traurige Ueberbleibsel zurückgekehrt, und es war keine Familie im Lande, die nicht um einen geliebten Angehörigen zu trauern hatte. Vielleicht hatte das Mißtrauen der Baiern gegen Oestreich, welches sich schon seit vielen Jahren entsponnen, den edlen Baiern König abgehalten, früher der Neigung seines Herzens und der allgemeinen Stimme seines Volkes, welche ihm zurief, das Unwürdige seines Verhältnisses aufzuheben, Napoleons Fesseln zu zerbrechen, und sich und Deutschland zu befreien, nachzufolgen. Am 8. October schloß Baierscher Seits der Feldmarschall Wrede und der Fürst von Reuß, Oestreichscher Seits einen Vertrag, und nun sagte der König von Baiern sich förmlich von Frankreich los und rief sein Volk zum Kampf gegen die

Unterdrücker des deutschen Vaterlandes auf. Mit stürmischem Jubel begrüßte ihn sein Volk, er war ihm nicht mehr entfremdet, denn dessen Wunsch und sein Wille waren eins geworden. Der Beitritt dieses mächtigen Bundesgenossen, die Ankunft der polnischen Reserve-Armee unter Benningsen und der Uebergang von Blücher und dem Kronprinzen von Schweden über die Elbe, brachten auch neues Leben in die Bewegungen des Böhmischen Hauptheers. Es drang nun vor, um sich mit jenen zu vereinigen; jetzt konnte Napoleon auch nicht länger in Dresden verharren, er vertraute St. Cyr dessen Vertheidigung an, und begab sich am 7. October nach Wurzen, wohin ihm mit schweren Herzen der König von Sachsen folgte, sich von dort nach Leipzig begebend.

Die drei Heere waren jetzt sämmtlich auf dem linken Ufer der Elbe, und man umgarnte Napoleon immer enger.

Das große Trauerspiel näherte sich seiner Entwickelung, der Völkerkampf begann.

Napoleon schien sich von Wurzen über Eilenburg und Düben auf die vereinigte Schlesische und Nord-Armee unter Blücher und dem Kronprinzen von Schweden wenden zu wollen, es war ungewiß, ob er suche Magdeburg zu gewinnen und diese Festung zum Stützpunkt seiner Bewegungen zu machen, oder ob er jene Heere einzeln schlagen wolle, ehe die böhmische Armee ihm folgen könne, oder ob er in das Herz der Preußischen Staaten nach Berlin vorrücken

wollte. Jene beiden Armeen welche bereits auf dem Marsch nach Leipzig waren, wurden durch sein Andringen genöthigt, sich zurückzuziehen. Beide Feldherrn vereinigten sich dahin, daß es zweckmäßiger sei, über die Saale zu gehen und so theils den Feind von Berlin abzuziehen, theils auch hinter seinem Rücken der böhmischen Armee die Hand zu bieten, als wie über die Elbe. Wirklich machte Blücher den 11. Oktober schon Anstalt zum Uebergang über die Saale und der Kronprinz ließ den General Tauenzien an der Elbe zurück, um nöthigenfalls Berlin zu decken, und die Marken zu schützen.

Napoleon, um seine Operationen noch mehr zu verstecken, sandte den Marschall Regnier auf Wittenberg und Marschall Ney auf Dessau, als ob er wirklich auf Berlin vorrücken wollte und schon war Tauenzien auf das rechte Ufer der Elbe übergegangen und wollte auf Umwegen und in Eilmärschen dem Feinde zuvorkommen. Der Kronprinz von Schweden ward hierdurch getäuscht, er glaubte Napoleon wolle das Kriegstheater auf das rechte Ufer des Stroms versetzen und besorgt um seine Kommunikation, wollte auch er schon bei Acken über die Elbe zurückgehen. Umsonst beschwor ihn Blücher, sich nicht täuschen zu lassen. Ein zufälliger Umstand war hierbei den Verbündeten günstig. Eine französische Streifpartei war bis Acken vorgedrungen, hatte den dort stehenden Posten der Nord-Armee beschossen, und dieses den daselbst commandirenden Offizier bestimmt, die Brücke

zu zerstören. Der Kronprinz konnte seinen Plan also nicht ausführen, weil die Brücke mangelte und mußte auf dem linken Ufer der Elbe bleiben. Geschah dieses nicht, so hätte Napoleon mit seiner Uebermacht erst Blüchern erdrückt und dann den Kronprinzen geschlagen und das Zusammenwirken aller Heere bei Leipzig konnte nicht geschehen; so wirken geringfügige Umstände wichtig auf die Weltbegebenheiten ein! —

In Berlin machte dieses Andringen der Franzosen einen fürchterlichen Eindruck, die Behörden machten sich bereit Berlin zu verlassen. Die Verwirrung und Niedergeschlagenheit war allgemein, denn auf den Schutz von Tauenziens schwachem Corps, war wenig zu rechnen; zum Glück bekam man schon vor dessen Eintreffen Nachricht von dem Rückzuge der Franzosen, und daß jener nur die gute Gelegenheit, wie er in seinen Bülletin schrieb, um sich Schuhe von Berlin zu holen, woran sein Corps Mangel litt, benutzt habe. Freilich hätte er auch einen andern Vorwand seines zuweit ausgedehnten Rückzugs finden können als diesen, welcher nachher oft genug bespöttelt worden ist.

Inzwischen war die große böhmische Armee aufgebrochen, hatte das polnische Heer unter Benningsen gegen St. Cyr bei Dresden zurückgelassen, und den König von Neapel vor sich hertreibend, nach einigen heftigen Gefechten bei Penig und Frohburg sich Leipzig genähert, hierdurch ward Napoleon genöthigt

wieder umzukehren, seine Truppen vom rechten Elbufer zurück zu ziehen und auf Leipzig zu gehen. Dieses geschah am 14. October, und nun konnte die Schlesische und Nord-Armee wieder vordringen.

Am 14. entspann sich bei Liebertwolkwitz ein glänzendes Reitergefecht, das einzige im ganzen Feldzuge in welchem Napoleon, der bisher zu schwach an Cavallerie gewesen, seine inzwischen aus Spanien herangezogenen versuchten Reiterschaaren, auf den Kampfplatz brachte, welche jedoch dem ungestümen Muth der Verbündeten, vorzüglich aber der Preußischen Küraſſiere unterlagen. Der Verlust war von beiden Seiten bedeutend.

Am 15. Abends standen die Heere wie folgt:

In Thräna, Naunhof, Kohra und Pombsen standen der Graf Wittgenstein und Graf Klenau, in Störmthal und Gossa Fürst Gortschakow und Prinz von Würtenberg; in Magdeborn der General Kleist, den Ober-Befehl führte Barclay de Tolly. Graf Meerfeld mit der Oestreichschen und Russischen Reserve bivouacquirten bei Audigast an der Straße von Pegau nach Leipzig. Kolloredo war in Penig und Graf Giulay bewegte sich auf die mögliche Rückzugslinie Napoleons von Lützen auf Frohburg und Rochlitz. General Benningsen hatte den General Tolstoi bei Dresden zurückgelassen und eilte dem Böhmischen Heere nach. Blücher stand in Skeuditz, die Nord-Armee bei Halle. Benningsen bei Waldheim. Alexander und Fürst Schwarzenberg hatten ihr Haupt-

Quartier in Pegau und Kaiser Franz und Friedrich Wilhelm das Ihrige in Altenburg. Napoleon hatte dagegen seine Truppen in einem Halbkreis um Leipzig aufgestellt, bei Liebertwolkwitz stand Lauriston, bei Wachau Victor, bei Konnewitz Poniatowsky alle drei unter dem Oberbefehl des Königs von Neapel und dem Böhmischen Hauptheer gegenüber, Bertrand bewachte bei Lindenau die Rückzugslinie, sein Gegner war Giulay. Nördlich gegen die Schlesische und Nord-Armee standen Ney und Regnier, welche von Dessau und Wittenberg zurückgekehrt waren. Innerhalb dieses Kreises, um sich dahin zu begeben wo es die Noth erforderte, stand bei Probstheide Oudinot und Mortier, bei Stötteritz Macdonald, bei Reudnitz die kaiserlichen Garden, bei den Straßenhäusern Augereau. Seine Stellung war gedrängt, er konnte auf jeden einzelnen Punkt schnell und mit voller Macht wirken, wogegen die Verbündeten in dem weiten Bogen welchen sie machten, sich gegenseitig schwerlich unterstützen konnten. Dagegen hatte Napoleon in so fern seine Stellung schlecht gewählt, als Leipzig an der niedrigsten Stelle der Gegend lag, hinter sich hatte er Leipzig selbst, mit seinen engen Straßen und drei Flüsse, die Elster, Pleisse und Luppe mit ihren morastigen Ufern. Es mangelte an Brücken zum Rückzuge über dieselben, aber er war des Sieges so gewiß, daß er an jenen nicht dachte. Hätte er sich, die Elster und Pleisse vor seiner Fronte, oder hinter der Saale aufgestellt, so würde, wenn die Verbün-

deten gesiegt hätten, der Sieg nicht so entscheidend, und Deutschland nicht bei Leipzig gerettet und frei geworden sein.

Bei dem Böhmischen Heere waren die Anführer der Meinung, daß man den Feind umgehen und ihn so zum Rückzug zwingen wollte, aber Friedrich Wilhelms Ansicht, daß es jetzt nicht mehr Zeit sei, zu strategischen Bewegungen, sondern daß man schlagen müsse, indem jetzt die Heere der Verbündeten vereinigt wären, um die Sache zu entscheiden, welcher auch Alexander beitrat, behielt das Uebergewicht. Man benachrichtigte Blüchern und den Kronprinz von Schweden, daß am 16. der allgemeine Angriff erfolgen sollte und forderte sie auf, kräftig zum Siege mitzuwirken.

Aus dem Hauptquartier erging mit Bezug auf die bevorstehende entscheidende Schlacht folgende Proklamation:

„Die wichtigste Epoche des heiligen Krieges ist erschienen, wackere Krieger! die entscheidende Stunde schlägt, bereitet Euch zum Streit! das Band, das mächtige Nationen zu einem Zweck vereint, wird auf dem Schlachtfelde enger und fester geknüpft. Russen, Preußen, Oestreicher, ihr kämpft für eine Sache, kämpft für die Unabhängigkeit des Vaterlandes, für die Unsterblichkeit Eurer Namen.

Alle für Einen, Jeder für Alle. Mit diesem erhabenen männlichen Rufe eröffnet den heiligen

Kampf! bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde und der Sieg ist Euer! —

Diese Proklamation begeisterte alle Herzen, das Heer stand voll Muth zum Kampf gerüstet am Morgen aufgestellt. Ein halber Welttheil schien aufgestanden zu sein, solche gewaltige Truppen-Massen waren noch nie auf einer Stelle zusammen gesehen worden, mit ungeheurer Gewalt stießen die Heere aufeinander. Von der einen Seite begeisterte die wärmste Vaterlandsliebe, die reinste Hingebung der Völker für ihre Fürsten, und das Bestreben dieser für das Recht und Glück der Völker, das Heer der Verbündeten zum heiligen Kampf für Weib und Kind, für Haus und Hof, für Selbstständigkeit, Freiheit und Ehre. Von der andern Seite leitete ein hoher militärischer Geist ein glänzendes Feldherrn-Talent, ein ungezügelter Ehrgeiz, die Furcht vor dem Willen des Herrschers und Sucht nach Beute das französische Heer! — Der Sieg mußte der bessern Sache bleiben! —

Der Kampf begann bei dem böhmischen Heer um 8 Uhr. Kleist drang mit seinen Preußen an der Pleiße bei Markleeberg vor. Das Dorf Wachau ward vom Herzog von Würtenberg angegriffen. Graf Klenau und General Gortschakoff versuchten Liebertwolkwitz zu erobern. Meerfeld suchte die feste Stellung des Fürsten Poniatowski bei Connewitz zwischen der Pleisse und Elster zu besiegen. Giulay bewegte sich gegen Lindenau auf der westlichen Seite der Pleisse um Napoleon den möglichen Rückzug abzu-

schneiden. So zerfiel die Schlacht des böhmischen Heeres in drei besondere Gefechte. Die Hauptschlacht bei Wachau zwischen General Wittgenstein und dem König von Neapel, das Gefecht bei Connewitz zwischen der Pleisse und Elster, zwischen Meerfeld und Prinz von Hessen-Homburg mit dem Fürsten Poniatowski und das Gefecht auf der Rückzugslinie der Franzosen, zwischen Graf Giulay und General Bertrand. Ueberall donnerte das Geschütz mit einem Rollen, als ob es das Tirailleur-Gefecht eines Bataillons war, denn tausend Kanonen verbreiteten Tod und Verderben. Die Erde bebte selbst in Leipzig und die Fenster klirrten. Die Schlacht schwankte hin und her, ohne daß einer dem andern bei den übermenschlichen Anstrengungen, viel Terrain abgewinnen konnte.

Alexander und Friedrich Wilhelm übersahen das Schlachtfeld von einer Anhöhe bei Gossa, bei ihnen war der Ober-Anführer Fürst Schwarzenberg. Napoleon leitete seinen Heerhaufen von einer Anhöhe bei Wachau. — Er lenkte das Gefecht und sandte von dort Hilfe dahin, wo die Kraft erlahmte oder Hoffnung zum Siege erschien. Er brachte immer mehr Truppen ins Gefecht. Macdonald und ein Theil der Garde unterstützte Lauriston, Oudinot kam Victor mit einem andern Theil derselben bei Wachau zu Hilfe, mit 150 Stück Geschütz der Reserve-Artillerie. Curial mit einem Theil der alten Garden zog nach Connewitz. Ebenso rückten auch die Reserven

der Verbündeten vor, und Bianchi löste die von einem 9 stündigen Kampf ermatteten Preußen unter Kleist ab. Beide Heere kämpften wie die Löwen und standen wie die Mauern, dennoch wurden die Dörfer Dölitz, Wachau und Liebertwolkwitz von den Verbündeten erobert. Jetzt, es war Nachmittags 3 Uhr, vereinigte Napoleon alle seine Kräfte bei Wachau. Der hier von den Verbündeten gemachte Angriff ward zurückgewiesen und zwei Cavallerie-Corps mit allem Reserve-Geschütz folgten den weichenden Oestreichern und drangen mit Macht und mit beispielloser Kühnheit vor, die Russische Infanterie schloß Vierecke, aber die wenige dort vorhandene Cavallerie der Verbündeten ward zurückgeworfen, ehe sie aufmarschiren konnte, ihnen nach stürzten die Franzosen. Das Centrum der Verbündeten war durchbrochen, die Gefahr die Schlacht zu verlieren war groß, die feindlichen Reiter nur noch einige hundert Schritte von dem Hügel entfernt auf welchem Friedrich Wilhelm und Alexander hielten, nur ein sumpfiger Teich bei Gossa trennte sie noch von jenen. Alexander sandte die Donschen Leib-Kosaken unter Orlow Denisow welche ihn in der Schlacht zur Bedeckung dienten, dem Feinde entgegen. Fürst Schwarzenberg bat die Monarchen, sich der persönlichen Gefahr nicht weiter auszusetzen, indem es jetzt seine Pflicht sei die Ordnung wieder herzustellen, zog den Degen, und an der Spitze der Kosaken griff er den Feind an. Bald kam die Russische leichte Garde-Cavallerie zu Hilfe, die Schlesischen

Kürassiere und Neumarkschen Dragoner gleichfalls, man warf den Feind wieder zurück und nahm von den 26 Kanonen, welche die Franzosen bereits erobert hatten 24 wieder. Die Gefahr war überstanden. Jene ungestümen Reiter hatten ihren Sieg nicht gehörig benutzt und waren nicht genugsam durch nachrückende Truppen unterstützt worden, so verloren sie Gottlob den entscheidenden Augenblick! Schon hatte Napoleon Siegesbothen nach Leipzig an den König von Sachsen gesendet und alle Glocken der Stadt ertönten den Sieg feiernd durch die Lüfte.

Noch einmal versuchte Napoleon das wieder zu gewinnen, was er in dem glücklichen Zeitpunkt verloren hatte; er stürmte die Anhöhen bei Gossa und besetzte die Schäferei Auenhain. Unglaublich waren die Anstrengungen von beiden Seiten. Es siegte bald hier bald dort der Muth der Verbündeten und dann die Verzweiflung der Franzosen. Dörfer wurden genommen und verloren, doch am Abend hatten erstere, wenn auch keinen Sieg erfochten, doch nicht blos das Schlachtfeld behauptet, sondern auch Terrain gewonnen. —

Unglücklicher ging es dem Feldmarschall-Lieutenant Graf Meerfeld bei Connewitz. Er rückte auf dem rechten Ufer der Pleisse vor und wollte die rechte Flanke seines Gegners umgehen, aber das ungünstige von Wiesen und Gebüschen durchschnitte Terrain hinderte jede Aufstellung und das feindliche Feuer lichtete seine Reihen. Er versuchte an mehreren Stellen ei-

nen Uebergang über die Pleiſſe, aber die ſumpfigen Ufer und die Höhe des angeſchwollenen Fluſſes verhinderten es; er ſetzte daher ſeine Schein-Angriffe bei Connewitz fort, und bemühte ſich bei Dölitz und Lössnig den Fluß zu überſchreiten, aber umſonſt. Am Abend fand er dort eine Fuhrt, doch kaum war er mit einigen Truppen hinüber, und wollte die feindliche Stellung recognosciren als dieſe von der Diviſion Curial der alten Garde angegriffen und zurückgeworfen wurden, ſein Pferd ward getödtet, er ſelbſt verwundet und gefangen genommen.

Bei Lindenau auf der linken Seite der Elſter ſtand Giulay, ſein Beſtreben war, dieſes Dorf zu nehmen, und zu behaupten, und was würde aus Napoleon geworden ſein, wenn ihm dieſes gelang, denn über die Dämme bei Lindenau war ſeine einzige Rückzugslinie. — Nach vielen Stürmen eroberte Giulay das Dorf; aber nun ſandte auch Napoleon der die Gefahr ſeiner Lage erkannte, den General Bertrand den Befehl zu, das Dorf, es koſte was es wolle, wieder zu nehmen. Da fuhr er hundert Kanonen vor, und den Angriffen der franzöſiſchen Sturm-Colonne konnten die Oeſtreicher nicht widerſtehen. Lindenau ging wiederum verloren.

So endigte die Schlacht des Böhmiſchen Hauptheers auf beiden Ufern der Pleiſſe und Elſter, bei welcher der Sieg oft zweifelhaft geweſen war, ſie war nicht gewonnen, beide Theile hatten ſich behauptet und nur die gänzliche Erſchöpfung und die Nacht

beendeten den Kampf. — Es ist nicht zu läugnen, daß manche Fehler vorgefallen waren, man hatte angegriffen, ehe das ganze Heer beisammen war, die Reserven rückten zu spät den Angriffskolonnen nach und auf die Besiegung des eigentlichen Schlüssels der feindlichen Position bei Connewitz, so wie auf die Behauptung von Lindenau verwandte man zu wenig Kraft.

Der König kehrte nach Borna zurück, ermüdet von den Anstrengungen des Tages, um nach einer kurzen Ruhe am folgenden Tage früh wieder auf dem Schlachtfelde zu erscheinen. Im Norden von Leipzig grünten Blüchers Lorbeeren an diesem denkwürdigen Tage im frischesten Glanze. Obgleich der Kronprinz von Schweden, welcher von dem auf den 16. bestimmten Angriff unterrichtet war, mit der Nord-Armee nicht folgte, sondern nur bis Halle vorrückte, so trieb doch Blüchers unwiderstehliches Kommandowort: Vorwärts. Umsonst hatte der englische General Stewart den Kronprinzen zu bewegen gesucht, ihn zu unterstützen; nur bis Landsberg schritt er vor, obgleich er schon sichere Nachrichten hatte, daß die über die Elbe auf Berlin vorgedrungenen Franzosen sich wieder zurückgezogen hatten; Blüchern rief das Donnern der Schlacht bei Wachau seinen Waffenbrüdern zur Hilfe. Bei Möckern stieß er auf den Feind, es waren die französischen Corps der Marschälle Regnier und Marmont. York stand gegen letztern auf dem rechten Flügel und es entbrannte ein

heftiger Kampf um das Dorf Möckern, welches zweimal erobert ward und wieder verloren ging. Schon war der Sieg zweifelhaft und die Reserve war bereits in das Gefecht gezogen, als einige auffliegende Pulverwagen Unordnung in die feindlichen Massen brachten; da setzte sich York an die Spitze der Cavallerie, hieb ein, die Infanterie folgte im Sturmschritt und in wenig Augenblicken war die Schlacht entschieden. Hätten die Russen bei allem guten Willen der sie beseelte, so schnell herankommen können, wie es nöthig war, es würde wenig von dem Marmontschen Corps übrig geblieben sein. Langeron hatte unterdessen mit Glück gegen das 7. Corps gefochten und es gegen die Parthe zurückgedrängt. 43 von den Preußen, nebst einen Adler und 11 von den Russen eroberte Kanonen nebst mehreren tausend Gefangenen, waren die Frucht des Sieges. Aber die Preußen litten auch viel, denn das Yorksche Corps war am Morgen 21,500 Mann stark gewesen und zählte am Abend der Schlacht nur noch 13,000 Mann. Viele Stabsoffiziere waren geblieben, die meisten Anführer verwundet. Die Franzosen zogen sich hinter die Parthe zurück.

Der 17. October blieb nach der Blutarbeit des vergangenen Tages ruhig, doch hatte man die Waffen in der Hand und stand des Kampfs gewärtig am Morgen in Schlachtordnung. Die Franzosen griffen aber nicht an, und der König sammt dem Kaiser und Schwarzenberg welche mit Tagesanbruch auf dem

Schlachtfelde erschienen, beschlossen da dieses nicht geschah, bis auf den Nachmittag zu warten, ehe sie selbst angriffen, weil bis dahin die Polnische Armee unter Benningsen und das 1. Armee-Corps unter Kolloredo herangekommen sein konnten und man keine Nachricht von dem Siege Blüchers und den Bewegungen des Kronprinzen von Schweden hatte. Nachmittags um 3 Uhr brachte der Adjutant, Graf von Golz dem Könige, welcher auf der Höhe bei Gossa hielt, die frohe Nachricht von dem Siege bei Möckern; so wie daß der Kronprinz von Schweden bis Breitenfeld vorgerückt sei. Gleichzeitig berichtete Benningsen daß er sich nähere, mit der Avantgarde in dem Gefechte erscheinen könne, sein Haupt-Heer aber höchst ermüdet sei. Die Monarchen beschlossen daher den Angriff mit allen Heeren bis auf den folgenden Morgen zu verschieben. Die Streitkräfte vermehrten sich an diesem Tage durch Kolloredo und Benningsen um 100,000 Mann, man ergänzte die Munition, die Truppen ruheten und bereiteten sich zur Völkerschlacht am folgenden Tage vor. Der König ging um sich zu erholen nach Borna zurück. Nur Blücher griff noch den Feind am Morgen an, vertrieb ihn aus Eutritzsch und Gohlis und nahm ihm 5 Kanonen ab; da aber bei dem Hauptheere die Waffenruhe beschlossen war, so ließ er auch den Kampf abbrechen.

Es war eine trübe regnigte Nacht. Fünfmalhunderttausend Krieger lagen auf der Fläche von wenigen Quadrat-Meilen, überall leuchteten Wacht-

feuer. Die Verbündeten schauten voll Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des morgenden entscheidenden Tages zum Sternenzelt des Lenkers der Schlachten empor, jeden beseelte des Sieges Hoffnung, jeder war auf den Tod mit Ergebung gefaßt —

Warum aber Napoleon den 17. October unbenutzt vorüber gehen ließ und nicht angriff oder zurück ging und sich aus dem Netz zog, welches ihn umgarnt hatte, ist unbegreiflich. Alle seine Marschälle sollen ihm gerathen haben, eins von beiden zu thun, und Unthätigkeit war sonst seine Gewohnheit nicht! Er hatte den gefangenen General Meerfeld schon am Abend zuvor an die verbündeten Monarchen gesandt, und vielleicht hoffte er, daß dieser einen Waffenstillstand ermitteln sollte. Vielleicht war er von der ihm drohenden Gefahr noch nicht genau unterrichtet; zurückgehen wollte er nicht ohne die höchste Noth, dies gestattete ihm sein Ehrgeiz nicht, denn, hatte er nicht Tages vorher den Sieg mit allen Glocken in Leipzig beläuten lassen? Am Abend des 17. scheint er erst seine Gefahr erkannt zu haben, denn er ließ in der Nacht alle Anstalten zum Rückzuge treffen, verbrannte eine Anzahl leerer Pulverwagen, und ließ den Troß sich auf die rückwärts führende Straße richten. — Ihn floh der Schlaf, er weckte den Marschall Ney in Reudnitz und blieb bei ihm bis zum Morgen und frühstückte gegen 8 Uhr bei Stötteritz. Aber schon donnerte das Geschütz. Die Verbündeten hatten angegriffen und die Franzosen festgehalten,

der Rückzug war jetzt unmöglich geworden, es mußte zum zweitenmal geschlagen werden, die Völkerschlacht begann. —

Die Franzosen welche sich vermuthlich zu dem Zweck des Rückmarsches nahe um Leipzig conzentrirten, hatten folgende Stellung: Der rechte Flügel unter dem König von Neapel erstreckte sich von Connewitz über Probstheide bis Stötteritz, das Centrum unter Macdonald bei Holzhausen und die Garden standen auf dem Thonberge bei der Quandtschen Tabaksmühle, wo sich Napoleon fast den ganzen Tag hindurch aufhielt. Den linken Flügel commandirte Ney, er stand bei Schönfeld, längst der Parthe bei Paunsdorf und hatte Taucha besetzt. Bertrand sollte von Lindenau auf Weißenfels vorrücken.

Die Verbündeten rückten in 6 mächtigen Heersäulen auf den Feind an. Sie bildeten einen großen Kreis um die Franzosen.

Südlich angefangen stand:

Die erste Kolonne unter dem Prinzen von Hessen-Homburg auf dem rechten und linken Ufer der Pleisse, nach Connewitz und Thonberg sich hinbewegend und aus Oestreichern bestehend, neben ihr:

Die zweite unter Barclay de Tolly von Russen und Preußen zusammengesetzt, sie sollte Wachau und Liebertwolkwitz angreifen, bei ihr befand sich der Kaiser von Rußland und der König, dann folgte:

Die dritte unter Benningsen oder das polnische Heer; sie sollte den feindlichen linken Flügel um-

gehen und rückte von Fuchshain und Seifferts-hain über Holzhausen auf Leipzig an.

Die vierte von Osten heranziehende war diejenige des Kronprinzen von Schweden oder die Nord-Armee, sie sollte bei Taucha über die Parthe gehen.

Und die fünfte sollte Blücher mit der schlesischen Armee im Norden sein, welche bei Gohlis sich an das Pleissethal anschloß. — Auf einmal aber verlangte der Kronprinz von Schweden, daß Blücher links nach Taucha gehen und er den rechten Flügel einnehmen wollte, Blücher lehnte dieses ab, denn er, bis dicht an Leipzig vorgerückt, hatte eine Defensiv-Stellung welche wohl für seine geschwächte Armee geeignet war, aber nicht für das kräftige Thatenlustige Heer des Kronprinzen; auch ging durch diesen Tausch der Stellungen unnütze Zeit verloren und die Heere wurden durch Märsche ermüdet. Er lehnte solches daher ab, aber würdigend das Verhältniß desselben als künftigen König von Schweden, welcher seine Truppen schonen mußte, forderte er den General Bülow und General Winzingerode auf, es zu machen wie bei Groß-Beeren und Dennewitz und ohne die Schweden, und ohne den Kronprinz zu schlagen. Bülow erwiederte: „Er werde nicht fehlen, wo es das „Heil von Preußen und von Europa heische;" — eine ähnliche hochherzige Antwort ertheilte der russische General Winzingerode. Mit Tagesanbruch des 18. Octobers lud der Kronprinz Blüchern zu einer Conferenz nach Breitenfeld ein. Dieser nahm den Prin-

zen Wilhelm mit, um einen Zeugen seines Benehmens zu haben. Der Kronprinz erklärte hier, daß er sich auf dem linken Ufer der Parthe nicht anders schlagen könne, wenn ihn Blücher nicht 30,000 Mann von seinem Corps abtrete. Der hochherzige Blücher, das große Ganze vor Augen habend und daher seinen Rang nicht achtend und seinen Ehrgeiz unterdrückend, erwiederte: Er werde ihn nicht allein diese 30,000 Mann, nämlich das Langeronsche Corps senden, sondern sich selbst damit unter seinen Befehl stellen. Der Kronprinz befahl nun, daß Langeron mit der Nord-Armee bei Taucha über die Parthe gehen sollte, dann mußte es aber zwei Meilen hin und zwei Meilen zurück marschiren und das Defiliren über die Brücke hätte einen Tag gedauert. Blücher gab ihm zur Antwort, „er werde das Corps auf dem linken Ufer der Parthe schon finden. Bei Möckern wateten die braven Russen bis an den Gürtel durch den Strom und erfparten so Zeit und Weg. —

Die fünfte Kolonne welche nur noch aus dem Yorkschen und Sackenschen Corps bestand, war dicht an Leipzig in Gohlis und den Vorstädten. —

Die sechste ward noch immer von Giulay befehligt, welcher Lindenau nehmen, besetzt behalten und dem Feinde den Rückzug abschneiden sollte.

Die Schlacht war im vollen Toben bereits gegen 11 Uhr; so lange war es trübe, der fürchterliche Kanonendonner schien die Regenwolken zu vertreiben

und bald erfüllte ein blauer herbstlicher Himmel die Verbündeten mit Sieges-Hoffnung.

Die erste Kolonne nahm die Dörfer Dölitz, Dösen und Lößnig und drang auf Connewitz vor, um dieses zu stürmen, aber Poniatowsky mit seinen Polen und Oudinot mit den Garden stellten ihr einen eisernen Damm entgegen, die Oestreicher konnten nicht weiter. Gegen Mittag war hier das Gefecht schwankend. Der König eilte dorthin, aber fand schon die Ordnung hergestellt, indem eine Division Oestreicher und die zweite Russische Garde-Division zu Hilfe geeilt war. Man konnte aber nur die Stellung behaupten, ein weiteres Vordringen war nicht möglich.

Die zweite Kolonne unter Barclay de Tolly bestehend aus dem Kleistschen Corps, dem zweiten Russischen Corps, den Russischen und Preußischen Garden, die beiden Monarchen zwischen dem zweiten Treffen und der Reserve, trat ihren Marsch gegen den Feind mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen an. Die Monarchen sorgten für Ordnung, Ruhe und für ein festes Zusammenhalten der Truppen. Der Feind räumte das Feld, aber nun ging es auf den Schlüssel der feindlichen Stellung, auf das Dorf Probstheide los. Blutig war der Kampf um dieses Dorf, die Preußen stürmten es; die Monarchen welche unfern davon bei der Ziegelscheune auf einer Anhöhe hielten, ermunterten sie zur Tapferkeit, und mit glühendem Muth stürzten sie sich dem Feinde entgegen, oftmals ward das Dorf genommen, und wieder ver-

loren. Auch die Russen waren nicht glücklicher, und als gegen Abend die Franzosen wiederum in den Besitz des Dorfes gekommen waren, so befahlen die menschenfreundlichen Monarchen, zu welchen sich noch der Kaiser von Oestreich, der am Nachmittag von Röthа ankam, gesellt hatte, daß die Truppen den blutigen Kampf abbrechen und eine Stellung rückwärts nehmen sollten. Der persönliche Kampf verwandelte sich nun in eine fürchterliche Kanonade. Die Versuche des Feindes, seinerseits aus Probstheide hervorzudringen, wurden vereitelt. Es wurde Nacht, das Kanonenfeuer hörte auf, die Franzosen blieben im Besitz von Probheide. —

Die dritte Kolonne oder das polnische Heer unter Benningsen und aus Preußen unter Ziethen, Oestreichern und Russen gebildet, drang in vier Abtheilungen auf Zuckelhausen, auf Holzhausen, Klein-Posna, Baalsdorf und Zweinaundorf; die vierte auf der großen Straße von Wurzen gegen Mockau und Paunsdorf vor.

Ohngeachtet aller Anstrengungen Macdonalds wurden die Dörfer erobert, die Franzosen weit zurückgedrängt, aber bei Stötteritz scheiterten alle Anstrengungen, es blieb wie Connewitz und Probstheide in den Händen des Feindes. Während des Kampfs gingen hier die Würtenbergische leichte Brigade des General v. Normann, eben desselben welcher bei dem Anfange des Waffenstillstandes das Lützowsche Corps so hinterlistig überfallen hatte, zu den Kosaken über,

eben so der Sächsische General Ryssel mit einem Regiment Reiter, fünf Bataillons Infanterie und 19 Stück Geschütz, welche sich ihren deutschen Waffenbrüdern und der Sache der Freiheit anschlossen.

Die vierte Kolonne unter dem Kronprinzen von Schweden, überschritt die Parthe, und zwar, wie angeführt ist, Blücher mit den Russen bei Mockau und Bülow bei Taucha. Bei diesem Corps hat der Verfasser die Schlacht mitgefochten. Die Schweden waren in der Reserve. Statt des Kampfs welchen man dort an der Brücke erwartet hatte, kamen die Vertheidiger, ein sächsisches Jägerbataillon mit grünen Zweigen in den Büchsen den Preußen freundlich und friedlich entgegen. — Hinter einer Anhöhe marschirte das Bülowsche Corps auf, voran donnerten die Kanonen der Avantgarde, die Aufstellung war geschehen und es ertönte das gewaltige Kommando-Wort: Marsch! Alle Musikchöre spielten „Heil dir im Siegerkranz" und das Lied ertönte aus tausenden von Kehlen. So wie die Gewehre über die Anhöhe dem Feinde entgegen blinkten, ging die feindliche Kanonade los, und lauter erhoben sich die Stimmen in dem Königsliede und höher hob sich der Muth und die Sonne drang durch die trüben Wolken, und lächelte freundlich auf die Preußen herab, die den letzten blutigen Kampf für die Freiheit ihres Vaterlandes beginnen wollten. Paunsdorf welches die Oestreicher unter Benningsen schon genommen und wieder verloren hatten, erstürmten die Sieger von Groß-Bee-

ren und Dennewitz. Von der braven Landwehr wurden Stünz und Sellerhausen eingenommen, Langeron eroberte Schönfeld oder nur den Schutthaufen, welcher es bezeichnete, denn es ging in Flammen auf; er drang bis Reudnitz vor. Da ging die Sonne blutroth unter, sie bildete mit ihren letzten Strahlen, den Pulverdampf durchbrechend, eine ungeheure matte Scheibe, wie sie der Verfasser niemals sah und wohl nicht wiedersehen wird; der Kampf war beendet.

Die fünfte Kolonne, der kleine Ueberrest der schlesischen Armee hielt den Feind in seinen Verschanzungen am Halleschen Thore den ganzen Tag hindurch fest. —

Die Sechste unter Giulay that im Rücken des Feindes keine entscheidenden Schritte auf Lindenau, wahrscheinlich wollte man Napoleon nur auf seine gefährliche Lage aufmerksam machen und dem fliehenden Feinde eine goldene Brücke bauen, sonst wäre dessen Vernichtung dort auf den Dämmen, aber freilich nur nach einem Kampf der Verzweiflung, welcher auch manches edle Leben der verbündeten Streiter gekostet und ihn vielleicht gezwungen haben würde, sich nach Norddeutschland hin durchzuschlagen, wohl möglich gewesen.

Das Resultat des Tages war, daß die Franzosen von allen Seiten auf einen engen Kreis um Leipzig waren zusammengedrängt worden.

Noch donnerten 2000 Kanonen auf allen Punkten, die Sonne von Leipzig sank eben herab, als die

Monarchen ihre Unterfeldherrn auf den Siegeshügel bei Probstheide beriefen, um ihnen die Anordnung für die Fortsetzung der Schlacht am folgenden Tage zu geben. Von allen Seiten kamen die Boten mit den Sieges-Nachrichten, jedes Auge strahlte Freude, Friedrich Wilhelms Blick hob sich dankend zu Gott empor. Man beschloß, am andern Tage mit Aufgang der Sonne die Schlacht zu erneuen, gegen Leipzig vorzudringen und die Stadt zu stürmen; die Preußen unter York sollten sofort abmarschiren, bei Merseburg über die Saale gehen und den Feind auf seiner Rückzugslinie beunruhigen, so trennte sich die Versammlung und der König begab sich zu einer kurzen Ruhe nach Gruna. Sonderbar genug übernachtete Napoleon in Leipzig im Gasthofe zum König von Preußen! — Die Nacht war kalt, tausende von Wachtfeuer und die brennenden Dörfer erleuchteten die Gegend, die Truppen bivouaquirten auf dem Schlachtfelde unter Todten, Verwundeten und Sterbenden, der drückende Mangel an allem nothwendigen ward nicht gefühlt. Hunger, Durst und Kälte überwand das freudige Gefühl des Sieges. Dichte Reihen von Vorposten bewachten das eroberte Schlachtfeld; da knallte und prasselte es beim Feinde, und Feuersäulen erhoben sich in die Luft; es waren die Pulverwagen welche Napoleon in die Luft sprengen ließ, weil er sie aus Mangel an Bespannung nicht mit sich führen konnte, und von Leipzig her, tönte ein unaufhörliches dumpfes Rollen, es waren die Ge-

schütze und Wagen welche er in der dunklen Nacht zurückfahren ließ. Obgleich Napoleon noch am Abend schlagfertig stand, obgleich noch immer in der Nacht die ausgesandten Patrouillen auf den Feind stießen, und das Geknatter ihrer Gewehre die so nothwendige Ruhe der Truppen störte; vermuthete man doch jetzt schon den Rückzug desselben, welcher zur Gewißheit ward als die Morgensonne des 19. Octobers eines schönen Herbsttages anbrach. Noch im Morgen-Nebel stand das ganze Heer kampfbegierig in Schlachordnung, das gestrige Werk zu vollenden. Er sank, und man fand alle Dörfer Connewitz, Probstheide, Stötteritz, den Thonberg, von wo Napoleon die Schlacht leitete, Reudnitz u. s. w. vom Feinde verlassen; in der Ferne jenseits Leipzig erblickte man von den Anhöhen den Rückzug der Franzosen. Nur die Stadt, die Gärten und Gebüsche um dieselbe waren noch von Poniatowski und Macdonald besetzt. Die Monarchen erschienen auf dem Schlachtfelde, das Heer rückte bis dicht an Leipzig heran, überall brachte man zahlreiche Gefangene ein, überall stieß man auf verlassene Pulverwagen, demontirte Kanonen, auf Trümmer der in die Luft gesprengten Fuhrwerke, der Boden, wo die Franzosen gestanden hatten war mit Leichnamen und Verwundeten bedeckt, die von Schmerzen gequält ihre Feinde anflehten, ihnen den Tod zu geben.

Der Befehl zum Sturm der Stadt war ertheilt. Die Monarchen hatten von Probstheide aus das

Schlachtfeld überritten und hielten an den Straßenhäusern, da kamen französische und sächsische Offiziere abgesendet vom Könige von Sachsen und vom Marschall Macdonald und Deputirte vom Rath der Stadt zu ihnen. Erstere verlangten einen freien Abzug und wollten unter dieser Bedingung die Stadt übergeben, letztere flehten um Schonung des Orts.

Der König und Alexander forderten unbedingte Ergebung und erklärten, daß ihnen das Schicksal der unglücklichen Stadt leid thue, daß sie es aber nicht vermeiden könnten.

Das Heer bedeckte die weite Ebene, die Waffen funkelten in der Morgensonne. Die zum Angriff bestimmten Kolonnen rüsteten sich zum Sturm durch ein frommes Morgengebet. Freudig mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zogen sie bei den Monarchen vorüber in das Thal hinab, in welchem Leipzig liegt. Der menschenfreundliche Alexander sagte zu seinen Russen:

„Kinder! gekämpft habt ihr als Helden, nun seid großmüthig gegen die Besiegten und gegen die unglücklichen Bewohner der Stadt, und wenn ihr mich liebt, so werdet ihr meine Bitte erfüllen."

Die Offiziere und Soldaten, tief bewegt, gelobten es und der Sturm begann.

Hier war es auch wo dem Fürsten Schwarzenberg von Alexandern der Orden des heiligen Georgs erster Klasse und von Friedrich Wilhelm der schwarze

Adler-Orden überreicht wurde. Der König bat ihn, denselben zum Zeichen seines Verdienstes anzunehmen und wünschte ihm Glück, einen Sieg erfochten zu haben, über den die Völker jauchzen und der seinen Namen bis in die späteste Zukunft verherrlichen würde! —

Schwarzenberg entgegnete bescheiden:

„Er habe nur die Befehle der Monarchen ausgeführt, den übrigen Feldherrn und den tapfern Kriegern, sei der Sieg zuzuschreiben. Er fühle sich hochbeglückt durch die Zufriedenheit der Monarchen, und durch die Ueberzeugung, daß Deutschland befreit sei und eine bessere Zukunft nahe."

Hier war es auch wo Friedrich Wilhelm bei der Tabacksmühle dem Kleistschen Corps, welches gleichfalls zum Sturm heranrückte, indessen nicht dazu kam, weil die Stadt früher überwältigt ward, laut und öffentlich seine Zufriedenheit und seinen Dank für die bewiesene Tapferkeit bezeugte.

Die Franzosen und Polen mußten sich wohl in Leipzig vertheidigen, denn Napoleon hatte hinter ihnen die Brücken über die Pleisse in die Luft sprengen lassen, er opferte sie, um sich den Rückzug zu sichern.

Die Ostpreußen unter Prinz von Hessen-Homburg und die Pommern unter Borstel drangen zuerst in das Grimmasche-Thor, die Russen unter Sacken in das Pekers-Thor ein. Der Kampf dauerte in der Stadt bis Mittag 1 Uhr, die Franzosen mußten sich nach der hartnäckigsten Vertheidigung ergeben,

jede Straße, jedes große Haus hatten sie vertheidigt, der Kampf war verhältnißmäßig blutiger, wie die Schlacht des vorigen Tages, wenn man annimmt, daß hier nur 10,000 Mann auf jeder Seite kämpften, von welchen mehr wie der vierte Theil blieb oder verwundet ward. Was sich nicht ergab, ward in die Pleisse und Elster gesprengt. Macdonald schwamm glücklich durch; der tapfere Fürst Poniatowski ertrank schwer verwundet in den Fluthen der Elster, ebenso auch der General Dumonstier. Die Sächsische Garde streckte das Gewehr auf dem Markt, und ein Russisches Bataillon stellte sich zur Bewachung der Wohnung des Königs von Sachsen auf.

Noch war die Blutarbeit nicht beendet, überall ward noch Sturmmarsch geschlagen, noch viele einzelne Schüsse fielen und die Verwirrung war noch allgemein, als die beiden Monarchen durch die Vorstadt über Leichen von Menschen und Pferden sprengten und unter dem Jauchzen des Volks durch die Reihen ihrer siegenden Krieger bei Trommelschlag und Kriegsmusik ihren Einzug in das Grimmasche Thor hielten. Selbst die Franzosen präsentirten mechanisch ihre geladenen Gewehre, welche man ihnen in der Verwirrung nicht abgenommen hatte. Ueberall standen Kanonen, Pulverwagen und Gepäck, und bei dem einzelnen Gefecht, welches noch in den Straßen nicht beendigt war, setzten sich die beiden Monarchen auf dem Wege nach dem Altranstädter Thor der augenscheinlichsten Lebensgefahr aus. Auf diesem Wege

kam ihnen schon Blücher entgegen; Alexander umarmte ihn, nannte ihn den Befreier Deutschlands und schenkte ihm einen kostbaren Ehrendegen. Der König rief ihm von ferne schon entgegen: „Willkommen Feldmarschall!“*) Kaum war das Werk vollendet, als Alexander und Friedrich Wilhelm, welchen sich noch der inzwischen angelangte Kaiser von Oestreich angeschlossen hatte, aus dem Grimmaschen Thore herauskamen, um die Nord- und Schlesische Armee, die sie in dem Feldzuge noch nicht gesehen hatten zu mustern. Die Truppen griffen zu den Waffen und stellten sich in Bataillons-Massen auf; da erschien der glänzende Zug; voran Oestreichsche Nobel-Garde von Silber strotzend, so daß man die Farbe der Uniform nicht erkennen konnte, dann die drei Monarchen, den Kaiser Franz in der Mitte. Alexanders tanzendes Pferd schien die Siegesfreude seines Gebieters zu theilen, er selbst grüßte überall verbindlich und dankend. Weniger schien der Kaiser

*) Die Kabinetsordre welche Blüchers förmliche Ernennung zum Feldmarschall aussprach, lautet:

Durch wiederholte Siege mehren Sie Ihre Verdienste um den Staat schneller, als ich mit den Beweisen meiner Dankbarkeit ihnen zu folgen vermag. Empfangen Sie einen neuen Beweis derselben, durch die Ernennung zum General-Feldmarschall und bekleiden Sie diese Würde recht lange zur Freude des Vaterlandes und als Vorbild für die Armee, die Sie so oft zu Ruhm und Sieg geführt haben.

Leipzig, den 20. October 1813.

Friedrich Wilhelm.

Franz auf seinem Pferde die Wichtigkeit des Augenblicks zu fühlen, aber Friedrich Wilhelm, die wahrhaft königliche schöne Reiter-Gestalt, das Gesicht weniger ernst wie gewöhnlich, aber seine Bataillone überblickend, mit der in seinen Mienen ausgedrückten Ueberzeugung und Genugthuung, daß seine Preußen es eigentlich gewesen waren, die den Kranz errungen; sein Pferd schreitete stolz unter ihm aus als ob es wüßte, daß es den König der Helden trug. Es war ein herrlicher Anblick! — Ihnen folgten nun die Prinzen und alle Heerführer, dann ein Zug Garde du Corps von Staub und Pulverdampf geschwärzt, freilich abstechend gegen die blanken Oestreicher, aber sie hatten auch tüchtig gekämpft, endlich ein Zug Garde-Kosaken, große Männer auf großen Dänischen Rossen hoch auf ihren Sätteln sitzend, ein sonderbarer Kontrast mit dem Bilde der Leichtigkeit und beflügelten Eile, welche man sich sonst von den Kosaken machte. So bewegte sich der Triumpf-Zug zwischen den Bataillonen und Eskadrons hindurch, überall ertönte ein freudiges Hurrah, die Gewehre wurden präsentirt, die Tambours schlugen Marsch, die Hautboisten bliesen. —

So endeten die blutigen Tage von Leipzig. Den Sieg krönte die herrlichste Eintracht zwischen den Häuptern und Gliedern, und den hohen Muth, mit welchem gekämpft ward. Ein und zwanzig Generäle, tausend und achthundert Offiziere und 45,000 Gemeine, welche todt oder verwundet auf dem Schlacht-

felde lagen, hatte er den Verbündeten gekostet. Wie viel die Franzosen verloren haben, ist unbekannt, aber sie ließen in Leipzig 23,000 Verwundete, 15,000 Gefangene und unter ihnen die Corpsbefehlshaber, den Marschall Regnier und Général Lauriston, als die bedeutendsten Männer zurück. 300 Kanonen nebst 900 Wagen, 7 Adler und 21 Fahnen wurden erbeutet.

Am folgenden Tage ward der König von Sachsen als Kriegsgefangener abgeführt und der Obhut des Königs übergeben, welcher ihn zu seinem Wohnort das Schloß Friedrichsfelde bei Berlin anweisen ließ. Die Monarchen hatten jedes Zusammentreffen mit ihm aus Schonung vermieden. Friedrich Wilhelm hatte ihm auf das Ansuchen, ihn besuchen zu dürfen, keine Antwort gegeben und Alexander ihm geradezu sagen lassen, daß er jede persönliche Zusammenkunft mit ihm als unerfreulich zu vermeiden wünsche. Eben so blieben zwei Briefe die er an die Monarchen schrieb und in welchen er um persönliches Gehör bat, unbeantwortet.

In Berlin und Friedrichsfelde ward er übrigens zwar als Gefangener, aber mit Achtung behandelt.

Die nächsten Folgen der Schlacht waren: Die Befreiung Sachsens, welches in dem Fürsten Repnin einen Statthalter erhielt und 20,000 Mann Hilfstruppen stellen mußte; ferner das Ende des Schatten-Königsreichs Westphalen, indem der Kurprinz von Hessen noch vom Schlachtfelde zur Besitznahme von Cassel abreiste; dann die Befreiung Hannovers, dessen

Verwaltung der Herzog von Kumberland für England übernahm, und die Befreiung Braunschweigs, dessen Herzog von London in sein Land zurückkehrte. Bald schlossen sich auch die Sächsischen Herzöge, von dem auf ihnen lastenden Druck befreit, der großen Sache an, und der Herzog von Oldenburg, so wie der Erbstatthalter von Holland bereiteten sich vor, ersterer in sein Herzogthum und letzterer nach Holland zurückzukehren. Der Großherzog von Frankfurth hatte von bösen Ahnungen gequält der weltlichen Herrschaft entsagt und sich auf seinen Bischofssitz nach Constanz begeben.

Friedrich Wilhelm kehrte am 22. October nach Berlin zurück, wo er am 24. ankam. Sein erster Gang war nach der Domkirche um Gott mit seinem treuen Volke für die Befreiung aus den Banden der schmählichen Knechtschaft zu danken, und für die wieder errungene Freiheit zu preisen. Als der Geistliche am Schluß seines Vortrags in einem feurigen Gebete, die Gefühle des Dankes gegen Gott aussprach, und ihn um fernern Segen für die Preußischen Waffen, und um seinen allmächtigen Schutz für den König und das preußische Volk anflehte, da sank der König und mit ihm sein Volk auf die Knie, und innige Rührung und ein hohes Dankgefühl mahlte sich auf seinem Gesichte und drückte sich in seiner Haltung aus. Er gab seinem Volke das herrliche Beispiel frommer Andacht, so wie er stets dessen Muster in allen bürgerlichen Tugenden und eines ritterlichen

Sinnes gewesen war. Es war dieses gerade der 24. October wo vor 7 Jahren die Franzosen in Berlin einrückten und mit welchem die Leiden der Stadt und des Landes anfingen. Heute war er zum Jubeltag geworden.

Am folgenden Tage ging der König nach Breslau, wo ihn der frohe Jubel der braven Schlesier empfing. Am 5. November traf er wieder in Berlin ein und ging am 8. wiederum zur Armee. Außer dem heißen Drange, das Glück seiner von der Tyrannei der Feinde befreiten Unterthanen selbst anzuschauen, und hierin die Belohnung für seine Sorgen und seine Anstrengungen zu finden, war der Zweck dieser Reise, die Rüstungen für die jetzt so nöthigen Ersatz-Mannschaften zu beschleunigen, und dieser widmete er sich mit ganzem Eifer sowohl in Berlin, wie in Breslau.

Inzwischen eilte Napoleon auf Erfurth zu. Kosaken umschwärmten ihn von allen Seiten und fingen diejenigen auf, welche sich vom großen Haufen entfernten. Bei Freiburg ereilte York die fliehenden Franzosen. Die Unstrut ward dort für die Franzosen eine zweite kleine Beresina, jeder suchte sich über die Brücke zu retten, auf welche die Preußischen Kugeln verheerend gerichtet waren, es entstand eine schreckliche Verwirrung, die Pferde rissen mit den Wagen aus und durchbrachen die Linien der Truppen, dieß benutzte Yorks Cavallerie und hieb nieder was sie erreichen konnte. Jetzt brach sogar die Brücke und die

strömenden Fluthen rissen die hereinstürzenden Franzosen mit sich fort. Funfzehn Geschütze und 200 Munitionswagen wurden erobert, 300 ließ Napoleon selbst in die Luft sprengen. Andere Streifpartien befreiten 4000 Oestreicher, die bei Dresden am 24. August gefangen genommen waren, andere hoben den französischen Gesandten Graf St. Aulaire in Gotha auf, jeder Schritt brachte Napoleon neue Verluste und den Verbündeten neuen Gewinn. Man glaubte Napoleon werde noch einmal eine Schlacht bei Erfurth wagen, aber sie lag nicht in seinem Plan, er eilte nur vorwärts um den Rhein zu erreichen, und trieb seine ermüdeten Truppen zur höchsten Eile an, Kranke, Verhungernde und Marodeurs bezeichneten den schmalen Weg welchen er nehmen mußte, da ihm die Kosaken, welche seinen Vortrab bildeten und förmlich escortirten, jeden Seitenweg versperrten. Alle deutsche Truppen verließen ihn nach und nach; so geht es dem, der im Unglück ist, ihn verließen auch seine Freunde! Bald aber drohte ihn noch ein anderer Feind.

Sobald die Baiern sich von ihm losgesagt hatten, so brachen sie auch vom Inn auf; ihnen gesellten sich ein Corps Oestreicher zu, und dieses 50,000 Mann starke Heer bewegte sich unter dem Befehl des Grafen Wrede gegen den Main auf Napoleons Rückzugslinie. In Anspach erfuhr dieses Heer die Nachricht von dem Siege bei Leipzig, welche zur Eile antrieb, um die Folgen desselben glänzend zu machen. Man nahm

Würzburg, schloß die Franzosen in Marienberg ein, wandte sich auf Hanau, um dessen Besitz man mit den Franzosen mit abwechselndem Glücke kämpfte und suchte dem Feinde den Weg zu verlegen. Jetzt kam Napoleon mit der Hauptmacht an. — Obgleich Wredes Armee viel schwächer war, wie der Feind, so nahm er doch am 30. October die Schlacht an. Es entstand ein blutiger Kampf der bis in die Nacht dauerte. Die Baiern wurden zurückgedrängt, doch blieb Hanau in den Händen der Oestreicher. In der Nacht ließ Napoleon Hanau in Brand schießen und zwang hierdurch die Oestreicher die Stadt zu verlassen und ermuthigt durch diesen Sieg wurde Napoleon am andern Tage der Angreifende. Gegen Abend beschloß Wrede, Hanau zu stürmen, an der Spitze der Oestreicher drang er ein, ward aber schwer verwundet zurückgebracht. Man kämpfte noch um den Besitz der Kinzig-Brücke. Als diese eben in Flammen aufging, hörte der Kampf und Widerstand und die Verfolgung auf. In Frankfurth a. M. wollte Napoleon auf das linke Main-Ufer übergehen, aber der Freiherr von Rechberg mit seinen Baiern, welcher vorausgesandt war, vertheidigte die Brücke und das Ufer, mit seltenem Muthe, so daß Napoleon auf dem rechten Ufer nach Mainz gehen mußte. Am 1. November langte er dort an, und reiste sofort nach Paris ab, wo er am 9. November eintraf. An demselben Tage wurde Hochheim wo sich Bertrand verschanzt hatte, von den Oestreichern genommen. Die Fran-

zosen mußten sich nach Castel zurückziehen. Am 5. November hatte Alexander seinen feierlichen Einzug in Frankfurth gehalten, wohin ihm der Kaiser Franz am folgenden Tage folgte.

Nun war das ganze rechte Rhein-Ufer vom Feinde geräumt und die Schmach gelöset, welche so lange auf Deutschland gelastet hatte. Das Vertrauen daß nicht wie in Rußland die Kräfte der Natur, sondern nächst Gott, die Eintracht, das Selbstvertrauen und der Muth, das Vaterland befreit hatte, ward immer lebendiger. Die Fürsten und die Völker fühlten sich wieder frei. Alle fielen vom Rheinbunde ab, und wurden ohne daß man ihren frühern Abfall vom deutschen Vaterlande rügte, oder sie als Besiegte behandelte, wieder freundlich in den allgemeinen Bund gegen Frankreich aufgenommen.

Ausgeschlossen wurden nur der König von Sachsen, der Großherzog von Frankfurth, die Fürsten von Isenburg und von der Leyen, welche zu sehr dem französischen Interesse angehangen hatten. An den König von Westphalen ward nicht weiter gedacht.

Nachdem der König am 13. November ebenfalls in Frankfurth am Main eingetroffen war, dachte man daran, eine gute Ordnung in der Verwaltung der allgemeinen Angelegenheiten der Heere einzuführen. Man bildete ein Central-Departement unter der Leitung des würdigen Minister von Stein, welcher sich

seit 1809 im Oestreichischen aufgehalten hatte, 1812 von Alexander nach Rußland berufen und mit diesem nach Deutschland zurückgekehrt war. Ihm zur Seite stand für das eigentliche Militairwesen der preußische Oberst von Ruehl von Lilienstein. Früher hatte man ein solches Central-Büreau schon errichtet gehabt, aber die Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen hatten es außer Thätigkeit gesetzt, weil es nichts zu verwalten gab, jetzt ward es erneut, da ganz Deutschland befreit war, und seine Hilfsquellen den Heeren darbot. Die Geschäfte dieses Verwaltungs-Raths waren: Die Sorge für die Unterhaltung der Heere, für die Vertheilung der Geldbeiträge und Natural-Leistungen und die Entwickelung der Streitkräfte der einzelnen Fürstenthümer. Als man aber den Rhein überschritt, so übernahm er auch die Administration der eroberten Länder. Sachsen aber ward immer abgesondert durch den Fürsten Repnin verwaltet. —

Die Heere bezogen nun bis zum 1. Januar Kantonirungs-Quartiere. Das Böhmische Hauptheer am Ober- und Mittel-Rhein, das schlesische Heer vom Main bis zur Lahen, die Russen von der Nord-Armee am Unter-Rhein. Der Kronprinz von Schweden war bereits von Hannover aus nach Hamburg gegen Davoust und die Dänen abmarschirt und ihm war Bennigsen mit einem Theil der polnischen Armee zugeordnet; Bülow endlich war nach Holland entsendet worden. Das Hauptquartier der drei Monar-

chen und des Fürsten Schwarzenberg war Frankfurth am Main, Blüchers Hauptquartier in Höchst.

Der König, bekannt mit dem Druck unter welchem die holländische Nation seufzte, mußte voraussetzen daß sie mit Sehnsucht der Stunde der Befreiung entgegen harrte, auch wollte er seinen Schwager den frühern Erbstatthalter sobald als möglich zu dem Besitz seiner angestammten Lande verhelfen, daher ordnete er den General Bülow ab, während die übrigen Heerestheile sich am Rhein von den schweren Strapazen erholten, Holland zu erobern, und das Volk, wenn es sich gegen die Unterdrücker erhöbe, kräftig zu unterstützen. Die Nachricht von den Ereignissen in Deutschland hatte eine große Freude bei den Holländern erregt und laut wurden die Wünsche und Hoffnungen der Nation ausgesprochen.

Der General Molitor bildete aus den verhaßten Douaniers und aus den Gensdarmen mit der wenigen Linien-Infanterie welche in Holland stand, neue Regimenter. Als diese aber aus Amsterdam den Feind entgegen zogen, so erhob sich in dieser Stadt zuerst die Fahne der Empörung, überall ertönte der Ruf orange boven aus tausend Kehlen, jeder steckte die orange-Kocarde auf, die Frauen zierten die Brust mit orange-Schleifen, der Nationalfarbe des Hauses Nassau oranien und jeder wünschte die Rückkehr eines Fürsten-Hauses, unter dessen Regierung einst

Holland das spanische Joch abgeschüttelt, die höchste politische Bedeutung gewonnen und den höchsten Wohlstand erreicht hatte. In welchem Gegensatz befand sich Hollands jetzige Lage mit seiner glänzenden Vergangenheit? — Bald folgten die übrigen Städte dem Beispiel der Hauptstadt, das Verlangen nach der Rückkehr der alten guten Zeit unter dem Prinzen von Oranien ward allgemein.

Bülow überschritt am 22. November die holländische Grenze und konnte bei der jetzigen Stimmung des Volks auf die baldige Eroberung des Landes rechnen. — Doch gab es noch blutige Kämpfe, indem die Franzosen alles anwandten, um sich in dem Lande so lange zu behaupten, bis Napoleon Hilfe sendete. Bei Doesburg, Deventer und Zutphen ward von ihnen muthig gekämpft; vor allem aber bei Arnheim.

Der Sturm dieser Stadt ist einer der glänzendsten Thaten des braven Kolberger Regiments. Er erfolgte am 30. November. Die steilen Wälle welche noch dazu mit Eis bedeckt waren, wurden trotz der heftigen Gegenwehr erklimmt. Der Verlust der Feinde war bedeutend, 14 Kanonen wurden erbeutet, 1000 Gefangene gemacht, aber noch viel mehr Franzosen, unter ihnen der General Charpentier, getödtet. Bülow dehnte sich nun weiter in Holland aus, vertrieb den Feind von seiner Stellung an der Waal, schloß die Festungen Gorkum, Grave und Herzogenbusch ein, und überschritt die Maaß. Das Vorrücken der

Preußen unter Bülow glich einem Triumpfzuge, man nannte sie nur Befryers und Verlossers (Befreier und Erlöser). Ein Corps Engländer unter Graham gelandet, vereinigte sich mit den Preußen und sie drangen gemeinschaftlich bis Antwerpen vor. Amsterdam war bereits am 24. November durch 300 Kosaken unter dem Major Marclay, welcher sich durch die Franzosen geschlichen hatte, befreit worden. Am 1. December kam General Benkendorf mit einigen tausend Mann von Harderwick über den Zuyder See dort an. Am 25. November war der Erbstatthalter schon in Scheveningen gelandet und ergriff wiederum den Zügel der Regierung seiner Erblande. Die Eroberung von Holland war in 6 Wochen vollendet, worüber bei frühern Kriegszügen Jahre lang gekämpft war. Die Holländer hatten sich bewaffnet und bildeten schon Linien-Truppen und Landwehren. Der Verlust dieses Landes war für Napoleon höchst empfindlich, denn er verlor hierdurch reiche Hilfsquellen an Geld und Menschen. Für die Verbündeten aber um so wichtiger, als sie nun mit England in die nächste Verbindung kämen, und von dort Unterstützung an allen Kriegsbedürfnissen erlangen konnten, als die Holländer selbst einen großen Zuwachs an Streitern lieferten und als sie nun ihren rechten Flügel gesichert sahen und von hier aus leichter in das Herz von Frankreich eindringen konnten.

Der Kronprinz von Schweden war mit seinen eigenen Truppen und den Russen unter Benningsen gegen Hamburg vorgerückt, hatte die Stadt enger eingeschlossen und drang nun in Holstein ein, er ging bis zur Eider und besetzte Kiel, als am 15. December ein Waffenstillstand mit den Dänen zu Stande kam. Während desselben capitulirte Friedrichsort und Glücksstadt ward belagert, Rendsburg aber eingeschlossen. Der Friede wäre bei der gänzlichen Ohnmacht Dänemarks früher abgeschlossen worden, aber es konnte die Abtretung von Norwegen nicht ertragen, welche der Kronprinz von Schweden als unerläßliche Bedingung desselben forderte, und als solche sogar öffentlich bekannt gemacht hatte. — Er wurde erst im folgenden Jahre abgeschlossen, und durch ihn ward die unrichtige Politik Dänemarks bestraft, welches von den Verwirrungen in Deutschland Vortheil ziehen wollte, und sich Napoleon anschloß, als ihm der Glücksstern bei Görschen und Bautzen wieder zu lächeln schien, ohne zu berechnen, daß dieser auch wieder untergehen könne.

Auch in Italien hatten die Oestreicher glücklich gefochten. Dort stand der General Hiller dem Vice-Könige von Italien gegenüber, ganze Bataillone Illirier und von den Grenitzer Regiment gingen zu ihren alten Landsleuten über. Ende August war ganz Kroatien befreit, im September waren die Fran-

zosen aus Kärnthen, Krain, dem Friaul und Istrien vertrieben, im Dezember waren die Oestreicher nach vielen Gefechten, worin bald ein Theil bald der andere siegte, bis an die Etsch vorgedrungen, und hatten die ehemalige Königin der Meere Venedig eingeschlossen.

Nach Spanien hatte Napoleon den Marschall Soult als seinen Lieutenant gesendet um dort seinem Schicksal eine bessere Wendung zu geben. Aber auch sein Talent vermochte nicht mehr das Glück an die französischen Fahnen zu fesseln, er ward am 30. Juli an den Pyrenäen in dem berühmten Thal von Roncevall geschlagen, und die Kampfscene wandte sich nun auf französischen Boden. Am 7. October überschritt Wellington die Bidessoa. Am 18. December schlug man sich mit ungeheurer Erbitterung bei St. Jean Pied de Port. Das englische Bajonnet entschied hier den Kampf, den letzten in dem verhängnißvollen Jahre 1813. Wellingtons Hauptquartier war am Schluß des Jahres in Ustariz. —

Während die siegreichen Heere bis an den Rhein und der Maaß vorgedrungen waren, blieben die Festungen in der Heimath von dem Feinde besetzt, sie fielen aber nach und nach, jedoch nicht ohne daß sich die Vertheidiger den Ruhm eines tapfern Kampfs

und einer heldenmüthigen Vertheidigung erworben hätten.

In Dresden hatte Napoleon den Marschall Goubion St. Cyr mit mehr als 30,000 Mann zurückgelassen.

Nachdem die Polnische Armee unter Benningsen zur Schlacht von Leipzig am 13. October abmarschirt war, blieb dort ihm gegenüber der Graf Tolstoi welchem sich später ein Oestreichsches Corps unter Marquis Chasteller zugesellte. Die Franzosen machten, hauptsächlich um sich Lebensmittel zu verschaffen, häufige Ausfälle, welche aber von der gänzlich ausgesogenen Umgegend nur eine karge Ausbeute lieferten. Die Noth in der Stadt war unbeschreiblich, daher faßte St. Cyr am 6. November den kühnen Entschluß, sich nach Magdeburg durchzuschlagen, allein die Oestreicher empfingen ihn so nachdrücklich, daß er seinen Vorsatz aufgeben mußte. Das Elend stieg immer höher, die Brunnen waren versiegt, es fehlte an Brod und Fleisch, die Soldaten waren nur noch verhungerte Jammergestalten, und das fürchterliche Nervenfieber raffte Krieger und Bürger zu tausenden hin. Da verlangte St. Cyr zu capituliren! Der Vertrag kam am 11. November zu Stande, die Garnison streckte das Gewehr und sollte freien Abzug nach Frankreich unter der Bedingung, 6 Monate gegen die Verbündeten nicht zu fechten, erhalten. Schon war das erstere geschehen, und Dresden besetzt, als unerwartet die Nachricht ankam, daß der Fürst Schwar-

zenberg die Kapitulation so weit sie den freien Abzug der Franzosen betraf, nicht genehmige. Man sollte, so lautete der Befehl, die Franzosen wieder in den freien und ungehinderten Besitz von Dresden setzen, wenn sie sich nicht für kriegsgefangen erklären wollten, und mit der Belagerung fortfahren. In ähnlicher Art wurde wie wir weiter hören werden, auch die Kapitulation von Danzig und Stettin verworfen. Wenn es nun auch richtig ist, daß Napoleon einen Zuwachs von 100,000 versuchten alten Kriegern erhalten hätte, sobald auf diese Weise alle Garnisonen der besetzten Festungen nach Frankreich zurück kehrten und die Verbündeten hierdurch einen beiweiten schwerern Stand in Frankreich erhielten, so sollten doch Verträge, wenn sie auch von Unterbefehlshabern geschlossen worden, stets heilig sein. Es ist dieses Verfahren ein dunkler Flecken auf dem hellen Lichtglanze des heiligen Krieges, wie er mit Recht genannt ward. Gouvion St. Cyr fügte sich in die Nothwendigkeit, und ward mit seinem Corps nach Oestreich als Kriegsgefangener abgeführt. 35,000 Mann betrug dessen Stärke, über 200 Stück Geschütze wurden erbeutet, und der Werth der in der Festung gefundenen Kriegsbedürfnisse betrug 5 Millionen Thaler. —

Danzig ward von dem tapfern General Rapp mit Umsicht und Heldenmuth vertheidigt, ihm gegenüber stand der Herzog von Württenberg mit Russischen und Preußischen Landwehren. Endlich auf die nächste Umgebung der Stadt eingeschränkt, machten

die Franzosen häufige Ausfälle mit abwechselndem Erfolge. Ein sehr heftiges Gefecht fand am 20. August statt, eben so am 8. September. Am 10. und 11. October wollten die Verbündeten die Franzosen ganz in die Festung zurücktreiben und machten daher einen Angriff auf die Schottenhäuser und die oberhalb derselben befindlichen Redouten, welche auch nach einem blutigen Kampf erobert wurden. Hier errichtete man Batterien und steckte von dort aus am 29. October die Speicher-Insel, welche in der Mitte der Stadt liegt, in Brand. Mit diesen Waaren-Magazinen gingen auch die meisten Vorräthe von Lebensmitteln, die die Franzosen darin aufgehäuft hatten im Feuer auf. Es war ein Brand wie man ihn wohl selten gesehen hatte; die Speicher bildeten eine eigene Stadt, von nicht unbedeutendem Umfang und bestehend aus dichten Reihen großer Gebäude, angefüllt mit Waaren aller Art, Lebensmitteln und den Habseligkeiten derjenigen Bürger, welche bereits ausgewandert waren. In einer Nacht lagen sie sämmtlich in Asche. Am 3. November ward die erste Parallele gegen den Bischofsberg eröffnet, am 17. November ward aus dieser das Feuer gegen die Festung mit 117 Stück Geschützen angefangen. Der Feind verlor eine Schanze nach der andern und man bereitete sich zum Sturm vor. Diese Anstalten und der Mangel, herbeigeführt durch den Brand der Speicher, veranlaßte Rapp eine Kapitulation vorzuschlagen, welche den 30. November zu Stande kam. Auch

diese ward nicht genehmigt, die Franzosen mußten sich zu Kriegsgefangenen ergeben, die Uebergabe der Festung erfolgte am 28. December, und am 2. Januar rückte die Garnison der Verbündeten ein. Diejenige des Feindes war nur noch 16,000 Mann stark, welche von 30,000 übrig geblieben waren, Rapp und 7 Divisions-Generäle nebst 6 Brigade-Generälen mußten sich ergeben, und 1300 Kanonen wurden erobert. Die Polen und Deutschen gingen in ihre Heimath, die Franzosen wurden nach Rußland abgeführt. —

Niemand kann die Berichte über die Leiden Danzigs ohne Rührung, ja selbst ohne Erschütterung lesen.

Der Verlust der Bürger war ungeheuer. Alle Vorstädte waren abgebrannt, 300 Speicher, in welchen auch die Einwohner ihre besten Effecten aufbewahrt hatten, lagen in Asche. Von 4000 Häusern waren 970 mehr oder weniger, durch die Bomben und Granaten beschädigt, das Dominikaner-Kloster und 70 Häuser gänzlich abgebrannt, viele Bürger getödtet, aber noch vielmehr an dem fürchterlichen Nervenfieber und am Hunger und Hinfälligkeit gestorben. Die Todtenlisten zeigten 100 bis 130 Leichen in der Woche. So endete die Belagerung einer der stärksten Festungen Europas, welche seit 11 Monaten eingeschlossen gewesen war. Das einst so mächtige und glückliche Danzig war von seiner Höhe herabgesunken. Seit dem Tilsiter-Frieden, der ihm seine Selbstständigkeit wieder geben sollte, hatte es

unter französischem Druck geseufzt, Erpressungen aller Art hatte es geduldet. Das Erpreßte ward von den Machthabern an schwelgerischen Tafeln und im Arme der Wollust vergeudet. Den Schmerz so oft getäuschter und theuer erkauften Hoffnungen hatte es ertragen, die Verblendung der eigenen Mitbürger geschaut und die immer mehr um sich greifende Sittenlosigkeit seiner Bewohner beweint. —

Am 2. Februar ward die Verwaltung der Stadt den preußischen Behörden überlassen, und der Anfang einer bessern Zeit trat ein.

Modlin ergab sich am 25. December. Der Kommandant Divisions-General Dändels ward mit 3000 Mann als kriegsgefangen nach Rußland abgeführt und 120 Kanonen erbeutet.

Zamosk fiel am 22. December. Hier befehligte der polnische General Hauky; die Polen wurden in die Heimath entlassen, 130 Kanonen blieben den Siegern.

Stettin ward nur bloquirt und nicht beschossen, denn man wollte die Stadt schonen. Nach einer achtmonatlichen Einschließung, nachdem die Einwohner der unglücklichen Stadt durch den Druck der Franzosen auf die höchste Stufe des Elends gebracht waren, nachdem man den größten Theil der verarmten Einwohner gezwungen hatte auszuwandern und man von den Vermögenden das letzte zu erpressen versucht hatte, zwang der Mangel den Gouverneur General Grandier zu kapituliren. Am 5. December ward die

Stadt, welche unter allen Leiden ihre Anhänglichkeit an König und Vaterland treu bewährt und selbst jeden Geburtstag ihres Königs zum Trotz ihrer Zwingherrn durch Erleuchtung gefeiert hatte, übergeben. Sieben Generale und 7800 Mann wurden kriegsgefangen. Die Holländer und Deutschen wurden in ihre Heimath entlassen. An Geschütz fand man 351 Kanonen und außerdem sehr viele Munition und andere Kriegsbedürfnisse. Das einzige Lobenswerthe, was die Stettiner den Franzosen nachsagen konnten, war: daß sie über die Statue Friedrichs des Großen, freilich auf Kosten der Stadt, ein bombenfestes Gebäude errichtet, damit sie, im Fall die Stadt beschossen würde, gegen eine Beschädigung durch das Wurfgeschütz gesichert sei. —

Torgau ward so wie Wittenberg vom Tauenzien'schen Corps eingeschlossen. Der General Graf Narbonne vertheidigte die Festung, aber starb schon am 17. November im Gefolge eines Sturzes mit dem Pferde, worauf Graf Dutaillis den Befehl übernahm. Auch hier herrschte ein pestartiges Fieber noch verheerender wie in den übrigen Festungen, welches viele tausend Menschen von der Garnison und den Bürgern fortraffte. In der Nacht vom 26—27. November eröffnete man die Laufgräben gegen das Fort Zinna, welches eigentlich der Schlüssel der Festung ist; die Ausfälle der Franzosen wurden zurückgewiesen und am 3. December begann das Bombardement der Stadt. Zweimal ward ein Waffenstillstand ge-

schloffen, um eine Kapitulation daran zu knüpfen, aber die Forderungen der Franzosen waren so überspannt, daß sich die Verhandlungen wieder zerschlugen. Am 10. December verließen die Franzosen das Fort Zinna und der Fall der Festung war nunmehr unvermeidlich. Er erfolgte durch Kapitulation am 24. December. Die Garnison, 10,000 Mann stark, ergab sich kriegsgefangen, sie hatte allein 4000 Kranke, größtentheils Kandidaten des Todes. 250 Kanonen und sehr große Munitions-Vorräthe fanden sich darin vor. Die Preußen konnten aber erst am 10. Januar einrücken, weil man die Stadt wegen jener fürchterlichen Krankheit erst reinigen und wider die Verbreitung derselben die nöthigen Vorkehrungen treffen mußte. —

In ganz Deutschland glaubte man, daß in Torgau der ganze kaiserliche Schatz mit vielem Silbergeräth sich befände, das Gerücht zeigte sich aber bei näherer Untersuchung als ungegründet; man hat den Schatz nicht gefunden.

Magdeburg war nach der Schlacht von Dennewitz vom General-Major v. Puttlitz blokirt worden. In der Stadt befehligte der Divisions-General Lemarois eine sehr zahlreiche aus Franzosen, Spaniern, Westphalen und Rheinbündnern zusammengesetzte Garnison. Am 17. September waren schon 2 Kompagnien Spanier zu den Preußen übergegangen und nach der Schlacht bei Leipzig ließ Lemarois alle Deutschen entwaffnen und sandte sie

aus der Stadt. Am 27. December ward General Puttlitz abberufen und die Blokade übernahm General Hirschfeld, zu dessen Division auch noch Russen von der polnischen Armee stießen. Es erfolgten mehrere Ausfälle, welche von den Preußen stets zurückgeworfen wurden. Die Verbündeten waren kaum halb so stark wie die Belagerten, daher auch die vielen Verheerungen, welche sich die Franzosen mit brutaler Grausamkeit in der Umgegend erlaubten. So weit sie vordringen konnten, wurden die Dörfer und kleinen Städte rein ausgeplündert. In Barleben tödteten sie 9 wehrlose Personen und verwundeten Vierzehn, das Städtchen Wolmirstadt erlitt zweimal die grausamste Plünderung. Der Fall der Stadt gehört erst in die Geschichte des folgenden Jahres. —

Um Erfurt und seine beiden Citadellen, den Petersberg und die Cyriaksburg, einzuschließen, war das Kleist'sche Corps bei der Verfolgung des Feindes zurückgeblieben. Nachdem ein Ausfall der Garnison, welche General d'Alton befehligte, zurückgeworfen war, beschoß man am 6. November die Stadt, die Cyriaksburg und den Petersberg, und mehrere Gebäude auf dem letztern geriethen in Brand. Am 7. November kam ein Waffenstillstand zu Stande, welcher von Zeit zu Zeit verlängert ward. Am 20. December endlich schloß man eine Kapitulation, nach welcher die Franzosen die Stadt räumten und sich auf die beiden Citadellen zurückzogen. Diese zu beobachten, genügten wenige tausend Mann, und das ganze Kleist'sche Corps

konnte nun zur Haupt-Armee ſtoßen. So blieben denn noch am Schluß des Jahres jene Citadellen, ſo wie Glogau und Cüſtrin an der Oder, und Magdeburg, Wittenberg und Hamburg an der Elbe in den Händen der Feinde.

Der Feldzug war beendet, Deutſchland und Holland befreit; und das beſte hierbei hatte der König mit ſeinen Preußen gethan. Man hätte ſofort in Frankreich einrücken und ſich der nicht in dem beſten Zuſtande befindlichen Feſtungen Frankreichs zu bemächtigen ſuchen können, aber die Heere waren durch die Schlachten, durch die Märſche und ſelbſt durch Krankheiten geſchwächt und der Ruhe bedürftig. Man mußte ſie ſammeln und ſie wieder vollzählig machen, man mußte die Verſtärkungen der deutſchen Fürſten, welche ſich jetzt der großen Sache angeſchloſſen hatten, erwarten, ehe man den Rhein überſchritt und den neuen Feldzug eröffnete. Alle Straßen in Deutſchland bedeckten ſich mit Heereszügen und mit Wagen, angefüllt mit Armee-Bedürfniſſen; aber die ſchlechten Wege verzögerten ihre Ankunft. Landwehren und Landſturm wurde in allen deutſchen Ländern errichtet, Freiwillige aus allen Ländern und Ständen eilten herbei, ihnen waren die Preußiſchen als ein würdiges Vorbild erſchienen und auch ſie wollten Theil an dem Kampf für die Selbſtſtändigkeit Deutſchlands nehmen. Die Heere waren noch nicht vollzählig, denn viele

erschöpfte Länder hatten ihre Kontingente nicht stellen können, aber sie waren doch wieder gestärkt und gekräftigt, und fanden in der Hartnäckigkeit Napoleons einen neuen Antrieb, den Kampf mit Macht wieder zu beginnen.

Während nämlich sich alles so zur Fortsetzung des Krieges rüstete, befahl die Menschlichkeit doch noch die Versuche zur Erlangung des Friedens nicht zurückzuweisen. Graf St. Aignan, Botschafter bei dem Sächsischen Hofe, welcher in Gotha gefangen genommen war, eröffnete die Unterhandlungen. Man überzeugte sich aber bald, daß Napoleon in seiner Kunst der Verstellung und Heuchelei beharrte, den Schein friedlicher Gesinnungen zur Schau trug, ohne sie in Wahrheit zu hegen und daß er den Vorwurf der Untreue und Unfriedfertigkeit auf seine Gegner zu wälzen bemüht war. Daher erließen die verbündeten Monarchen unterm 1. December aus Frankfurt am Main eine energische Erklärung folgenden Inhalts:

„Man kämpfe nicht gegen Frankreich, sondern gegen den Druck, mit welchem Napoleon außerhalb Frankreich die Völker belaste. Der Sieg habe die Fahnen der Verbündeten bis an den Rhein geführt, und der Beitritt aller Fürsten Deutschlands die Kraft der Heere verstärkt. Demnach bleiben die verbündeten Monarchen den mäßigen, so oft geäußerten Grundsätzen treu! Wenn Frankreich den Frieden wähle, so sollte es eine Ausdehnung behalten, wie unter keinem

der frühern Herrscher, denn ein tapferes Volk sinke darum nicht in Vernichtung, weil es Unfälle erlitten habe. Nur die Herstellung des verlorenen Gleichgewichts und die Sicherstellung gegen die zahllosen Leiden und Bedrückungen, welche Deutschland seit 20 Jahren erduldet, sei der Zweck der verbündeten Mächte und das Ziel ihrer Bewaffnung." —

Diese Bekanntmachung, welche auf heimlichen Wegen nach Paris befördert wurde, verfehlte nicht ihre Wirkung, denn zwei Mitglieder vom Ausschusse des gesetzgebenden Körpers, welchem Napoleon die Verhandlungen über den fehlgeschlagenen Friedens-Versuch vorlegen ließ, der Rechtsgelehrte Lainé und der Dichter und Geschichtsschreiber Raynouard traten auf und äußerten sich über Napoleons Herrschsucht mit einer Freimüthigkeit, welche man lange nicht gehört hatte. Sie ermahnten den Kaiser, der Stimme der Gerechtigkeit Gehör zu geben, der Ackerbau liege in Frankreich darnieder, der Handel kranke, der Gewerbfleiß sei erstorben. Ein grausamer zweckloser Krieg raube dem Landmann die Früchte seiner Arbeit, leere den Schatz des Reichs und raffe die Blüthe der Jugend fort; sie fragten, ob die Thränen der Mütter und der Schweiß des Volks keiner Beachtung der Herrscher werth sei? —

Napoleon wüthete, schalt Lainé einen Verräther und Raynouard einen Rebellen. Er meinte, solche Grundsätze führten zum Aufruhr. Er habe Trost

gesucht und finde Kränkung, er habe das Gute gewollt und man zerstöre es. Nicht der gesetzgebende Körper, er sei der Stellvertreter des Volks; Frankreich bedürfe seiner mehr wie er Frankreichs, und wenn man eine andere Verfassung verlange, so würde er gleich entgegnen: Wählt Euch ein anderes Oberhaupt! —

Aus Allem leuchtete hervor, daß er nicht der Stimme der Billigkeit Gehör geben, sondern die Entscheidung der Gewalt der Waffen überlassen wollte. 300,000 Konscribirte wurden ausgehoben und überall bildete und musterte man neue Regimenter. Sogar ein Landsturm, — den er doch in Preußen so sehr getadelt hatte, — ward errichtet. 30,000 Bürger übernahmen die Beschützung von Paris, die Besatzungen der Festungen wurden verstärkt. Nach Holland ging Maison, nach dem Nieder-Rhein Macdonald und Sebastiani, den Mittel-Rhein vertheidigte Marmont und Grouchi, an dem Ober-Rhein stand Victor. Augereau sammelte eine Reserve-Armee bei Lyon. Ney eine zweite bei Nancy, die Garden unter Mortier wurden in Paris, Troyes und Chalons wieder vollzählig gemacht. —

Bei der Führung des Krieges, auf welchen Friedrich Wilhelms und auch seiner Minister ganze Aufmerksamkeit gerichtet war, und um welchen sich alle Bestrebungen drehten, konnte nicht viel an neue Ver-

ordnungen im Innern des Landes gedacht werden. Man bemühte sich nur Ersatz-Mannschaften auszuheben, sie zu rüsten, zu bekleiden und einzuüben, und neues Kriegs-Material zu beschaffen, dennoch ward die Sorge für die Verwaltung des Landes von dem Könige nicht ganz unter dem Geräusch der Waffen vergessen. — Er befreite die Frauen und Kinder der Krieger, welche im Heere standen, zu Hause von der Personen-Steuer, er suspendirte am 14. August auf zwei Monate alle Executionen auf Kapital und Zinsenzahlungen gegen Grundbesitzer, weil sie die Anstrengungen zur kräftigen Fortsetzung des Krieges von allen Mitteln entblößte, ihre Gläubiger zu befriedigen und verlängerte diese Suspension vom 17. Nov. bis zum 1. April 1814. Gegen die Diebe von Lazareth-Gegenständen erließ er unterm 13. October eine geschärfte Verordnung, welche auffallend genug aus Berlin datirt ist, obgleich er sich an diesem Tage in Klein-Berthen befand.

Unterm 26. November ernannte er einen besondern Minister der Finanzen in der Person des Präsidenten v. Bülow, nachdem die Leitung derselben bis dahin der Staats-Kanzler selbst gehabt hatte. In der desfallsigen an den letztern gerichteten Verordnung sprach er sich dahin herzlich und rührend aus:

„Der Kampf für die heilige Sache der Unabhängigkeit des Vaterlandes hat bisher drückende Lasten und Leistungen nothwendig gemacht, die ich nur mit schwerem Herzen meinen Unterthanen

auferlegt habe. Mit inniger Rührung erkenne ich den Gemeinsinn, den Patriotismus und die Anhänglichkeit an meine Person, womit sie sie getragen, und jene Gesinnungen allenthalben auf eine so rühmliche Weise bethätigt haben. Ohne außerordentliche Anstrengungen ist das Ziel nicht zu erreichen. Wenn die göttliche Vorsehung aber wie bisher, Unsere Bemühungen segnet, so darf ich auch die Zuversicht hegen, daß durch die Vereinigung aller Hülfsmittel, welche wir besitzen und die eine glücklichere Zukunft uns darbieten wird, durch weise Anordnung und Sparsamkeit in allen Theilen der Verwaltung, binnen wenig Jahren, die durch den Krieg und den demselben vorangegangenen Zustand der Dinge geschlagenen Wunden wieder geheilt, und alle Verbindlichkeiten des Staats sowohl gegen Auswärtige als Einheimische werden erfüllt werden können. Sie sowohl als der Finanz-Minister werden hierauf unablässig Ihr Augenmerk richten."

Sein Vertrauen ist nicht getäuscht worden, denn Gottlob jene Wunden sind geheilt, freilich immer langsamer, wie sie geschlagen wurden. —

Am 29. December stiftete er die Kriegs-Denkmünze für alle welche den heiligen Krieg mitgemacht hatten. Er sagt in der Bekanntmachung an Sein Heer:

„Das verhängnißvolle Jahr 1813 naht sich seinem Ende, in seinen thatenreichen Abschnitten

wurde der schwere Kampf für die gerechte Sache auf eine unvergeßlich glorreiche Weise unter Gottes Beistand bis an den Rhein vollbracht, der Feind ist über den Rhein gewiesen und die von ihm besetzten Festen fallen." —

Hierauf folgt die Bestimmung, daß die Medaille aus erobertem Geschütz geprägt und von jedem Krieger getragen werden sollte und dann schließt er die Errichtungs-Urkunde mit den Worten:

„Das Jahr 1814 wird, — wir dürfen es unter Gottes gnädigem Beistand hoffen — die Thatenreihe glorreich schließen und dann ist dieses ehrende Denkzeichen auch diesem Jahre geweiht." —

Mit dem ersten Tage des neuen Jahres beschlossen die Monarchen den Rhein zu überschreiten. Die Hartnäckigkeit Napoleons forderte sie dazu auf, und Eile schien nöthig, um die noch nicht vollendeten Rüstungen desselben zu unterbrechen. Die Soldaten waren erfrischt durch die mehrwöchentliche Ruhe, das Wetter milde und einladend zum Kampf. Die Anordnungen hiezu waren folgende:

Man erklärte zuvörderst der Schweiz von Freiburg aus am 21. December, daß man ihre Neutralität nicht anerkennen und bei der Abhängigkeit des Landes vom Frankreich nicht beachten könne. Hiernächst überschritt das Böhmische oder das Hauptheer

die Grenzen jenes Landes, besetzte am 30. December Genf, ging in 8 verschiedenen Kolonnen, wovon die nördlichste bei Solingen über den Rhein rückte, nach Frankreich vor und breitete sich über Chalons, Vesoul und Epernay aus. Der Widerstand der Franzosen war unbedeutend, und die Festungen Strasburg, Hüningen und Besançon wurden besondern Heerhaufen zur Einschließung und Bewachung überwiesen. Es sollte dieses Heer 261,000 Mann zählen und bei demselben befanden sich die Würtemberger und Baiern, das 6. und 8. deutsche Bundes-Corps unter Prinz Philipp von Hessen-Homburg und dem Grafen Hochberg, welcher letzterer die obengenannten Festungen einschloß, von den Preußen aber nur allein die Garden. Das Ziel dieses Heeres war die Eroberung von Paris.

Die Schlesische Armee unter Blücher sollte 137,000 Mann stark sein. Sie bestand aus den beiden Preußischen Corps unter York und Kleist, den beiden Russischen Corps unter Langeron und Sacken und dem 4. und 5. deutschen Bundes-Corps unter Kurprinz von Hessen und Herzog von Sachsen Koburg. Indessen war Kleist noch bei Erfurt zurück, das Corps von Langeron mußte Mainz einschließen, bis es durch das fünfte Bundes-Armee-Corps abgelöst wurde und folgte erst später, und ebenso mußte das vierte Armee-Corps die Festungen bewachen, daher standen Blüchern nur ungefähr 40 — 50,000 Mann zur Verfügung. Sein Heer ging in der Nacht vom letzten December bei Manheim, bei Caub und

bei Coblenz über den Rhein. Er selbst mit York und Langeron setzten bei Caub über, den Franzosen ein fröhliches Neujahr zu bieten. Er that solches in einer energischen Proclamation, die er bei seiner Ankunft auf dem linken Rhein-Ufer erließ. Bei seinem weitern Vorrücken fand er wenig Widerstand, und bot rasch der Haupt-Armee an der Mosel und Maas die Hand. Als Ziel war auch ihm Paris gesteckt, welches er auf dem kürzesten Wege zu erreichen suchen sollte.

Die Nord-Armee, aus 174,000 Mann bestehend, war gänzlich zerstreut. — Das dazu gehörige Bülow'sche Corps und die Russen unter Winzingerode rückten in Belgien vor; die Schweden dagegen standen in Dänemark und kamen zu spät, um an dem heißesten Kampfe Theil zu nehmen. Die Nord-Armee sollte vorläufig nur Belgien und Holland behaupten und dann erst zum Angriffs-Krieg übergehen, wenn sämmtliche dazu gehörige Truppen versammelt wären.

Bis zur Ankunft des Kronprinzen von Schweden übernahm der Herzog von Sachsen-Weimar das Commando der in Holland und Belgien stehenden Truppen. Das zweite deutsche Armee-Corps unter dem Herzog von Braunschweig, war zwar noch nicht organisirt, dennoch fehlte es nicht an Reserven. Die östreich'sche Armee unter dem Fürsten von Schwarzenberg, das polnische Heer unter Bennigsen, die russische Reserve unter Fürst Labanow-Rostowski,

das 4te Preußische Armee-Corps unter Graf Tauenzien, das Preußische Reserve-Corps in Westphalen, das Blokade-Corps von Glogau. Das ganze Heer, welches gegen Frankreich kämpfen sollte, war auf dem Papier 887,000 Mann stark und hiervon standen 652,000 Mann in der ersten Linie, und der Ueberrest in der Reserve. Der König befand sich bei der Haupt-Armee. Er reisete am 31. Decbr. von Frankfurt a. M. ab, wohnte dem Uebergange des Sacken'schen Corps bei Manheim bei, kehrte darauf nach Heidelberg zurück, reisete von hier nach Freiburg und ging am 13. Januar, dem Russischen Neujahrstage, mit seinen Garden bei Basel über den Rhein. Dieser Tag war für die Russen doppelt merkwürdig, weil sie gerade an demselben, vor einem Jahre, den Memel überschritten, seitdem 300 Meilen gemacht und viele Schlachten gekämpft und blutige Siege erfochten hatten; in Basel blieb der König bis zum 20. und eilte dem Heere bis Langres nach, wo er am 25. Januar eintraf.

Napoleon war inzwischen noch immer in Paris, theils beschäftigt, um neue Heere zu schaffen, theils die versuchten alten Krieger erwartend, welche aus Spanien heranzogen, theils um Geld zusammen zu treiben. Zu dem ersten Zweck hatte bereits ein Senatus-Consult am 9. Octbr. die Aushebung von 120,000 Konscribirten aus der Alters-Klasse des Jahrs 1814, ein anderes von 160,000 Mann, aus derjenigen von 1815 verfügt, und unterm 16. Novbr.

wurden noch 300,000 Mann zur Verfügung des Kaisers gestellt. Die Anstalten wären furchtbar gewesen, hätte das Volk mit seinen Wünschen und seinem Eifer übereinstimmend, ihn kräftig unterstützt, aber eben so wie er den Krieg zu verlängern strebte, eben so seufzte das Volk sehnsuchtsvoll nach dem Frieden.

Die Boten, die der Kaiser aussendete, um die Departements aufzuregen, erreichten nicht ihren Zweck, und die Armeen, welche gebildet werden sollten, kamen nicht zusammen. Die Konscribirten, welche nicht mit Gewalt zusammen getrieben wurden, stellten sich nicht, die Festungen wurden nicht in den gehörigen Vertheidigungsstand gesetzt noch mit Lebensmitteln versehen.

Die Franzosen erwarteten nicht einen so raschen Uebergang über den Rhein. Die Pariser Müssiggänger meinten, daß kein Fremder es jemals wagen würde, den französischen Boden zu betreten, dessen Grenze 84 Festungen und die große Armee, von Napoleon angeführt, vertheidige. Es war in Frankreich keine Eintracht mehr, der Bürger gehorchte nicht mehr den Behörden, diese nicht mehr dem Kaiser. Wie anders war es in der Zeit der Noth in Preußen gewesen?

Als nun Schwarzenberg von Langres auf Chaumont und Bar sur Aube, und Blücher von Toul über die Maas nach den Quellen der Marne zu vordrangen, da sah Napoleon ein, daß er ihnen einen ernstern Widerstand entgegensetzen müsse. Seine Marschälle Marmont, Victor und Mortier erhielten nunmehr den Befehl sich bei Vitri zu vereinigen, er

selbst übertrug das Regiment des Landes seiner Gattin, mit der ausgedehntesten Vollmacht; verließ Paris am 25. Januar und traf am 27. desselben Monats bei der Armee ein. Jetzt ward auch den Parisern bange. Sie warfen um die Stadt Schanzen auf, besetzten sie mit Kanonen, man fällte Holz um die Thore zu verrammeln, 30,000 Mann National-Garden wurden errichtet und unter den Befehl Josephs, des Bruders von Napoleon gestellt. Man ordnete, was in dieser Sündenstadt unerhört war, sogar öffentliche Gebete an, um die Rettung der Stadt, und das Glück der Waffen für Napoleon zu erflehen.

Gerade an diesem Tage, wo Napoleon bei dem Heere eintraf, besetzte Blücher Brienne, wo Napoleon auf der dortigen Kriegsschule seine erste militärische Bildung erlangt hatte. Aus einem aufgefangenen Briefe hatte Blücher ersehen, daß jener ihn mit seiner gesammten Macht angreifen wollte, und fühlend, daß er ihm an Kräften nicht gewachsen sei, wollte er sich eben zurückziehen, um inzwischen den Fürsten Schwarzenberg zur Hülfe zu rufen, als ihn Napoleon schon angriff. Das Gefecht dauerte bis in die Nacht. Blücher hatte sich zur Ruhe auf das Schloß in Brienne begeben, als dieses in der Nacht überfallen ward. Es fehlte nicht viel, so wäre er mit seinem ganzen Stabe gefangen genommen worden. Zum Glück hatte der Adjutant von Nostiz den Befehl des Feldmarschalls: die Pferde nach der Stadt zu senden, nicht befolgt. Blücher hatte noch gerade

so viel Zeit um sich auf sein Pferd zu werfen, und gelassen ritt er der Stadt zu, als sein treuer Ordonnanz-Kosak ihm entgegen kam und berichtete: daß auch diese voller Franscuski sei. Bald erkannte er bei dem Schein der brennenden Häuser die französische Kavallerie, welche ihm entgegen ritt; Blücher schlug gelassen einen Seitenweg ein. „Wir müssen traben!" sagte Gneisenau; Blücher blieb im Schritt. „Wollen Sie im Triumph nach Paris eingeführt werden?" rief ihm Gneisenau nochmals heftig zu. — Dieses wirkte und Blücher setzte sich im Galopp; so entging er durch ein Wunder den andringenden Feinden. Der Befehlshaber des Hauptquartiers Graf Hardenberg ward gefangen, mehrere Offiziere des General-Stabes niedergehauen. Der General Sacken wurde durch die Geistesgegenwart seines Adjutanten, eines geborenen Franzosen, Namens Venançon gerettet. „Faites place!" sagte er zu den Franzosen; „nous sommes de vous" — und sie ließen sich täuschen und eröffneten ihnen den Weg. Auch Napoleon wäre in dieser Nacht der Verwirrung beinahe von einem Kosaken-Haufen gefangen genommen worden.

Bald stand das Heer wieder gerüstet bei Trannes, man beschloß die Schlacht anzunehmen, weshalb Schwarzenberg Blüchern die Oestreicher unter Giulay, und die Würtemberger unter dem Kronprinzen von Würtemberg zu Hülfe sendete, auch die Preußischen und Russischen Garden rückten zur Unterstützung herbei nebst dem Baier'schen Corps. So überließ

Schwarzenberg einen großen Theil seines Heeres fremder Führung ohne auf seine Waffengefährten, die zum ersten Siege in Frankreich eilten, eifersüchtig zu sein. Diese edle Selbstverläugnung des Fürsten Schwarzenberg zeigt die Einigkeit, in welcher die Heerführer damals zu dem großen Ziel zusammen wirkten. Napoleon, der gerade über die Aube gehen und der Seine sich nähern wollte, um die feindlichen Streitmassen zu trennen, war nicht wenig erstaunt, Blüchern, den er nur vor zwei Tagen geschlagen hatte, wiederum zur Schlacht heranziehen zu sehen. Am 1. Februar um Mittag eröffnete der Kronprinz von Würtemberg den Kampf bei Chaumenil, Giulay stritt zugleich bei Dienville. Am heftigsten und blutigsten war aber der Kampf in der Mitte der Schlachtordnung bei La Rothiere, wo Sacken war, und nach welchem Orte die Schlacht ihren Namen erhielt; hier stand Napoleon und Blücher sich persönlich gegenüber.

Wohl fühlten die Verbündeten, daß von dem Ausfall dieser ersten Schlacht auf französischem Boden, die Meinung des Volks abhing. Sie richteten ihre Blicke auf Friedrich Wilhelm und Alexander, welche nebst dem Kronprinzen und Prinzen Wilhelm und dem Fürsten von Schwarzenberg auf der Höhe von Trannes der Schlacht beiwohnten, und kämpften wie die Löwen, trotz des aufgeweichten Bodens, der ihre Schritte hemmte und des Schneegestöbers, welches das Losgehen der Gewehre verhinderte, und

für Augenblicke nicht Freunde und Feinde unterscheiden ließ.

Napoleon, der heute zugleich die Pflichten des Feldherrn und Soldaten erfüllte, wollte nicht wanken und weichen, er führte hier die Garden selbst in's Gefecht, und es ward ihm sogar ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Ebenso thätig waren hier Blücher und Gneisenau, welche durchaus heute unter den Augen ihres Königs den Sieg erringen wollten. La Rothiere ward genommen und wieder verloren, doch in dem Augenblick, wo der Sieg am zweifelhaftesten war, erhielt Sacken Verstärkung durch Reiterei, sie hieb ein und dieses entschied die Schlacht. La Rothiere ward mit dem Bajonnet genommen, blieb in den Händen der Russen und der Feind ward geworfen. Noch in der Nacht versuchte Napoleon einen neuen Angriff. Aber die Verbündeten waren darauf gefaßt. Die Franzosen zogen sich nunmehr in Ordnung bei Lesmont über die Aube nach Troyes zurück. Die Verbündeten verloren 6000 Todte und Verwundete und eroberten 73 Stück Geschütz, welche die Franzosen zum Theil in den grundlosen Wegen nicht fortbringen konnten. Hier war es, wo Blücher den Namen Marschall Vorwärts bekam, weil er die Soldaten immer vorwärts trieb, ein Name, der rühmlich sein Verdienst und dessen Anerkennung bezeichnet. Die Russen hatten ihn schon bei Leipzig so getauft, hier ward der Name allgemein.

Die beiden Monarchen mit ihrem Generalstabe kehrten nach der Beendigung der Schlacht nach Bar sur Aube zurück, wo sie das Hauptquartier nahmen, um am folgenden Morgen ganz früh auf das Schlachtfeld zurückzukehren, von wo sie sofort die Verfolgung des Feindes anordneten.

Hierauf begaben sie sich in das Schloß von Brienne, welches Napoleon nur einige Stunden zuvor verlassen hatte, riefen ihre Feldherrn zum Kriegsrath dort zusammen und es ward beschlossen:

„daß die beiden verbündeten Kriegsheere sich wieder trennen, daß Blücher mit dem Schlesischen Heere auf Chalons marschiren, dort die getrennten Corps vereinigen und von hier längs der Marne über Meaux nach Paris vordringen sollte, wogegen das böhmische Hauptheer sich nach Troyes bewegen, und auf beiden Ufern der Seine Paris zu erreichen streben sollte."

Hierin hatten nun die Verbündeten offenbar ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn die Trennung der beiden Heere erzeugte große Unfälle. Kluges Zusammenhalten unter den Augen der Monarchen, welche die Eintracht unter den Heerführern erhielten, hatte bis jetzt zu den glücklichen Erfolgen geführt und jeden mit der Hoffnung des Sieges erfüllt. Ob es eine gegenseitige Eifersucht war, welche Blüchern zu rasch voreilen, und Schwarzenberg zu vorsichtig sich verweilen ließ, oder ob der Plan auf irrige Voraussetzungen sich gründete, oder ob das

Verhängniß, welches die Welt regiert, oder sonst ein Zufall die nachfolgenden unglücklichen Begebenheiten herbei führten, wer mag es ergründen? Wir können uns nur an drei Thatsachen halten.

Blücher hatte durch das Kleist'sche Corps, welches von Erfurt herankam, eine bedeutende Verstärkung erhalten. Er rückte über St. Ouen auf Montmirail vor.

Napoleon, der sich mittlerweile durch Truppen, die aus Spanien gekommen waren, verstärkt sah, konnte diese Trennung nur höchst erwünscht kommen. Dem vereinigten Heer war er nicht gewachsen, er beschloß daher die Feinde einzeln zu schlagen. Er ließ nun Oudinot und Victor dem Hauptheer gegenüber, und warf sich auf Blüchern, welcher leider auch seine einzelnen Corps auf verschiedenen Straßen sehr zerstreut, sich bewegen ließ. Am 10. Febr. reibt er die Heeres Abtheilung Olsufieffs, welcher selbst gefangen ward, bei Champeaubert auf, am 11. schlägt er Sacken, und bei Chateau Thierry, York. Blücher vereinigte nun das Kleist'sche und Langeron'sche Corps und was er sonst an Truppen habhaft werden konnte und eilte den Geschlagenen zu Hülfe, aber Napoleon, der bereits vom Verfolgen abließ, wendet wieder um und greift ihn mit überlegener Kavallerie bei Beauchamps an, wirft ihn über den Haufen und hätte ihn nicht der Wald von Etoges aufgenommen, es wären wenige von seinen Truppen entronnen. Nur durch seinen Heldenmuth und durch die Tapferkeit seiner Trup-

pen konnte Blücher Chalons erreichen, wo Sacken und York, die auf Rheims gegangen waren, wieder zu ihm stießen. Hier nahm er eine Stellung hinter der Marne. Blücher war bei Beauchamps außer sich; er wollte nicht weiter fliehen, er wollte den Tod suchen und ritt den feindlichen Kugeln tollkühn entgegen. Eine Ordonnanz ward neben ihm erschossen, — da sagte sein Adjutant von Nostiz, der schweigend neben ihm ritt: —

„Wenn Ew. Excellenz sich hier, wo noch nichts verloren ist, wollen todt schießen lassen, so wird die Geschichte auch nicht viel Rühmliches von Ihnen zu sagen haben!" —

Dieses wirkte: Blücher sah ihn ernst an, wandte das Pferd und sagte:

„nun so lassen Sie uns weiter reiten,"

und bald kehrte sein froher Muth und die Hoffnung, daß es wieder besser gehen würde, zurück; aber die Tage vom 10. bis 15. Februar hatten ihn 12,000 Mann und 27 Stück Geschütz gekostet. Bis Etoges dauerte die Verfolgung des Feindes und in Bergères sammelte Blücher erst seine Mannen wieder.

Während dieses bei der Schlesischen Armee vorging, bewegte sich Schwarzenberg sehr langsam vorwärts. Blücher hatte ihn von den unglücklichen Gefechten bei Champeaubert benachrichtigt und ihn gebeten, dem Feinde in den Rücken zu gehen, um ihn selbst von Napoleon zu befreien. Es schien auch, daß Schwarzenberg Hülfe senden wollte, man schlug

Brücken über die Seine, und Wrede und Wittgenstein rückten bei Nogent darüber, sie wurden aber von Oudinot und Victor aufgehalten, welche ihnen Napoleon gegenüber stehen ließ, das Hauptheer unterstützte sie nicht, sondern blieb unthätig stehen, und als es endlich am 15. Febr. Befehl bekommen, vorzurücken, hatte Blücher seine Unfälle schon erlitten. Napoleon hatte ihn bis zur Marne zurückgeworfen und stand nun an der Seine, um dem Hauptheer ein gleiches Schicksal zu bereiten. —

Die nachtheiligen Folgen einer zerstreuten Stellung zeigten sich auch hier, denn schon am 17. warf Napoleon Wittgenstein und Wrede auf das linke Ufer der Seine zurück, ebenso ging es dem Kronprinzen von Würtemberg bei Montereau. Diese erlittenen Verluste bestimmten den Fürsten von Schwarzenberg die Gefechte abzubrechen, zurück zu gehen und seine Truppen wieder zu sammeln; alle Corps richteten ihren Marsch auf Troyes. —

Blücher, der nun wieder Luft bekommen hatte, führte sein Heer von Chalons nach Mery, um sich der Haupt-Armee anzuschließen, hoffend, daß Schwarzenberg bei Troyes dem Feinde eine entscheidende Schlacht liefern würde, an welcher der stets Kampflustige Theil nehmen wollte. Seine Tirailleure plänkelten mit dem Feinde und er ritt, ungeduldig, die Schlacht-Ordre zu erhalten, zu den äußersten Posten. Eine matte Flintenkugel ging ihm hier durch den

Stiefel, ohne ihm mehr als eine leichte Kontusion zuzufügen.

„Das ist schlimm!" sagte er: „wir haben mehr Doktors hier wie Schuhflicker!"

Statt des Befehls zur Schlacht, ertheilte ihm Schwarzenberg die Einladung, mit ihm den Rückzug fortzusetzen. Blücher weigerte sich. Es kam sogar eine kategorische Aufforderung aus dem Haupt-Quartier. Blücher blieb aber bei seiner standhaften Weigerung. Der König, welcher sich bei der Nachhut befand, ertheilte ihm die Erlaubniß, daß er sich vom Hauptheer wieder trennen und allein den Angriffskrieg fortsetzen könnte. Sein Entschluß war auch nicht so tollkühn wie man glauben sollte, denn an der Marne konnte er schon wieder über 100,000 Mann gebieten, weil ein Theil des Langeron'schen Corps, welches bei Mainz zurückgeblieben, jetzt zu ihm gestoßen war, und Winzingerode mit 25,000 Mann und Bülow mit 16,000 Mann aus Belgien kommend, schon bei Laon standen, um sich mit ihm zu vereinigen. Mit dieser Macht getraute er sich allein den geschmolzenen Heeren Napoleons, wenn ihn Schwarzenberg nur nicht ganz im Stich ließ, die Spitze zu bieten. Freilich hatte man in dieser Zeit auch im Süden Frankreichs nicht glücklich gefochten, denn Augereau stand schon wieder vor Gent, und Chambery war in der Hand der Franzosen, die Schweiz ward bedroht und Schwarzenberg hatte dorthin eine bedeutende Heeres-Abtheilung unter dem Prinzen von

Hessen-Homburg gesandt, um daselbst das Gleichgewicht wieder herzustellen. Hierdurch geschwächt, sowie durch die nachtheiligen Gefechte, und durch Krankheit und Mangel, schien der Muth des Heeres gebrochen. Das Land war überall verheert, das Landvolk im Aufstande, und die Bewegungen dadurch erschwert; dieses alles bestimmte Schwarzenberg zum Rückzuge. Vielleicht daß Neid und Scheelsucht der Heerführer auch hieran ihren Antheil hatten. Der Rückzug ward von Schwarzenberg so schnell fortgesetzt, daß er einer förmlichen Flucht ähnlich schien.

Der in der Wohnung des Königs am 26. Febr. Vormittags 10 Uhr gehaltenen Konferenz, bei welcher sich dieser eben so männlich als entschieden dahin erklärte: „daß der Rückzug eingestellt werden und daß man wieder die Offensive ergreifen müsse," wozu er gewissermaßen den Fürsten Schwarzenberg zwang, indem er die Trennung Blüchers und dessen Vordringen gestattete, ist die glückliche Wendung zunächst zu danken, welche die Angelegenheiten jetzt nahmen.

Blüchers beharrlicher Entschluß, sich von dem Hauptheer zum zweiten Mal zu trennen und sein Glück auf eigene Hand zu versuchen, ist von welthistorischer Bedeutung. Wäre er nicht nach Paris aufgebrochen, so ward der Rückzug bis über den Rhein vollendet, mit Napoleon ein Vergleich abgeschlossen, und die Weltgeschichte nahm einen andern Gang, denn in jene Zeit treffen die Verhandlungen auf dem Congreß von Chatillon. —

Bereits am 4. Februar, kurz nach der Schlacht von la Rothière waren für Oestreich der Graf Stadion, für Preußen der Freiherr von Humboldt, für England der Viscount Castlereagh, für Rußland der Graf Razumoffski und für Frankreich der Herzog von Vizenca (Caulaincourt) in Chatillon zusammengetreten, um sich über einen Friedensschluß zu vereinigen. Frankreich, durch seine Niederlagen geschwächt, schien die friedlichsten Gesinnungen zu äußern. Die Verbündeten näherten sich den Anträgen Napoleons, denn wenn auch seine Macht durch die erlittenen Verluste und den Abfall der Rheinbundstaaten, und durch das Vordringen ihrer Heere, gebrochen, so war sie doch nicht vernichtet; — Frankreich war tief, aber nicht unheilbar verwundet; und ein billiger Friede schien für beide Theile wünschenswerth. Man kam sich sehr entgegen; nur in einem Punkte ließen sich die verbündeten Mächte nicht irreleiten. Napoleon verlangte während der Dauer des Kongresses einen Waffenstillstand, wahrscheinlich um diesen und die Verhandlungen immer weiter zu verlängern, und während dieser Zeit neue Kräfte zu sammeln. Die drei Monarchen aber durchschauten seinen Plan und verweigerten den Waffenstillstand, indem sie ihre Operationen verfolgten.

Die Vortheile, welche Napoleon über Blücher und über die einzelnen Theile des Hauptheers, so wie in Italien der Vice-König über den General Bellegarde am Mincio errungen hatte, veranlaßten

die drei Monarchen, mildere Bedingungen aufzustellen. Sie brachten selbst am 23. Febr. einen Waffenstillstand in Vorschlag, zu dessen Abschluß in dem Dorfe Lusigny bei Troyes Abgeordnete von beiden Theilen zusammentraten. Napoleon hingegen hatte das Glück der Waffen kühner gemacht; er spannte seine Forderungen wieder hoch und nahm wieder den alten dictatorischen Ton an. Der Waffenstillstand kam nicht zu Stande. Blüchers kühner Entschluß befestigte die Monarchen nunmehr in der Bestimmung: nicht mehr nachzugeben, sondern auf die Einschränkung der Macht Napoleons, so weit als die Sicherheit Europas es erfordere, zu bestehen. Napoleon, um seine Siege zuvor zu verfolgen und dann den Einfluß derselben auf die Unterhandlungen zu benutzen, ließ Caulaincourt ohne Instruktion, und dieser suchte die Verhandlungen zu verzögern. Dieses erbitterte die verbündeten Monarchen, welche sich inzwischen in Bar sur Aube, Chaumont und Troyes, je nachdem es die Stellung der Truppen erforderte, aufgehalten hatten, um von dort die Unterhandlungen zu leiten. Nachdem der Waffenstillstand nicht zu Stande gekommen war, und man wieder angriffsweise verfuhr, so schloß Oestreich, Preußen, Rußland und England am 1. März in Chaumont eine Quadruple-Allianz, nach welcher sie für den Fall, daß die Verhandlungen in Chatillon keinen glücklichen Ausgang hätten und Napoleon die ihm gemachten Anerbietungen, welche darin bestanden: daß er Frankreich

in dem Umfange, welchen es unter den Königen hatte, besitzen sollte (an die Rückkehr der Bourbons dachte man damals noch nicht), nicht annehmen wollte, sich dahin vereinigten, daß jede Macht 150,000 Mann ins Feld stellen und keine einen Separat-Frieden machen wollte. England zahlte an die drei übrigen Mächte monatlich 5 Millionen Pfd. Sterling, welche sie zu gleichen Theilen erhielten und außerdem für jeden Infanteristen 20 Pfd. Sterl. und für jeden Reiter jährlich 30 Pfd. Sterl., die jene für England stellten. Im Fall künftig nach hergestelltem Frieden einer von den Verbündeten angefallen werden sollte, so wollten ihn die übrigen Mächte jede mit 50,000 Mann Fußvolk und 10,000 Kavalleristen unterstützen. Der Vertrag ward auf 20 Jahre abgeschlossen. Er ist pünktlich erfüllt worden und hat glücklich den Frieden von 1815 herbeigeführt. Viel Blutvergießen wäre erspart worden, wenn früher in den Jahren 1805, 1806 und 1809 die Mächte sich gegen Napoleons Uebermuth mit derselben Einsicht verbunden, das Bündniß ebenso einträchtig gehalten und mit derselben Kraft erfüllt hätten. In diesem Bündniß liegt der Schlüssel zu allem, was nachher geschehen ist, und Segen folgt dem Andenken der Diplomaten, welche es verabredeten. Es war der Fürst Metternich von Oestreichischer, der Graf Nesselrode von Russischer, Lord Castlereagh von Englischer, und der Fürst Staats-Kanzler von Hardenberg von Preußischer Seite.

Am 15. März ging erst Napoleons unverschämtes Ultimatum ein. Nach diesem bedingte er sich Venedig und Italien für den Prinzen Eugen und für seine Brüder angemessene Entschädigungen aus; er wollte Belgien behalten, Nimwegen und ein Theil der Waal sollte an Frankreich fallen.

Inzwischen hatte Blücher schon Vortheile errungen, die Sache hatte sich anders gestaltet, und die Aufhebung des Kongresses war die unmittelbare Folge der von ihm aufgestellten nicht annehmbaren Bedingungen des Friedens.

Blücher trennte sich, wie angeführt, am 25. Febr. von der retirirenden Haupt-Armee. Er wollte Marmont bei Sezanne schlagen, Mortier bei Chateau-Thierry umgehen und sich mit Bülow, der bei Laon, und Winzingerode, der bei Rheims stand, vereinigen. Die Hauptaufgabe war über die Aube zu kommen, ehe Napoleon ihn erreichen konnte, und dieser Streich gelang. Letzterer ließ nun wieder schwache Haufen gegen das Hauptheer stehen und folgte Blüchern. Ohne Zweifel wäre aber dennoch dieser verloren gewesen, wenn ihn nicht ein Glücksfall begleitet hätte. Napoleon hatte ihn von allen Seiten gedrängt und Blücher war an der Aisne mit seinem Heer von einer großen Uebermacht eingeschlossen, seine Lage war höchst mißlich, denn hinter sich hatte er den Feind, und vor sich die Aisne und die feste Stadt Soissons, welche die einzige Brücke enthielt, über welche er dem Feinde entrinnen konnte. — Bülow aber, der jenseits

des Stromes zur rechten Zeit ankam, beschoß Soissons und der Commandant übergab ihm die Stadt. Hierdurch ward Blüchern der Uebergang über den Fluß geöffnet, er konnte sich der Verfolgung Napoleons entziehen, und sich mit Bülow und Winzingerode vereinigen. Jetzt hatte er wieder 100,000 Mann unter seinem Befehl und konnte Napoleon erwarten. Zwar hatte dieser Rheims eingenommen und die dortige Besatzung zu Gefangenen gemacht, zwar ward Winzingerode bei Craonne am 7. März geschlagen, und Soissons wurde von den Franzosen wieder erobert, aber Blücher erwartete den Feind bei Laon zur Hauptschlacht. Winzingerode stand rechts auf dem Plateau der Stadt, neben ihm Bülow, dann Kleist, und York hatte den äußersten linken Flügel. Der ganze Tag verging damit, daß die Preußen mehr vertheidigungsweise verfuhren, und die Franzosen sich bemühten, jene aus ihren Stellungen zu vertreiben. Blücher brachte so wenig Truppen wie möglich ins Gefecht. Aber am Abend drang mit aller Gewalt der linke Flügel der Preußen auf die ermüdeten Franzosen ein. Ziethen umging sie mit der Kavallerie; sie wurden gänzlich über den Haufen geworfen. 46 Kanonen wurden erobert und viele Tausende von Gefangenen gemacht, der linke Flügel der Franzosen stand noch fest, und Napoleon machte sogar mit diesem den Versuch, Laon wieder zu nehmen. Jedoch zwang ihn der Verlust auf dem rechten Flügel, sich ebenfalls mit dem linken zurückzuziehen. Der Rück-

zug erfolgte in einer ehrfurchtgebietenden Stellung, und er erlangte sogar einen geringen Ersatz für die erlittene Einbuße, indem er den General St. Priest, der alle Vorsichtsmaßregeln versäumt hatte, in Rheims überfallen ließ. St. Priest ward tödtlich verwundet und 2000 seiner Krieger wurden gefangen genommen.

Napoleon, dem alles daran lag, die beiden Heere auseinander zu halten, wollte jetzt ebenso wie nach dem glücklichen Gefechte bei Montmirail und Vauchamps sich wieder gegen die Haupt-Armee wenden. Seine Marschälle Mortier und Marmont ließ er gegen Blücher stehen. Soissons ward stark besetzt und er selbst ging am 16. März nach der Aube, um im Süden gegen Schwarzenberg das zu erreichen, was er im Norden gegen Blücher nicht hatte erzwingen können.

Schwarzenberg stand noch immer hinter der Seine und Aube.

In Gefolge der obenerwähnten dringenden Aufforderung des Königs hatte er am 27. Febr. bei Bar sur Aube den Feind angegriffen und ein glückliches Gefecht unter den Augen Friedrich Wilhelms und seiner beiden Söhne geliefert, bei welchem der König wesentlich zur Entscheidung beitrug. Im Anfange der Schlacht nämlich wurden die russischen Jäger, die den Aufmarsch deckten, geworfen. Zum Glück befand sich der König bei der Avantgarde, er führte sofort Verstärkung von der Gortschakouschen Kolonne her-

bei und diese ins Feuer. Die Jäger sammelten sich wieder und die Position wurde behauptet. Nachmittags 7 Uhr stürmte ein Bataillon des Regiments Kaluga eine Anhöhe, andere Regimenter folgten diesem von einem Helden angeführten Bataillon, und dieses entschied den Tag. Der König sah, daß, wenn diese Anhöhe behauptet, auch der Sieg errungen würde. Er führte die russische Artillerie heran, ermunterte sie, ihre Kameraden nicht im Stich zu lassen, er sandte den muthigen Streitern Unterstützung und verharrte im heftigsten Feuer, bis der Feind geschlagen war, hierauf verfolgte er ihn selbst bis zum späten Abend, worauf er nach Colombes zurückkehrte. Am andern Morgen war er wieder mit seinen Söhnen auf dem Schlachtfelde, überritt dieses, und brachte vielen Unglücklichen, die verstümmelt und verschmachtend da lagen, die ersehnte Hülfe. Nachdem er die Stellung der Vorposten besichtigt hatte, kehrte er spät Abends wieder in sein Hauptquartier zurück. Vom 16. Febr. bis 27. hatte das Heer retirirt, es war der Rückzug nach Longres schon angeordnet und wahrscheinlich wäre man über den Rhein zurückgegangen, doch des Königs entscheidender Wille machte der Schmach ein Ende, und das Gefecht bei Bar sur Aube, welches auf sein Geheiß angefangen ward, und wobei er die Hauptleitung übernahm, rettete den Waffenruhm, das moralische Gefühl und den gesunkenen Muth des Heeres. — Dennoch benutzte Schwarzenberg den Sieg sehr wenig, vom

28. Febr. bis 14. März konnten wichtigere Vortheile errungen werden, da Napoleon entfernt bei Laon stand. Noch ein ernstes Gefecht gegen einen bei weitem schwächern Feind, und man konnte Paris erreichen; Schwarzenberg blieb aber unthätig und erwartete, was Blücher thun würde, oder vielmehr den Erfolg der Verhandlungen von Chatillon. An diesem Tage fühlte der Feldherr wohl endlich selbst, daß doch etwas geschehen müsse, er rückte daher vor, als er die Nachricht von dem Siege bei Laon erhielt, um Napoleon für Paris besorgt zu machen; die Haupt-Quartiere wurden wiederum nach Troyes verlegt. Doch war dieses Vorrücken nicht mit Nachdruck verbunden.

Schwarzenberg schien nicht zu ahnen, daß sich Napoleon gegen ihn wendete, er glaubte vielmehr, daß er noch einmal Blüchern angreifen werde. Am 18. März sah er aber seinen Irrthum ein, denn Napoleon stand bereits bei Vitry. Am folgenden Tage ging er über die Aube und die Heere standen schlagfertig einander gegenüber. Der zwanzigste März verlief unter fruchtlosen Anstrengungen von beiden Seiten, man schlug sich um das Dorf Torcy. Die braven Würtembürger erstürmten es fünfmal und verloren es wieder; weder die Verbündeten noch Napoleon hatten die Gegner zurückgedrängt. Am folgenden Tage erwartete man die Hauptschlacht bei Arcis und schon standen die Heere schlagfertig gegenüber, aber keiner der beiden Anführer wollte den

Kampf anfangen, sie schwankten noch in ihren Ansichten und Plänen, auf einmal sah man Napoleons Massen sich auflösen und die Straße nach Vitry einschlagen. Er hatte plötzlich den kühnen Entschluß gefaßt nach Chalons zu gehen, sich den Festungen in Lothringen und dem Elsaß zu nähern, mit deren Besatzungen sich zu vereinigen, den dortigen Aufstand des Volks in dem Rücken seiner Gegner zu unterstützen und so die verbündeten Heere zum Rückzuge nöthigend und sie von Paris abziehend, die besorgte Stadt zu befreien. Schwarzenberg ahnete diesen Plan nicht, sondern hielt jene Bewegung für einen gewöhnlichen Rückzug, weshalb er ihn verfolgen ließ. Am 23. März ward aber seine Absicht klar. Es wurden zwei Kabinets-Kouriere aufgefangen, aus deren Briefschaften Napoleons Absicht bei diesem Marsch erhellte, und welche die Befehle an die Marschälle Oudinot und Macdonald, ihm eiligst zu folgen, enthielten. Um aber jeden Zweifel zu heben, sandte der General Tettenborn die Abschrift eines von Napoleon an die Kaiserin gerichteten und von ihm aufgefangenen Briefes ein, welcher seinen Plan klar enthielt und nunmehr sein Schicksal entschied. Dieses für ihn verhängnißvolle Schreiben lautet:

„Meine Freundin! ich bin die letzten Tage immer zu Pferde gewesen, den 20. habe ich Arcis sur Aube eingenommen. Der Feind hat noch dort an demselben Tage Abends 8 Uhr angegriffen, ich habe ihn geschlagen und ihm

4000 Mann getödtet, ich habe ihm zwei Kanonen und auch zwei Haubitzen, welche er verlassen hatte, abgenommen."

„Den 21. stellte sich die feindliche Armee in Schlachtordnung auf, um den Marsch seiner Armee auf Brienne und Bar sur Aube zu decken. Ich habe den Entschluß gefaßt, mich nach der Marne hin zu bewegen, um ihn weiter von Paris abzuziehen und mich selbst meinen Festungen zu nähern. Ich werde diesen Abend in St. Dizier sein."

Adieu meine Freundin, umarme meinen Sohn.

Napoleon.

Das Original hatte Tettenborn an Blüchern übersandt, welcher es den französischen Vorposten zur weitern Beförderung an die Kaiserin aushändigen ließ. Nachdem man viele Pläne gemacht, Befehle ertheilt und widerrufen hatte, konnte man nun endlich klar sehen. Am 23. März Nachmittags 3 Uhr versammelten sich bei dem Kaiser von Rußland im Haupt-Quartier Pougi der König, Schwarzenberg und der große Generalstab, und es wurde die Frage aufgeworfen: ob man sich über Bar sur seine und Chatillon zurückziehen wollte, wobei man freilich Gefahr lief, aus Frankreich mit Verlust des Geschützes und Gepäcks hinaus manövrirt zu werden, oder ob man seine ganze Verbindungslinie mit Deutschland aufgeben, die Niederlande als Basis der Operationen annehmen, sich mit Blücher vereinigen und von hier

aus im Rücken und in der Flanke des Feindes operiren wolle.

Gottlob, es ward der letztere Entschluß gefaßt und man gab sofort den Befehl zum Aufbruch nach Chalons. An diesem Beschlusse hatte Friedrich Wilhelms scharfer Blick und ernster Wille wiederum einen großen Antheil. Der Kaiser von Rußland und der König blieben bei der Armee, und der Kaiser von Oestreich begab sich mit allen Ministern von Bar sur Aube nach Dijon in Sicherheit. — Am folgenden Tage bekam man schon Nachricht, daß Chalons von einer Abtheilung der Blücherschen Armee besetzt und der Uebergang über die Marne in der Gewalt der Verbündeten war. Um 10 Uhr Vormittags brachen die Truppen auf und jetzt ward noch einmal auf freiem Felde ¼ Meile jenseits Compuis auf einer Anhöhe, rechts der großen Straße, zu Pferde unterm Vorsitz des Kaisers und des Königs, ein Kriegsrath gehalten, in welchem man den ewig denkwürdigen und entscheidenden kühnen Beschluß faßte:

Die nun vereinigten Kriegsheere in Eilmärschen gegen Paris losbrechen zu lassen, wohin der Weg offen stand. Nur der General Winzingerode sollte mit Reiterei und reitender Artillerie der französischen Hauptmacht des Kaisers Napoleon folgen, und diesem wo möglich den Glauben aufdringen, als folge ihm die gesammte Armee der Verbündeten nach.

So ließ man Napoleon ruhig auf der Straße nach Deutschland ziehen indem man sich wiederum nach Paris wandte.

Noth und Elend, Gewalt und Aufregung hatte das Volk in Lothringen und Elsaß zum Aufstand gebracht, tausende eilten zu Napoleons Heer. Viele Kanonen, Gepäck, Geschütz und Munitionswagen wurden von ihm erbeutet, auch einzelne Truppenabtheilungen fielen in seine Hände, denn die Verbindungslinien der Verbündeten waren von ihm durchschnitten. Groß war die Bestürzung am Rhein, dessen Länder schutzlos Preis gegeben zu sein schienen. Freilich hatte man nun im Rücken eine große Armee und im völligen Aufstande begriffene Provinzen, und vor sich ein ausgesogenes Land und eine große volkreiche Stadt, welche sich vielleicht auf das äußerste vertheidigen konnte. Aber Friedrich Wilhelm und Alexander kehrten sich daran nicht, die Entscheidung lag in Paris, jene Verluste waren zu verschmerzen, auch drang ja schon Wellington von der Garonne heran, um brüderlich die Hände zu bieten. Lyon war von den Oestreichern, die Augereau geschlagen hatten, besetzt, die Schweiz frei und also jedenfalls der Rückzug dorthin möglich. In Paris hatten die Verbündeten auch eine große Parthei, mit der sie in geheimer Verbindung standen, und Napoleon vielleicht eben so viele Gegner wie Freunde. Fürst Talleyrand, Graf Bournonville und Graf Jancourt standen an der Spitze der Unzufriedenen und hatten den Monarchen vorge-

schlagen, Napoleon zu entthronen und die Bourbons zurückzurufen.

Auf also nach Paris! hieß es: mit Jubel eilten die Krieger dorthin vorwärts, wo man am 28. März eintreffen wollte Das Wetter war schön, die Musik der Regimenter spielte, die Tambours schlugen Marsch, die Soldaten sangen Kriegslieder, es war ein fröhliches Treiben, und der Gedanke an Paris ließ den Kriegern alle Mühseligkeiten vergessen, die sie in so reichem Maaße geduldet hatten.

In einer offenen Erklärung ward zuvor am 25. März der Welt das Benehmen Napoleons bei den Friedensverhandlungen von Chatillon dargelegt, und welche Beweggründe die Monarchen zur Auflösung des Kongresses bewogen hatten. Der erste Sieg, welchen nun das Hauptheer der Verbündeten erfocht, war gegen die Korps der Marschälle Marmont und Mortier, welche befehligt waren, Napoleon nach dem Rhein auf der Straße von Vitry zu folgen, und nun unvermuthet auf Schwarzenbergs Vortrab stießen. Sie versuchten zwar sich durchzuschlagen, indessen zurückgeworfen verloren sie 5000 Todte und 7000 Gefangene, eine Menge Geschütz und Munitionswagen und flohen über fére Champenoise nach Sezanne zurück.

Auch hier war Friedrich Wilhelm einer großen Gefahr ausgesetzt; er beobachtete mit dem Kaiser Alexander jenseits fére Champenoise den Rückzug der beiden feindlichen Korps und sie hatten keine

andere Bedeckung um sich als nur eine Eskadron Donischer Leib-Kosaken und einige Mann preußischer Garde-Kavallerie, welche als Ordonnanzen beordert waren, als sie plötzlich rechts vor sich ganz nahe vier Kolonnen bemerkten, welche nach langem Zweifeln, als sie kaum noch tausend Schritt von ihnen entfernt waren, als Feinde erkannt wurden.

Es waren dieses die Reste der Divisionen Pactod und Amey, welche aus neu formirten Truppen bestehend, mit einem Reserve-Artillerie-Park Napoleon nachzogen, sie waren am Morgen auf Blüchers Vortrab gestoßen, dieser hatte sie angegriffen und ihnen schon viele Gefangene und einen Theil ihrer Munition abgenommen. Pactod, einsehend, daß er Blüchern nicht widerstehen konnte, bildete Vierecke, zog sich rechts weg gegen la fère-Champenoise zurück, und kam so in die Linie, auf welcher sich das Hauptheer bewegte. Die Reiterei des Blücherschen Korps, welche sie verfolgte, war, ermüdet von einem mehrstündigen Kampf, zurückgeblieben, und keine andern Truppen in der Nähe als die reitende Batterie Nr. 23, welche unter Anführung des Generalmajors von Rauch sofort das Feuer eröffnete. Die schwache Bedeckung der Monarchen griff die Kolonne an und der König sandte überall nach Truppen umher. Bald erschien auch Reiterei, doch ihre Angriffe wurden von den Franzosen, welche wie die Verzweifelten kämpften, zurückgeworfen. Man forderte nunmehr Pactod auf, sich als Gefangener zu ergeben, er ver-

weigerte solches aber standhaft. Endlich kam aber auch die Blücherſche Kavallerie von der entgegengesetzten Seite an, der Feind ward umzingelt und mußte jetzt das Gewehr strecken.

Während dieses Gefechts waren die beiden Monarchen stets nahe bei dem feindlichen Viereck dem kleinen Gewehrfeuer ausgesetzt. Mehrere Offiziere aus ihrem Gefolge z. B. der Oberstlieutenant Rappatel wurden getödtet und verwundet; ersterer war früher Adjutant von Moreau gewesen und folgte hier seinem General, der 5 Monate früher bei Dresden blieb. Als nun die Trompeten schmetterten und Chamade geschlagen ward, begaben sich die beiden Monarchen sogar in die Mitte des Vierecks zu den feindlichen Generalen. Wie leicht hätte da nicht noch ein von Rache erfüllter Franzose die Niederlage seiner Landsleute durch einen unüberlegten Schuß, — man schaudert vor dem Gedanken — blutig vergelten können?

Es wurden hier die beiden Divisions-Generale Pactod und Amey, sieben Brigade-Generale, und im Ganzen 10,000 Mann zu Gefangenen gemacht, und 80 Stück Kanonen und 200 Pulverwagen erbeutet. —

Dies waren die letzten erheblichen Gefechte, denn nun rückten die vereinigten Heere unaufhaltsam auf Paris los.

Am 29. standen sie vor dem Ziel ihrer großen Anstrengungen. Zwar war Paris nicht durch Wall

und Mauern geschützt, welches jetzt erst geschehen soll, zwar vertheidigten es nicht muthige Heere, sondern die Ueberreste geschlagener Haufen, welche eher Schutz zu suchen schienen, als daß sie die Stadt vertheidigen wollten, aber dennoch war es kein geringes Unternehmen, die Stadt zu erobern. 30,000 Bürger waren zu deren Schutz bewaffnet und die Korps von Marmont und Mortier, wenn auch geschlagen, noch stark genug, um in Verbindung mit diesen einen heftigen Widerstand zu leisten, endlich begünstigt die Lage der Stadt, hinter Dörfern, Gehölzen und Anhöhen die Vertheidigung derselben. Gegen Norden liegen vor Paris die Höhen Belville und Montmartre; dieser sich zu bemächtigen, war der Zweck des Angriffs vom 30. März. Denn von hier aus konnte Paris beschossen und in Gehorsam gehalten werden. Die letzte Nacht ward jetzt vor der bis dahin die Welt beherrschenden Stadt verlebt. Den Kriegern pochte das Herz vor Kampfbegierde, den Bürgern vor Besorgniß. Die Boten gingen hin und her, und schon ergriff jeder der Großen in der Stadt diese oder jene Parthei. Der Tag der Schlacht von Paris brach an. Die Truppen rückten vor.

Die Ortschaften Romainville, der Wald von Vincennes, die Flecken St. Maur und Charenton waren bald genommen, und mit ihnen der Uebergang über die Seine, aber blutig ward der Kampf bei dem Dorfe Pantin. Den Preußischen Garden war es vorbehalten, dasselbe zu erstürmen, und es geschah

unter den Augen ihres Königs und des Kronprinzen, welche das Schlachtfeld nicht verließen. —

Ein fürchterliches Kanonen- und Tirailleurfeuer streckte Tausende zu Boden, die Preußischen Garden drangen immer weiter vor, und standen endlich an der Barriere von Pantin. Der König hat es der Garde nie vergessen, daß die Hälfte dieser herrlichen Schaar an diesem Tage todt oder verwundet ward; und daß sich hierunter allein 69 Offiziere befanden. Die Russen stürmten hierauf den Montmartre und die Franzosen räumten diesen Berg so wie die Anhöhen von Belleville. Es war 3½ Uhr Nachmittags, als Marmont einen neuen Waffenstillstand nachsuchen ließ, welcher auf 2 Stunden gewährt ward, an welchen aber nachher die Unterhandlungen wegen Uebergabe der Stadt sich anknüpften. Friedrich Wilhelm begab sich auf die Höhe von Belleville; da lag nun die weite überwundene Stadt zu seinen Füßen, denn nur die schwachen Barrieren trennten das Heer von derselben. Mit welchen Gefühlen mag der König jetzt wohl dieselbe überschaut haben? jetzt war das Ziel so vieler Anstrengungen erreicht. Die Anhöhen von Montmartre und Belleville waren mit hunderten von Kanonen besetzt, es bedurfte nur eines Winks der Monarchen, und die Vergeltung so vielen Uebels, welches aus ihr über Preußen, über Rußland, Deutschland, Oestreich und Italien hervorgegangen war, konnte durch Schutt und Brand erfolgen. Aber sie wollten nicht die Stadt dem Schicksal des Stür-

mens aussetzen, daher flogen die Adjutanten mit weißen Tüchern wehend um dem Feuern Einhalt zu thun. Unter freudigem Zujauchzen ritten die Monarchen durch die Reihen ihrer Krieger und Friedrich Wilhelm nahm sein Hauptquartier in Pantin, da wo seine Garden geblutet hatten. —

Marmont und Mortier glaubten nun ihre Pflicht gegen den Kaiser erfüllt zu haben, und sie schlossen in der Nacht auf den 31. März eine Uebereinkunft ab, nach welcher sie versprachen, des Morgens um 7 Uhr Paris zu räumen und die von der Kaiserin, ihrem Sohn und der kaiserlichen Familie bereits verlassene Stadt mit allen Vorräthen und Vorrathshäusern den Verbündeten zu übergeben, welche sie angelegentlich deren Schutz empfahlen. —

Bald trafen nun auch Abgeordnete der Stadt bei den Monarchen ein, und wurden von ihnen leutselig aufgenommen, sie erlangten sogar mehr von ihnen wie Napoleon je einer eroberten Stadt bewilligt hatte.

Um 11 Uhr Vormittags empfingen die Prinzen der eigenen und verbündeten Häuser, 4 Feldmarschälle und viele Generale, an der Spitze der Russischen und Preußischen Garden, die beiden Monarchen bei der Barriere Pantin, um mit ihnen den feierlichen Einzug in Paris zu halten. Er ging durch die Vorstadt St. Martin, längs der Boulevards, durch die Königs-Straße nach dem Platz Ludwigs des Funfzehnten. Hier blieben die Monarchen halten,

und ließen die Truppen bei sich vorbei marschiren. Nur die Garden blieben in der Stadt, die kaiserlichen Schlösser wurden nicht berührt. Alexander bezog das Hotel des Fürsten (Talleyrand,) von Benevent, der König das Hotel Villeroi in der Straße Bourbon. Die Truppen bivouaquirten auf den öffentlichen Plätzen.

So war das Werk beendet, welches mit der Zerstörung Moskau's begonnen hatte, die Stadt war erobert, welche 24 Jahr hindurch der Welt Gesetze gab, aber es ward von den Monarchen keine Rache geübt, sondern Milde und Gnade gespendet. Schon wollte man Napoleons Statue von der Vendome-Säule herabstürzen, es ward verhindert; schon zeigten sich viele weiße Kokarden und Fahnen, schon hörte man an vielen Orten das Geschrei „es leben die Bourbons und der rechtmäßige König!" der sparsam gehörte Ruf „es lebe Napoleon" wurde davon übertönt, da sprach Alexander in seinem und seiner Verbündeten Namen am Nachmittag um 3 Uhr die Thronentsetzung Napoleons feierlichst aus!

„Die verbündeten Mächte," sagte er, „werden nicht mehr mit Napoleon noch mit einem von seiner Familie darüber unterhandeln, sie werden aber die Integrität Frankreichs, wie es unter seinen alten Königen bestanden hätte, respectiren, sie wollten selbst noch mehr thun, weil sie sich beständig zu dem Grundsatz bekannten, daß Frankreich zum Glück Europa's groß und

stark sein müsse, daß sie die Konstitution, welche sich die französische Nation geben werde, anerkennen und garantiren. Sie ladeten daher den Senat ein, ein provisorisches Gouvernement zu ernennen, welches den Bedürfnissen der Verwaltung vorstehen, und die dem französischen Volke angemessene Konstitution vorbereiten könne. Er theile diese Gesinnung mit allen mit ihm verbündeten Mächten."

Während dieses bei und in Paris geschah, hatte Winzingerode die Täuschung Napoleons, daß ihm das Hauptheer der Verbündeten folge, zu vollenden gesucht. Er bestellte in St. Dizier scheinbar Quartier für den Kaiser von Rußland und König von Preußen, sprengte noch aus, daß Fürst Schwarzenberg und Blücher ihm folgten, doch bei seinen Bewegungen ward er, indem er zu täuschen suchte, selbst getäuscht. Er sah auf dem linken Ufer der Marne sich bedeutende Truppen-Massen bewegen und trieb diese mittelst des Geschützes vor sich her. Napoleon, welcher glaubte, daß er mit dem Vortrab des Hauptheeres der Verbündeten zu thun hätte, kehrte von Vassi um und wandte sich gegen ihn. Winzingerode, gleichfalls in der irrigen Vorstellung, daß ihm nur der Nachtrab des Feindes gegenüber stand, nahm das Gefecht an, dessen Entscheidung nicht lange zweifelhaft blieb, denn die französischen Generale Millhaud und Sebastiani setzten über den Fluß, das Geschütz donnerte, und die Uebermacht zwang ihn zu weichen, indem ihn Oudi-

not lebhaft auf der Straße nach Bar le duc verfolgte. Aber mehr wie Napoleon durch dies Gefecht gewonnen hatte, verlor er durch den Zeitverlust, den es mit sich führte. Am 27. drang er nach Vitry vor, vermeinend hier das Hauptheer zu finden, — hier erfuhr er aber den Untergang der Divisionen Amey und Pactod, ferner: daß Mortier und Marmont geschlagen wären und daß die Hauptstadt bedroht sei. Noch hatte ihn sein starker Geist nicht verlassen, er gebot seinem ermüdeten Heer, über Troyes und Sens nach Fontainebleau zu eilen, er selbst eilte voran und traf am 30. Abends in dem Posthause Cour de france bei Juvisi dicht bei Paris ein, als schon der Waffenstillstand eingeleitet war. Mit welchem Gefühl mag er wohl den ganzen Tag unterweges den Donner des Geschützes der Schlacht von Paris vernommen haben. Er schickte von hier seinen Freund Caulaincourt an die Monarchen mit Friedensvorschlägen; dieser ward aber gar nicht angenommen. Sein Stern war schon untergegangen. Napoleons Uebermuth, mit welchem er Jedermann behandelt hatte, der Druck, welcher auf Frankreich lastete, dessen Jugendblüthe er von Schlachtbank zu Schlachtbank führte, hatte ihm die Herzen seiner Unterthanen entzogen, auch sahen die Scharfsichtigern aus seiner nahen Umgebung, daß er seit 15 Monaten nicht mehr derselbe war, seine schnelle Auffassungsgabe war geschwächt, seine Energie ward Hartnäckigkeit und die niedrigsten Schmeicheleien wurden ihm Weih-

rauch, worüber er die Warnungen der rechtlichen Männer überſah; daher ſchloſſen ſich Männer von Bedeutung den Verbündeten an, und wirkten zu ſeinem Sturz mit, unter dieſen vorzüglich Talleyrand, der ſchlaue Fürſt von Benevent. Auf der andern Seite hatte die Mäßigung der verbündeten Monarchen, welche nicht einmal eine Kontribution forderten, die aufrichtige Neigung derſelben den Frieden zu erringen, welche ſie an den Tag legten, und vor allen die Klugheit, welche ſie bewieſen, indem ſie die Sache Napoleons gänzlich abgeſondert von derjenigen Frankreichs behandelten und deſſen Ehre zu bewahren bemüht waren, ihnen die Neigung der Franzoſen zugewandt.

Am 2. April ernannte der Senat, auf Talleyrands Veranlaſſung zuſammen berufen, eine interimiſtiſche Regierungs-Kommiſſion und entſetzte Napoleon des Throns, erklärte auch das Erbrecht ſeiner Familie für aufgehoben, forderte das Heer auf, ſich von ihm loszuſagen, und ſich mit der Nation zu vereinigen, damit dem Kriege ein Ende gemacht, und Ruhe und Frieden in Frankreich wieder hergeſtellt werde.

Dieſer Beſchluß ward dem Könige und Alexandern vorgelegt, welche ihn genehmigten und ſofort allen in Frankreich befindlichen franzöſiſchen Gefangenen die Freiheit gaben.

Napoleon muſterte inzwiſchen ſein Heer bei Fontainebleau, welches durch die zu ihm geſtoßenen Ueberreſte des Marmontſchen und Mortierſchen Korps

wieder auf eine noch immer Achtung gebietende Zahl herangewachsen war. Er schimpfte dabei auf die Treulosigkeit der Pariser und versprach seinen Truppen eine 48stündige Plünderung der Hauptstadt. Schwarzenberg zog ihm seinerseits entgegen, um ihn zu zwingen den Thron aufzugeben. Indessen war dieses nicht nöthig, denn Napoleons letzte Stütze fing an zu brechen; Marmont fiel mit seinem Korps von ihm ab. Die verbündeten Monarchen hatten ihm das Versprechen gegeben, es solle Napoleons Leben und Freiheit nicht gefährdet werden, dieses eröffnete er seinen Truppen, machte sie mit dem bekannt, was am 2. April in Paris vom Senat geschehen war, forderte sie auf, nur der provisorischen Regierung zu gehorchen und zog mit ihnen unaufgehalten mitten durch die verbündeten Heere nach der Normandie.

Dieß geschah am 4. April, aber noch an demselben Tage als Napoleon eben wieder Revue gehalten, und seine Garde ihm ein donnerndes Vivat gebracht hatte, traten Ney und Lefebre zu ihm heran, kündigten ihm den Gehorsam auf, und ermahnten ihn, auf Thron und Reich zu verzichten. Oudinot und Bertrand, seine Vertrauten, riethen gleichfalls, für jetzt der Gewalt zu weichen. — Er selbst kehrte wüthend in das Schloß zurück, schalt seine Marschälle Verräther, indessen, einsehend, daß seine Stunde geschlagen habe, erbot er sich, der Regierung zu Gunsten seines Sohnes zu entsagen und ihn unter Vormundschaft der Kaiserin zu stellen und sandte Ney, Mac-

donald und Caulaincourt an die verbündeten Monarchen ab, um sein Anerbieten ihnen zu eröffnen. Allein schon war im Senat erklärt, daß man die Bourbons zurückberufen wolle; die Monarchen hatten solches genehmigt, Graf Artois war auf französischem Boden angekommen und zum Generalstatthalter des Reichs, bis daß der König die Konstitution angenommen hätte, ernannt, und Ludwig XVIII. rüstete sich, den Kanal zu überschiffen. Die Monarchen verlangten daher eine unbedingte Entsagung auf den Thron von Frankreich und Italien, mit welcher trostlosen Erklärung die Abgeordneten zu Napoleon zurückkehrten. Noch schwankte Napoleon, aber täglich entfernten sich Regimenter und gingen zur Armee des Reichs über. Der Nimbus, welcher ihn umgeben hatte, sank immer mehr; da wich endlich am 11. April der Unbeugsame und Niegebeugte der eisernen Nothwendigkeit, und stellte die Urkunde aus, durch welche er, der vor Kurzem noch der Welt Gesetze vorschrieb, zahllose Heere zum Todeskampf führte und über tausende von Millionen verfügte, auf den Felsen von Elba verbannt, ihm eine Leibwache von 400 Mann bewilligt und ein Jahrgehalt von 2 Millionen Franks ausgesetzt ward. Als Ueberrest seiner Größe behielt er die Befugniß, sich Kaiser nennen zu lassen, so wie früher den abgedankten Offizieren die Erlaubniß gegeben ward, die alte Armee-Uniform tragen zu dürfen. — Alle Mitglieder seiner Familie behielten den Titel Prinzen und Prinzessinnen und es ward jedem

von ihnen ein ansehnlicher Jahrgehalt bewilligt. — Europa war gerettet, aber ein kalter Schauer bemächtigte sich derer, welche diese plötzliche Vernichtung menschlicher Größe und diesen furchtbaren Glückswechsel beachteten.

Ohne Aufschub ging Napoleon nach Frejus, demselben Hafen, wo er vor 25 Jahren, aus Egypten kommend, landete und die Laufbahn seiner Größe begann; dort schiffte er sich jetzt nach dem unwirthbaren Felsen, dem Orte seiner Verbannung, ein.

Am 6. April hatte der Senat bereits die Verfassungs-Acte für Frankreich bekannt gemacht und erklärt, daß Ludwig Stanislaus Xaver, Bruder Ludwig XVI. vom französischen Volke freiwillig zum König berufen sei; der Graf Artois, Bruder des Königs, hielt am 12. April seinen feierlichen Einzug in Paris, und befahl sofort, alle Festungen jenseits des Rheins, der Alpen und der Pyrenäen, den verbündeten Truppen zu übergeben. Der östreich'sche Kaiser kam von Dijon am 15. April an, und hatte am folgenden Tage in Trianon wieder die erste Unterredung mit seiner entthronten Tochter. Am 21. desselben Monats traf der Herzog von Berry ein, am 3. Mai Ludwig XVIII. selbst, freilich von der Mehrzahl mit einem entschiedenen Widerwillen empfangen, aber auch von vielen Speichelleckern, die jetzt für sich Dotationen und Aemter zu gewinnen suchten, mit Freudengeschrei begrüßt.

Bei den Heeren der Verbündeten herrschte Jubel und eine allgemeine Zufriedenheit, vorzüglich als die Truppen anfingen, sich rückwärts nach der Heimath zu bewegen. Nur ein hohes Haupt war mißvergnügt. Es war dieses Held Blücher, dem die schonenden Friedens-Bedingungen, welche man Frankreich bewilligt hatte, nicht gefielen. Seine Gesundheit hatte ohnehin durch die Anstrengungen des Winter-Feldzugs gelitten, und sein Körper ward nur durch die Obergewalt des Geistes aufrecht erhalten. Schon bei der Schlacht von Paris konnte er nur eine Zeitlang auf dem Schlachtfeld, das Auge durch einen Schirm geschützt, aushalten. Jetzt kam der Verdruß hinzu, er ward ernstlich krank, und legte daher am 2. April, wider Willen des Königs, das Kommando nieder. Er konnte keinen schönern Zeitpunkt finden; seiner Beharrlichkeit und seiner beispiellosen Thätigkeit verdankten die Monarchen besonders das große Resultat. Seine Entschlossenheit bei Merry rettete die Armee von der Schmach und den unglücklichen Folgen eines übereilten Rückzugs, so wie von dem Verlust der Früchte eines ganzen Feldzugs. Bei Laon brach er Napoleons Macht physisch und moralisch. Den beiden Monarchen, und von diesen vorzugsweise dem Könige, gebührt der ewige Ruhm, daß sie durch den kühnen Entschluß nach Paris zu marschirten, den Feldzug endigten und das Wohl Europas entschieden.

Ein hitziges Fieber erregte für Blüchers Leben

Besorgniß. Sechs Tage war er blind, aber seine gute Natur, die Kunst der Aerzte und eine sorgsame Pflege beförderten schnell seine Genesung. Friedrich Wilhelm besuchte ihn täglich, und sein freundlicher Zuspruch und seine Theilnahme waren dem Greise Erquickung in seinen Leiden. Bald war er wieder wohl, besuchte Gesellschaften, aber konnte seinen Grimm gegen die Diplomaten nicht verbergen, welchem er bei einem Gastmahle durch den in ihrer Gegenwart ausgebrachten Trinkspruch Luft machte:

Mögen die Früchte, welche durch die Schwerter der Armeen errungen worden, nicht durch die Federn der Diplomaten vernichtet werden! —

Nun beruhigten sich auch die entfernten Provinzen Frankreichs; ein Waffenstillstand, den der Herzog von Weimar am 12. April mit dem General Maison schloß, endete den Krieg in den Niederlanden, der größere Erfolge gehabt hätte, wenn der Kronprinz von Schweden die Preußen und Engländer kräftiger unterstützt hätte und nicht bloß lauernd aufgetreten wäre, sondern das allgemeine Wohl seinem eignen Besten vorgezogen hätte. Nach der Besiegung der Dänen war er bis Lüttich vorgerückt und blieb hier, vom 27. Febr. an, unthätig stehen, ohnerachtet ihn die Engländer und Preußen dringend baten, zu Hilfe zu eilen, als die Generale Maison aus Lille und Carnot aus Antwerpen Ausfälle machten, um vereinigt auf Brüssel, gerade zu der Zeit als Blücher in der größten Noth war, vorzudringen. Die Folgen des

Verluſts von Brüſſel wären nicht zu berechnen gewesen, denn hier befand ſich das ganze Material von ſeiner Armee; es war dieſes ſein Stützpunkt. Freilich mochte Carl Johann ungehalten ſein, daß man ihn nicht zu den Verhandlungen von Chatillon zuzog, und er verbarg auch ſeine Empfindlichkeit nicht; aber wer konnte den Monarchen ihren Kaltſinn gegen einen Bundesgenoſſen verdenken, der ſich überall ſo lau gezeigt hatte und der ſichtbar einärndten wollte, wo er nicht ſäete.

Am 11. April beendigte ein Waffenſtillſtand den Feldzug im Süden Frankreichs, am 19. April eine Abkunft zwiſchen Soult und Wellington denjenigen der Spaniſchen Armee unter den Mauern von Toulouſe.

Auch Murat, König von Italien, welcher durch ein Bündniß ſich an England und Oeſtreich angeſchloſſen hatte, aber doch eine höchſt zweideutige Rolle ſpielte, kehrte nach Neapel zurück, und der Vice-König verließ Italien und begab ſich zu ſeinem Schwiegervater, dem Könige von Baiern, nach München.

Die Befehlshaber in den franzöſiſchen Feſtungen zeigten einen verſchiedenen Charakter; einige verweigerten geradezu den Befehlen des Grafen Artois Folge zu leiſten, weil ſie feſt an Napoleon hielten, andere erkannten Ludwig XVIII. an, aber verlangten von ihm genauere Inſtruktionen, ehe ſie die Thore der ihnen anvertrauten Städte öffneten, andere zögerten, um zu ſehen, ob der Glückswechſel von Beſtand

ſei. — Was dagegen die Preußiſchen Feſtungen betrifft, ſo ward Glogau von dem franzöſiſchen General Laplane auf das hartnäckigſte vertheidigt. General Heiſter, mit einem Korps Preußen, hatte die Stadt auf dem linken, und General Roſen mit ſeinen Ruſſen auf dem rechten Ufer der Oder eingeſchloſſen. Laplane verfuhr ſehr hart mit den Bürgern, und zwang einen großen Theil derſelben zum Auswandern, viele von ihnen fanden den Tod durch Noth, Hunger, Kummer, welche anſteckende Krankheiten erzeugten. Im December übernahm der Preußiſche General Blumenſtein das Kommando, welcher kräftiger gegen die Beſatzung auftrat. Durch Raketen, welche in die Stadt geſchleudert wurden, machte er der Beſatzung die Siege der Verbündeten bekannt; aber dieſes konnte den General Laplane nicht bewegen, die Stadt zu übergeben. Zwar mußte er den Spaniern, Deutſchen und Holländern, ungefähr 2000 an der Zahl, geſtatten, ſich aus der Stadt zu entfernen, indem ſie ihm geradezu den Gehorſam aufkündigten, aber dennoch wehrte er ſich, trotz aller Krankheiten, die in der Stadt herrſchten und ſeine Beſatzung täglich verringerten, mit Löwenmuth. Nur erſt als die Nachricht von dem Einzuge der Preußen in Paris bei ihm einging, und er freien Abzug erhielt, übergab er am 10. April die Feſte.

Vor Küſtrin ſtand nur ein ſchwaches Korps unter dem General Hinrichs, welches den Platz einſchloß, und es fiel dabei nichts von Bedeutung vor. Die

Belagerer verloren durch Krankheiten, welche ſich in den ſumpfigen Gegenden, wo ſie ſtanden, erzeugten, mehr, wie durch das feindliche Schwerdt, denn die Franzoſen beunruhigten ſie ſelten. Nur erſt am 7. März kam eine Kapitulation zu Stande, am 20. deſſelben Monats zogen die Franzoſen kriegsgefangen aus und die Preußen in die Feſtung ein, welche ſich in einem bei weitem beſſern Zuſtande befand, als wie ſie die Preußen im Jahr 1806 den Franzoſen übergeben hatten.

Magdeburg ward von Lemarrois vertheidigt, und auch hier waren die Preußen zu ſchwach, um etwas Entſcheidendes unternehmen zu können. Sie mußten ſich damit begnügen, die Streifzüge, welche die Franzoſen in die ganz ausgeplünderte und verheerte Umgegend machten, zurückzuweiſen. Lemarrois war ein Wüthrich gegen die Einwohner. Noth und Mangel hatten viele gezwungen, die Stadt zu verlaſſen.

Am 11. Jan. ließ er die geſammte bewegliche und unbewegliche Habe der Abweſenden in Beſchlag nehmen, befahl ſie zu verſteigern, und die Häuſer, wenn nicht der fünfte Theil der Taxe darauf geboten wurde, niederzureißen und die Materialien zu verkaufen. Am 6. April ließ er die Garniſon der neuen franzöſiſchen Regierung huldigen, aber erſt am 3. Mai ſteckte er die weiße Kokarde auf. Am 14. Mai ward eine Konvention wegen Räumung der Stadt geſchloſſen, in welche General Tauenzien am 24. deſſelben Monats einen feierlichen Einzug hielt. Sieben

Jahre hatte der Druck der Fremdherrschaft über die Stadt gedauert, und ein lauter Jubel tönte den Befreiern entgegen. Ungeheuer waren die Vorräthe, welche man in der Festung fand, unter andern 900 Kanonen, von welchen über die Hälfte metallene waren, neuntehalbhundert Zentner Pulver, und große Magazine, welche alle Bedürfnisse für die 18000 Mann starke Garnison auf mehrere Monate enthielten.

Die Stadt Erfurt war bekanntlich schon längst in den Händen der Preußen, und die Franzosen hielten nur die Cyriaksburg und den Petersberg, zwei bei der Stadt befindliche Citadellen, besetzt. Der Preußische General Dobschütz war auch hier theils zu schwach, theils fehlte es ihm an allem Belagerungs-Geräth, um etwas Entscheidendes gegen die Festungen unternehmen zu können. Als die Nachrichten von den Begebenheiten bei und in Paris ankamen, theilte Dobschütz solche zwar dem französischen General d'Alton mit, aber dieser ließ sich nicht zur Uebergabe der Citadellen bewegen, bis endlich ein Bevollmächtigter Ludwig XVIII. ankam und ihm den ernsten Befehl überbrachte, dieselben zu räumen. Dieses geschah am 5. Mai; aber erst am 16. desselben Monats zog er ab. Der General Bourke in Wesel war noch halsstarriger. Ein in der Weihnachtsnacht gemachter Versuch, Wesel zu überrumpeln, scheiterte, ohngeachtet aller guten deshalb gemachten Anstalten. Zwei holländische Offiziere, welche aus der Stadt entflohen waren, sollten die Sturm-Kolonne führen;

als man aber an den alten Rhein kam, und dieſen überſchreiten wollte, ergab es ſich, daß das Waſſer unerwartet angeſchwollen und über die Ufer getreten war, und daß die mitgebrachten Brücken nicht ausreichten. So unterblieb dieſer Verſuch, und General von Borſtel, welcher Weſel bis dahin eingeſchloſſen hatte, zog nach Holland; ihn löſeten die Ruſſen unter Druck ab, und dieſem folgten wieder Preußen unter dem General v. Puttlitz. Man begnügte ſich, die Ausfälle der Franzoſen zurückzuweiſen. Am 22. April erhielt Bourke den Befehl von Paris, die Feſtung zu räumen, er verſagte aber den Gehorſam, und erſt am 6. Mai machte er Anſtalt zum Abzuge, als ein zweiter mit ernſten Drohungen begleiteter Befehl angekommen war.

Hamburg, obgleich keine Preußiſche Stadt, verdient doch ſeines unglücklichen Schickſals willen eine Erwähnung. Es hatte heldenmüthig zuerſt die Fahne der Freiheit erhoben, und mußte die letzte Stadt ſein, welche vom fremden Joche befreit ward. Davouſt, welcher am 30. Mai 1813 die Stadt wieder beſetzt hatte, hauſte darin furchtbar. Kein Einwohner war ſeines Lebens, ſeiner perſönlichen Sicherheit und ſeines Vermögens gewiß, und ſelbſt die Gelder der Bank wurden von ihm gegen alle Grundſätze des Völkerrechts geraubt; dabei wurden alle herrlichen Gärten-Anlagen und Landhäuſer in der Umgebung der Stadt, durch welche ſich Hamburg auszeichnete, zerſtört. Mochten ihn ſeine Lage und die Befehle ſeines Kaiſers

zu strengen Maßregeln nöthigen, so überstiegen diese doch alle Schranken, welche die Menschlichkeit gebietet. Der Russe Bennigsen belagerte Hamburg nach der Leipziger Schlacht mit einem Theil des polnischen Heeres; er beunruhigte unaufhörlich die Belagerten, und er hätte wohl noch mehr unternommen, wenn er nicht zu schwach gewesen wäre. Der Fall Hamburgs hing wohl nur von dem Ausgang des Krieges in Frankreich ab, denn der reiche Ort war mit allen Hilfsmitteln zu einer langen Vertheidigung versehen, und es waren auch die Belagerten zu schwach, um alle Punkte gehörig besetzen zu können. — Sehnsuchtsvoll harrten die Einwohner auf Nachrichten von der Armee. Endlich kam am 14. April die Siegesbotschaft von Paris an, aber Davoust schenkte ihr keinen Glauben, bis endlich der Moniteur eintraf und ihn über das Vorgefallene belehrte; zugleich erschien auch ein Befehl vom Grafen Artois, welcher ihn abrief und die Garnison unter den Befehl des General Gérard stellte. Davoust zog am 12. Mai mit den Verwünschungen der Hamburger, aber auch mit reichen geraubten Schätzen beladen, ab, ihm folgte die Garnison in kleinen Abtheilungen und am 31. Mai erschien der sehnlichst erwartete Tag, an welchem die Russen einzogen, und mit ihnen so viele Ausgewanderte oder schuldlos Verbannte wieder zurückkehrten.

Danzig und Hamburg konnten sich von allen Festungen am meisten über die Erpressungen der Franzosen und die Mißhandlungen der Generale beklagen;

Davouſt aber hat ſich am meiſten vor Mit- und Nachwelt durch ſeine Handlungsweiſe gebrandmarkt. Als Krieger ſtehen die franzöſiſchen Heerführer durch ihre heldenmüthige Vertheidigung der deutſchen und preußiſchen Feſtungen viel höher wie die preußiſchen Feldherrn von vor ſieben Jahren früher. Dieſe übergaben die Feſtungen aus Feigheit bei dem erſten Anlauf des Feindes und wurden Verräther gegen ihren König und gegen ihr Vaterland. Jene behaupteten ſie mit Entſchloſſenheit bis auf den letzten Augenblick, beſchäftigten hierdurch eine große Anzahl von ihren Gegnern, welche Napoleon nicht angreifen konnten, entzogen denſelben eine große Menge von Kriegsvorräthen, die gegen ihre Landsleute nicht gebraucht werden konnten, und retteten viele Tauſende von der Schmach und dem Leiden einer ſchmählichen Kriegs-Gefangenſchaft. —

Am 30. Mai kam endlich der allgemeine Frieden zu Stande. Die weſentlichſten Bedingungen waren folgende:

Frankreich tritt völlig in die Grenzen zurück, die es am 1. Januar 1792 hatte, erhält jedoch einige zur Abrundung derſelben nöthige Gebietsvermehrungen in Belgien, Deutſchland und Italien, namentlich eine Verbindung mit dem abgeſondert liegenden Landau, dann Chambery und Annecy, ferner im Innern Avignon und Venaiſſin, im Ganzen ungefähr 150 □ Meilen und 450,000 Menſchen. Holland ſollte mit einer Gebiets-Vermehrung dem Hauſe Oranien zufallen.

Italien kehrte unter seinen frühern Herrscher zurück, mit Ausschluß von Malta, welches England sich nicht nehmen ließ. Die Schweiz erhielt ihre alte Selbstständigkeit. Deutschland sollte in einen Staaten-Bund vereinigt werden, über dessen Verhältnisse man sich in einem nach zwei Monaten in Wien abzuhaltenden Kongresse einigen wollte. Alle Kolonien, welche Frankreich am 1. Jan. 1792 in Asien, Afrika und Amerika besessen hatte, wurde von den Engländern zurückgegeben, mit Ausnahme der Inseln Tabago, St. Lucie und Isle de France, und des Antheils von St. Domingo, welches an Spanien abgetreten ward. Schweden leistete auf Guadeloupe, und Portugal auf Guiana Verzicht. Von den Schiffen, dem Geschütz und dem Vorrath in den Magazinen der Seestädte sollte Frankreich $\frac{2}{3}$, und diejenigen andern Mächte, welchen diese Häfen zufielen, $\frac{1}{3}$ erhalten.

Niemand sollte wegen seiner bisherigen politischen Meinungen und den hieraus entsprungenen Handlungen verfolgt werden. Den Einwohnern, welche andere Herrscher erhielten, sollte eine 6jährige Frist gestattet werden, um ihr Eigenthum zu veräußern und sich frei dahin zu begeben, wohin sie wollten.

Die Verbündeten leisteten Verzicht auf alle Forderungen, welche aus Verträgen oder Lieferungen an die französische Regierung gemacht werden konnten. Die Summen, welche Frankreich aus fremden Ländern gezogen hatte, sollten als niedergeschlagen betrachtet werden. Alle Forderungen Einzelner oder

Privat-Anstalten, die sich auf Verträge oder förmliche Verpflichtungen gründeten, sollten gehörig untersucht und berichtigt werden. Das Eigenthum der National-Güter, welche ehemalige französische Unterthanen unter einem lästigen Titel in Belgien, am linken Rhein-Ufer und im Departement der Alpen erworben hatten, blieben ihren Besitzern gesichert.

Urkunden, Karten und Pläne, welche sich auf die abgetretnen Lande bezogen, wollte man treulich und redlich ausliefern.

England bedingte sich noch aus, daß Frankreich thätig zur Abschaffung des Sclaven-Handels mitwirken sollte und man kam auch über die Berechnung der gegenseitigen Kosten für den Unterhalt der Kriegsgefangenen überein, hob die Beschlagnahme des Vermögens brittischer Unterthanen auf, und verabredete, einen Handels-Vertrag mit Frankreich abzuschließen.

Rußland setzte die Grundzüge zur Ausgleichung der Ansprüche beider Staaten im Herzogthume Warschau fest.

Oestreich hob die Wirkungen der Verträge von 1805 und 1809 auf.

Preußen vernichtete die geheimen und öffentlichen Artikel des Baseler Friedens vom 5. April 1795, des Tilsiter Friedens vom 9. Juli 1807 und des Pariser Vertrages vom 20. Septbr. 1808, so wie die Dekrete, welche gegen die Franzosen im preußischen Dienst erlassen waren.

Dieser Frieden genügte keinem von den Völkern, welche sich feindlich gegenüber gestanden hatten, so wenig den Siegern wie den Besiegten. Die Franzosen zürnten, daß sie die Früchte zwanzigjähriger blutiger Kämpfe auf einmal verlieren sollten. Die Weltherrschaft, um derentwillen sie sich in ihrem Stolz die große Nation genannt hatten, war nunmehr zertrümmert, sie waren tief gedemüthigt, denn sie hatten sich nicht einmal ihren Herrscher selbst gegeben, er war ihnen von ihren Feinden zugeführt worden. Sie hatten im Ganzen nicht Unrecht, aber sie erinnerten sich nicht der Mißhandlungen, die sie in fremden Ländern verübt, der unerträglichen Prahlereien, womit sie ihre Ueberwinder früher gekränkt, wie sie mit ausstudirter Bosheit sich an den heiligsten Interessen der von ihnen unterjochten Völker versündigt und Fürsten und Unterthanen bis auf das Blut gepeinigt hatten. Jetzt hatte die Stunde der Wiedervergeltung geschlagen, aber die Art derselben genügte den siegenden Völkern nicht. Die ursprünglichen deutschen Lande, Lothringen und den Elsaß, hätte man wieder mit Deutschland vereinigen sollen, dieses heischte die allgemeine Stimme. Warum forderte man nicht die Summen zurück, die die Franzosen in Deutschland geplündert? Wie konnte Oestreich, dieses mit Schulden belastete Reich, noch Geschenke an Frankreich machen? Preußen, dessen Wohlstand völlig zerrüttet war, sollte keinen Ersatz für die ungeheuren Kontributionen erhalten, die man

dieſem Lande abgepreßt hatte? ſo fragte man ſich verwundernd. Vorzüglich wandte ſich der Tadel gegen Alexander, von dem man wußte, daß er beſonders bei den Friedens-Unterhandlungen den Großmüthigen geſpielt hatte, man bewunderte, daß er die Millionen, welche der Brand von Moskau gekoſtet, ſo ſchnell verſchmerzen konnte, man bewunderte ſeine Großmuth und Milde, aber man meinte, daß die Gerechtigkeit gegen diejenigen, welche die Franzoſen ſo lange Jahre gequält, und die mit ihrem Blut und ihrem Vermögen den Sieg erfochten hatten, hätte vorwalten müſſen.

Vor allen murrten die Preußen. Sie hatten ihren ganzen Wohlſtand durch die Franzoſen verloren, und als einen kleinen Erſatz hatten ſie erwartet, daß das Heer einige Jahre lang in Frankreich ſtehen bleiben und dort auf Koſten des Landes beſoldet, genährt und gekleidet werden würde, eben ſo wie die Franzoſen in Preußen auf ihre Koſten genährt, gekleidet und beſoldet worden waren. Sie hofften, man werde alle geraubten Kunſtſchätze zurückfordern, von welchen allein die Victoria auf dem Brandenburger Thor zurückkehren ſollte. Beſonders ſchmeichelte man ſich damit, daß die Brücke von Jena, dieſes Denkmal der Schmach der Preußen vom 14. October 1806, zerſtört werden würde.

Alle dieſe Erwartungen gingen nicht in Erfüllung. Friedrich Wilhelm hatte nicht ohne Grund Milde ſtatt Gerechtigkeit und Strenge vorwalten laſ-

ſen und ſeinem Freunde Alexander nachgegeben. Er wollte die Franzoſen nicht auf das Aeußerſte treiben, denn noch war der Weſten des Landes nicht beſiegt, und die Bandleute im Rücken der Armee waren zur Empörung geneigt und bereit. Er beſorgte, daß eine ſtrenge Behandlung das Schickſal des neuen Königs, deſſen Thron noch nicht befeſtigt war, gefährden könne, und endlich war man ja zu Chatillon mit noch viel mäßigern Beſtimmungen zufrieden geweſen.

Friedrich Wilhelm wandte nun ſeinen Blick auf ſeine Völker und auf ſein Heer, welches mit ihm ſo treu ausgeharrt, als das Uebermaaß der Leiden kaum zu ertragen war und mit ihm jetzt den Jubel des Sieges, den es erkämpft hatte, theilte. Schon am 30 Mai entließ er ſeine freiwilligen Jäger zu ihren friedlichen Berufen mit den Aeußerungen der Königlichen Gnade. Zu ſeinem Volk ſagte er am 3. Juni aus Paris:

„Beendigt iſt der Kampf, zu dem mein Volk mit mir zu den Waffen griff, glücklich beendet durch die Hilfe Gottes, durch unſerer Bundesgenoſſen treuen Beiſtand, durch den Muth, die Kraft, die Ausdauer, die Entbehrung, welche jeder, der ſich Preuße nennt, in dieſem ſchweren Kampfe bewieſen hat. Nehmt meinen Dank dafür! Groß ſind Eure Anſtrengungen, Eure Opfer geweſen, ich kenne und erkenne ſie, und auch Gott, der über uns waltet, hat ſie erkannt. Errungen haben wir, was wir erringen wollten.

Mit Ruhm gekrönt steht Preußen vor der Mit- und Nachwelt da, selbstständig durch bewiesene Kraft, bewährt im Glück und Unglück. Allesammt, Einer wie Alle, eiltet Ihr zu den Waffen, im ganzen Volk war nur ein Gefühl. So war auch der Kampf! Solchen Sinn, sprach ich damals, lohnet Gott. Er wird ihn jetzt lohnen durch den Frieden, den er uns gab. Eine bessere Zeit wird wiederkehren. Nicht für Fremde wird der Landmann mehr säen, er wird ernten für sich. Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft werden wieder aufblühen, Wohlstand aller Klassen wird sich wieder gründen, und in einer neuen Ordnung der Dinge werden die Wunden heilen, die langes Leiden Euch schlugen."

Auf gleiche Weise sprach sich sein Dank gegen das brave Heer aus. In seiner an dasselbe gerichteten Proclamation sagte er:

„Als ich Euch aufforderte, für das Vaterland zu kämpfen, da hatte ich das Vertrauen, Ihr würdet zu siegen oder zu sterben verstehen. Ihr habt mein Vertrauen und des Vaterlandes Erwartung nicht getäuscht. Funfzehn Hauptschlachten, beinahe tägliche Gefechte, viele mit Sturm genommene Städte, viele erworbene feste Plätze in Deutschland, Holland und Frankreich bezeichnen Euern Weg von der Oder bis zur Seine, und keine Gruelthat hat ihn befleckt. Nehmt meine

Zufriedenheit und des Vaterlandes Dank. Ihr habt seine Unabhängigkeit erkämpft, seine Ehre bewahrt, seinen Frieden begründet. Ihr seid des Namens würdig, den Ihr führt. Mit Achtung sieht Europa auf Euch. Mit Ruhm gekrönt, kehrt Ihr aus diesem Kriege zurück. Mit Dank und Liebe wird Euch das Vaterland empfangen." —

Seinen Helden Blücher und Gneisenau und den vier Befehlshabern der Armee-Korps gab er einen höhern Rang und fügte ihren Geschlechtsnamen noch Zunamen bei, welche an die Orte erinnern, die Zeugen ihrer Thaten waren; zugleich sicherte er ihnen bedeutende Dotationen an Gütern zu. So ward der Siegesfürst Blücher zum Fürsten Blücher von Wahlstadt, zum Andenken an die Schlacht bei der Katzbach, Kleist zum Grafen Kleist von Nollendorf, Bülow zum Grafen Bülow von Dennewitz, und Tauenzien zum Grafen Tauenzien von Wittenberg ernannt. Vielleicht hätte der König passender Tauenzien zum Grafen Tauenzien von Dennewitz ernennen können, denn diese Schlacht bildet den Glanzpunkt in seinem Krieger-Leben, und Bülow hätte alsdann den Zunamen von Beeren, denn diesen Sieg verdankt man ihm allein, erhalten können.

Auch Gneisenau, welcher umsichtig die Bolzen stets geschmiedet, welche Blücher kühn abgeschossen, ward zum Grafen ernannt, und der Staatskanzler, Freiherr von Hardenberg, welcher dem Könige mit

Rath so treu zur Seite gestanden, ward in den Fürsten-Stand erhoben und gleichfalls mit einer reichen Dotation in Gütern beschenkt. —

Endlich erhielten die im Krige neu gebildeten Regimenter, welche bis dahin noch keine Fahnen gehabt hatten, und die Landwehren, welche ihre aus der Heimath mitgebrachten, oft von den geliebten Händen der Frauen, Bräute und Schwestern gestickten Fahnen nicht hatten führen dürfen, weil die Fahne das Symbol des Herrschers ist, unter welcher sich seine unsichtbare, geistige Gegenwart gedacht wird, und welche daher auch nur von ihm verliehen werden kann, in Paris auf dem Marsfelde aus des Königs Händen neue Fahnen, zu deren Abholung alle Truppen-Abtheilungen Deputationen dorthin sandten. — Den Fahnen und Standarten, welche den Krieg mitgemacht, ward an der Spitze als ein besonderer Schmuck das eiserne Kreuz und ein reiches Fahnenband von der Farbe desselben, woran die Kriegsdenkmünze getragen ward, verliehen.

An demselben Tage, wo der König seine Helden und seinen Staatsmann königlich belohnte, machte er sein Volk mit der Nothwendigkeit bekannt, bei den veränderten Verhältnissen, in welche der Staat versetzt war, eine andere Organisation der Verwaltung zu bewirken. Er hob die für die Dauer des Krieges angesetzten Militair-Gouvernements auf und ernannte sechs Minister, welche neben der Leitung der ge-

wöhnlichen Geschäfte ihres Departements diese Organisation vorbereiten sollten. Es ward

das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten dem Fürsten Staatskanzler allein übertragen und dem Grafen Golz ein anderer Wirkungs-Kreis angewiesen;

das Justiz-Ministerium verblieb dem Justiz-Minister von Kircheisen;

dasjenige der Finanzen dem Minister von Bülow;

das Kriegs-Ministerium erhielt der General-Major von Boyen, welcher bis dahin Chef des General-Stabes des Bülowschen Korps gewesen war, welcher später aus diesem hohen Posten ausschied und von Sr. jetzt regierenden Majestät wieder auf denselben berufen ward;

das Polizei-Ministerium erhielt der bisherige Ober-Kammerherr Fürst von Wittgenstein, der treueste Diener seines Königs;

das Ministerium des Innern der Geheime Rath von Schuckmann;

und zugleich ward von ihm die baldige Einführung des früher beschlossenen Staatsraths, als eine nicht verwaltende, sondern nur über die Gesetzgebung berathende Behörde, gebildet aus den Prinzen des Königlichen Hauses, dem Staatskanzler, dem Staatsminister und mehreren Personen, die der König mit seinem besondern Vertrauen beehren würde, und die

Anordnung der ständischen Verfassung und Repräsentation vorbehalten.

An diesem wichtigen dritten Juni hob er auch, unter weiser Modification, den Indult wieder auf, welchen die Gutsbesitzer genossen hatten; er bestimmte auch, wie es mit der Vergütung der im Kriege gemachten Leistungen der Unterthanen gehalten werden sollte. —

Die Truppen kehrten nunmehr allmählig nach Deutschland zurück. Preußen nahm seine frühern Besitzungen, mit Ausnahme von Hildesheim, welches dem Churfürsten von Hannover verblieb, und der polnischen Länder, über deren Schicksal noch nicht entschieden war, zurück. Wittenberg und Torgau wurden am 16. Mai als preußisches Eigenthum erklärt. Das Herzogthum Berg, Luxemburg, Jülich und alles Land jenseits des Rheins, von der Mosel bis zur Maas, ward vorläufig von den zurückmarschirenden Truppen, von welchen 80,000 Mann auf dem Kriegsfuße unter dem Grafen Kleist von Nollendorf dort stehen blieben, besetzt, und das Fürstenthum Neufchatel, in welchem das alte Verhältniß zur Eidgenossenschaft hergestellt ward, kehrte zu seinem frühern Herrscher zurück.

Nachdem auf diese Weise Alles geordnet war, glaubte der König, sich nach so vielen Anstrengungen auch eine Erholung erlauben zu können. Er war England so nahe, und der Prinz Regent hatte ihn

und den Kaiser Alexander so dringend zu einem Besuch eingeladen, daß er diese Gelegenheit, die meerbeherrschende Insel und noch dazu in den jetzigen Verhältnissen kennen zu lernen, nicht glaubte versäumen zu dürfen. Am 6. Juni schiffte er sich mit dem Kaiser Alexander und den Prinzen seines Königlichen Hauses, so wie begleitet von ihren berühmtesten Feldherren und Staatsmännern, auf dem englischen Admiral-Schiff Impregnable, welches mit einem glänzenden Geschwader unter der Führung des Herzogs von Clarence zu ihrer Abholung erschienen war, ein und landete am Abend in Dover unter dem Donner der Kanonen und dem Jubel der Engländer, welcher die ganze Nacht hindurch dauerte. Hier ereignete sich unter den Augen der Monarchen ein possierlicher Vorfall. Die Monarchen und alle höhere Generale hatten bürgerliche Kleidung an, um weniger bemerkt zu werden. Die Augen des Volkes waren vorzüglich auf Blüchern gerichtet, welchen Jeder sehen wollte, und als nun ein höherer Offizier in reichgestickter Uniform mit einem glänzenden Gefolge auf einer Schaluppe an das Land gesetzt ward, so mußte dieses durchaus Blücher sein. Hunderte von Menschen stürzten bis unter die Arme ins Meer und hoben den vermeinten Blücher, trotz alles Protestirens gegen diese Ehrenbezeigung, aus dem Boot und trugen ihn mit Hurrah und Jubelgeschrei dem Ufer zu. Inzwischen ruderte Blücher in unscheinbarer Tracht an einer andern Stelle an das Land; hier ward er erkannt

und mit Freudengeschrei begrüßt und gleichfalls fortgetragen; jene erkannten nunmehr ihren Irrthum, ließen den vermeinten Blücher ohne Weiteres in das Wasser fallen und eilten dem wahren Helden nach. Der Kaiser und König reiseten in der Nacht in einfachen Post-Chaisen nach London, um dem Volksgedränge zu entgehen, sie täuschten die harrende Menge und langten, der König der erste preußische König, der den Boden des Inselandes betrat, daselbst an. Einen wahren Triumph feierten dort die beiden Monarchen. Sie wurden glänzend empfangen, festlich bewirthet, wo sie sich sehen ließen mit Jubel begrüßt und mit Ehrenbezeigungen überhäuft. Nur Blücher schien ihnen hie und da bei den Engländern den Rang abzulaufen, denn er war bei seiner Popularität der Mann des Volks geworden, man schnitt ihm Stücke vom Rock ab und Locken von seinem greisen Haupt, um ein Andenken von ihm zu haben, selbst sein Schnurrbart ward durch die von einer reizenden Hand geführte Scheere verkleinert. Von ihm, dem später ankommenden, ward auch der feierliche Einzug in dem eigenen Wagen des Prinz-Regenten gehalten, dem sich die Monarchen entzogen hatten. Um das Volk zu beruhigen, trat der Prinz-Regent mit ihm in die offene Säulen-Halle des Pallastes und hing ihm in Gegenwart des jubelnden Volks sein reich mit Brillanten geziertes Bild an einem blauen Bande um. Er empfing es knieend und küßte die Hand, die ihn schmückte.

Am 9. Juni ward Friedrich Wilhelm unter groſser Feierlichkeit in einem Kapitel des blauen Hoſenband-Ordens zum Ritter deſſelben aufgenommen. Die Ordenskleidung, welche er damals trug, iſt noch auf der Kunſt-Kammer in Berlin zu ſehen. Zugleich ward auch dem öſtreichiſchen Kaiſer dieſer Orden zugeſandt, welcher ſich gleich von Paris über Dijon in ſeine Staaten begeben hatte.

Von London machten beide Monarchen einen Abſtecher nach Oxford. Hier wurden ſie beide zu Doctoren der Rechte von der Univerſität ernannt, denn ſie hatten das Rechte erkannt und es walten laſſen in dem heiligen Kampfe. Blücher ward auch zum Ehren-Doctor erwählt, welche Auszeichnung er jedoch nur unter der Bedingung annehmen wollte, wenn man ſeinen Gneiſenau wenigſtens zum Apotheker machte. Alle drei empfingen in koſtbaren Kapſeln das Diplom als Ehrenbürger von Oxford.

Eine Feierlichkeit drängte die andere, ein Genuß überbot den andern drei Wochen lang. Ermüdet von denſelben traf Friedrich Wilhelm am 26. Juni wieder in Calais ein und ging unter dem Namen eines Grafen von Ruppin über Paris und Neufchatel nach Potsdam zurück. — Hier erinnerte er ſich, daß, als die Männer für das Vaterland bluteten, ſie in der pflegenden Sorgfalt der Frauen Labſal und Linderung fanden, daß Glaube und Hoffnung den Müttern und Töchtern die Kraft gab, die Beſorgniß um das Schickſal der Ihrigen, die mit dem Feinde kämpf-

ten, und den Schmerz über den Verlust derer, die im Kampfe den Tod fanden, zu besiegen. —

Er stiftete an seinem Geburtstage, dem 3. August, den Louisen-Orden, indem er zugleich das Andenken der hohen Dulderin erhob, die leider die Siegesfreude mit ihm nicht so hatte theilen können, wie es mit dem Gram über den Verfall alles irdischen Glücks treu geschehen war. Das erste Kapitel, unter dem Vorsitz der hochherzigen Prinzeß Wilhelm, ward aus der Frau Staatsminister Gräfin von Arnim, der Generalin von Boguslawsky, der Ehefrau des Kaufmanns Welper und der Wittwe des Bildhauer Eben zusammengesetzt und 100 Frauen und Töchter mit dem Ordenszeichen geschmückt.

Des Königs hohe Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit ist allgemein bekannt; daher wollte er auch den ihm von der Stadt Berlin zugedachten feierlichen Empfang nur in Bezug auf das tapfere Heer und dessen ruhmvolle Streiter annehmen, welche den Sieg erkämpft hatten. In dieser Hinsicht milderte er auch manche Auszeichnungen, die ihm zugedacht waren, oder lehnte sie gänzlich ab. Dennoch war der Einzug, den er am 7. August an der Spitze der Garden, als Stellvertreter des ganzen Heeres, in Berlin hielt, so würdig, so erhaben, so reich, wie ihn selten ein Heer genossen hat. An das Brandenburger Thor reihte sich ein Halbkreis von zehn cannelirten Säulen dorischer Ordnung auf hohen Fußgestellen, deren Ecken broncene Adler schmückten und

deren Gipfel Sieges-Göttinnen trugen, welche ihre Lorbeer-Kränze den Einziehenden darzubieten schienen. An den Säulen prangten auf blauen Schildern in einem Myrthenkranz die Namen der erfochtenen Siege. Fahnen mit dem preußischen Adler wehten über diesen Schildern und zwischen den Säulen standen hohe antike Kandelaber, große Feuerbecken tragend. Die Säulen und das Thor verbanden Guirlanden vom Laube der vaterländischen Eiche.

Auf die Zinne des Thors war die von den Franzosen zurückgekehrte Victoria in der Nacht aufgestellt, doch jetzt noch mit einer Decke verhüllt. Das römische Palladium, welches sie führte, war in ein preußisches, dem eisernen Kreuz auf einer Lanze, umgeben von einem Eichen-Kranz, über welchem sich der preußische Adler erhob, verwandelt. Auch diese umgaben Kandelaber mit Feuerbecken zur Erleuchtung am Abend. Von diesen Säulen führte durch die Mitte der Linden eine Siegesstraße, eingefaßt von Schiffswimpeln mit dem preußischen Adler und Kandelabern mit Feuerbecken, bis zum Opernplatz. An der Opern-Brücke erhoben sich zwei fünfundsiebenzig Fuß hohe, aus eroberten Waffen erbauete Trophäen-Säulen. Am Schluß dieser Siegesstraße, unfern des Doms, stand der, auf einem 50 Fuß hohen Unterbau ruhende, über 16 in Regenbogen-Farben, dem Symbol des Friedens, gehaltene Stufen, im Ganzen sich 75 Fuß erhebende Sieges-Altar.

In der Mitte des Lustgartens befand sich auf einer Estrade ein zweiter einfacher, aber mit den Sinnbildern der christlichen Kirche geschmückter Altar, um welchen die Geistlichen aller Bekenntnisse sich versammelt hatten; hinter demselben nahmen Tribunen die Prinzen und Prinzessinnen und deren Gefolge und die höchsten Staatsbeamten auf.

Während die Truppen in der nach Charlottenburg führenden Allee den König erwarteten, übergab eine Deputation der Mädchen aus der dienenden Klasse vier silberne Trompeten an den Oberst der Garde, von Alvensleben, welche sie aus ihren geringen Mitteln angeschafft hatten. Bald erschien der König, von einem freudigen Hurrah empfangen, und der Zug setzte sich unter dem Geläute aller Glocken in Bewegung. Und als der Zug sich dem Thore näherte, sank die Umhüllung, welche bis dahin die Sieges-Göttin den Blicken des Volks verdeckt hatte. Innerhalb des Säulen-Kranzes empfingen ihn der Magistrat und die Stadtverordneten. Jede an den König selbst zu richtende Bewillkommnung hatte der bescheidene Monarch abgelehnt. Ernst und feierlich ging der Zug zum Sieges-Altar. Laut war der Jubel der Jugend; die Blicke und Mienen der Aelteren verklärte ein tiefes Gefühl und die sich verschmelzenden Empfindungen der trüben Vergangenheit und der herrlichen Gegenwart.

Am Sieges-Altar schwenkten die Truppen nach dem dem Dankfeste gewidmeten Altare ein. Der

König und die Prinzen und Heerführen traten vor denselben; die Truppen umgaben ihn in sieben weiten Halbkreisen. Das Geläute schwieg und das ganze Heer und Volk sang das Lied: „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gott!" Der Feldprobst, Konsistorial-Rath Offelsmeier, ermahnte in einer herzergreifenden Rede Alle, festzuhalten an dem hohen Sinn, den sie gezeigt, und welchen die große ernste Zeit entwickelt und geoffenbart hatte, und schloß mit Segenswünschen für den König und sein Haus. Als er aber das Schlußgebet sprach, sank der König, vom Gefühl des Dankes gegen den Allerhöchsten tief ergriffen, auf seine Knie, und Alle folgten seinem Beispiel. Da lag ein ganzes Volk gebeugt vor dem Schöpfer, dem Erretter aus der Noth, und dankte für die Befreiung des Vaterlandes aus den Händen des Tyrannen und für den wiedergeschenkten Frieden, und Gott schien das Opfer wohlgefällig anzunehmen, denn in diesem Augenblick brach durch den trüben Himmel ein heller Sonnenstrahl hervor und beleuchtete mit mildem Licht diese herzergreifende Scene. — Der ambrosianische Lobgesang, unter dem Donner des Geschützes und dem Geläute der Glocken abgesungen, und des Priesters Segen schloß die würdige Feier.

Der übrige Theil des Tages war festlichen Schmäusen und der Fröhlichkeit gewidmet. Am Abend zeigte sich der König dem Volke in der Oper, nach deren Beendigung er, in Begleitung seiner Hel-

den, die Illumination in Augenſchein nahm, welche Berlin noch nicht ſchöner geſehen hatte. Die ganze Stadt glich einem Feuer-Meer, denn auch der Aermſte hatte wenigſtens ſein Stümpfchen Licht an die Fenſter geſetzt. Die öffentlichen Gebäude und die Wohnungen der Reichen waren mit Inſchriften und Transparents geſchmückt, theils ernſten, würdigen, theils ſcherzhaften Inhalts. Von den Letztern wollen wir eins, nicht um des guten Geſchmacks, der darin herrſcht, ſondern als den Beweis der herrſchenden Stimmung und weil es dem Könige an dieſem Abend Freude machte, indem er es von Anfang bis zu Ende las, herſetzen. Die Haude- und Spenerſche Zeitung hatte bei jedem Siege ein Extra-Blatt ausgegeben, um deſſen Kunde ſchnell zu verbreiten. Jetzt war ein großes transparentes Extra-Blatt an der Expedition aufgeſtellt, folgenden Inhalts:

Den braven Bürgern dieſer Stadt
Gab manches frohe Extra-Blatt
Zum Guten Kraft und Leben.
Da's lange keins gegeben hat,
Wird heut ein Extra-Extra-Blatt
Ganz gratis ausgegeben.

Ein Wüthrich, der der Höll' entſtieg,
Sein Leben war ein wilder Krieg,
Der iſt nun abgeſchieden.

Erfochten ward ein Extra-Sieg,
Vollendet ist ein Extra-Krieg,
Ihm folgt ein Extra-Frieden.

Dem Extra-Volk, der Extra-Stadt
Verkündet ihn dies Extra-Blatt,
Drob freu' es sich nicht wenig;
Und wer es nun gelesen hat,
Geh' seiner Weg und schrei' sich satt:
Heil unserm Extra-König!

Eine unabsehbare Menge von Menschen wogte zu Fuß und zu Wagen durch die Straßen; wo aber der König erschien, da tönte lauter Jubelruf und pflanzte sich fort durch alle Straßen, bis er erst lange nach Mitternacht verhallte. Kein einziger Unfall störte die allgemeine, aber wahrlich wohlbegründete Freude. So ohne fränkischen Uebermuth, aber voll Dank und Wonne, feierte Berlin des Königs und der siegenden Krieger Rückkehr.

Nachdem die Ruhe zurückgekehrt war, Preußen seine Selbstständigkeit und seinen Kriegsruhm wiedergewonnen hatte, begann auch eine erneuete Thätigkeit, um alle Verhältnisse besser zu gestalten, welche Erschlaffung und Kriegs-Unglück zerrüttet hatten. Wir haben schon den ersten Schritt mitgetheilt, welchen der König von Paris aus, durch die Ernennung

des Miniſterii, hiezu gethan hatte. Schon von Chaumont aus hatte er die Luxusſteuer, welche auf Pferde, Bediente und Wagen gelegt war, aufgehoben, weil ſie im Grunde wenig einbrachte und die häusliche Freiheit ſtörte. Von dort hatte er auch ſchon den Kriegs-Impoſt auf fremde Waaren gemildert, und aus Paris unterm 18. Mai die Durchgangs-Zölle, welche die Noth und die Gewalt Napoleons ihn ſeit 1807 aufzulegen gezwungen hatte, wieder auf das Maaß von 1806 zurückgeſetzt, um den Durchgangs-Handel zu befördern. Um den dürftigſten Städten aufzuhelfen, geſtattete er ihnen auf zwei Jahre eine Erhöhung der Acciſe von gewiſſen Lebensbedürfniſſen.

Jetzt verordnete er unterm 13. Auguſt, wie die Demobilmachung der Truppen erfolgen ſollte und erließ unterm 3. September das Geſetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienſt, welches das ganze bisherige Kantonweſen umwarf. Die allgemeine Verpflichtung der Jugend, vom zwanzigſten Jahre ab, zur Vertheidigung des Vaterlandes, welche bis dahin viele Ausnahmen zuließ und hauptſächlich nur auf den niederen Klaſſen des Volks ruhte, ward ausgeſprochen. Es ward beſtimmt, daß das Heer aus vier Beſtandtheilen zuſammengeſetzt ſein ſollte: dem ſtehenden Heer, der Landwehr des erſten Aufgebots, beſtimmt, um das Heer im Kriege zu verſtärken, der Landwehr des zweiten Aufgebots, um die Grenzen zu ſchützen und die Feſtungs-Beſatzungen zu verſtärken, dem Landſturm, der nur in Kriegszeiten zuſam-

mentreten sollte, um die bedrohten Provinzen zu vertheidigen. Dieses Gesetz ist die Grundlage der preußischen Kriegs-Verfassung, durch welche die Nation stets so mannhaft gerüstet dasteht; es hat im Laufe der Jahre nur wenige Abänderungen erlitten. Dieses Gesetz ist das Palladium der Sicherheit des preußischen Staats, durch welches er eine so hohe Stellung in der Reihe der europäischen Mächte einnimmt.

Unterm 7. September hob der König die ausgeschriebene Kriegssteuer auf. Er führte eine Zwangs-Verpflichtung ein, nach welcher ein Theil der Abgaben in Treforscheinen entrichtet werden mußte, um so ihren Cours wieder zu heben, und befahl zugleich, daß diese nach und nach vernichtet und demnach ihre Zahl vermindert werden sollte. Endlich verfügte er noch unterm 9. September die Wieder-Einführung des allgemeinen Landrechts und der Gerichts-Ordnung in die vom preußischen Staate getrennt gewesenen und nun wieder zu demselben zurückgekehrten Provinzen.

Dieses waren die merkwürdigsten Verordnungen, welche das Jahr 1814 brachte, denn jetzt riefen den König wichtigere Angelegenheiten nach Wien, wo des Staates Wohlfahrt nach seiner Wiederherstellung von einer andern Seite entschieden werden sollte.

Zweiter Abschnitt.

Der Wiener Kongreß und der zweite Krieg mit Frankreich. 1815.

In Wien wollten die Fürsten am 1. September zusammenkommen, um alle die Gegenstände auszugleichen, welche der Pariser Frieden noch unentschieden gelassen hatte. Hier sollten die heimischen Angelegenheiten geordnet werden, von hier aus ein neues Leben sich über Deutschland verbreiten, und Aller Augen waren daher sehnsuchtsvoll auf die Kaiserstadt gerichtet. Indessen wurden die Fürsten von den Angelegenheiten im Innern ihrer Länder zu sehr gefesselt. Der Termin ward zuvörderst bis zum 1. October verschoben, bis endlich die Eröffnung des Kongresses selbst am 1. November erfolgte. —

Von nahe und fern eilten die Fürsten im September nach Wien, begleitet von ihren Ministern und Räthen, oder sandten ihre bewährtesten Staatsmänner dorthin. Friedrich Wilhelm und Alexander trafen am 25. September ein und wurden vom Kaiser

Franz selbst mit einer Pracht eingeholt, die unglaublich war. Der Einzug dauerte, unter dem rauschenden Jubel des Volks, über eine Stunde lang. Das Gefühl der Befreiung vom schweren Joche veranlaßte ihn eben so, wie die Hoffnung, daß jetzt eine neue Aera, ein glücklicheres Zeitalter für Deutschland anfangen sollte. —

Bald verwandelte sich diese Stimmung in Deutschland in eine lebhafte Ungeduld, als sich die Entscheidung von Monat zu Monat verzögerte, die Fürsten nicht zurückkehrten und man nur von Lustreisen und Vergnügungen, von Ritterspielen, Truppen-Uebungen und Schlittenfahrten hörte, aber über den eigentlichen Gang der Verhandlungen ein tiefes Schweigen beobachtet ward. Nur die Besonnenen erwogen es, daß die so vielfach sich durchkreuzenden Interessen und die mannichfachen Ansprüche Zeit erforderten, um sie zu ordnen, zu befriedigen oder wenigstens zu beschwichtigen, und sie konnten es sich nicht verhehlen, daß der ränkevolle Talleyrand, der Frankreichs Interesse wahrnahm, nach dem Grundsatz: Theile und herrsche! den Saamen der Zwietracht aussäete, wo er nur konnte, oder wenigstens ein ungerechtes Mißtrauen zu erregen bemüht war. Die Haupt-Schwierigkeiten machten die Ausgleichungen der eroberten Länder, denn schon im Sommer hatte Jeder zugegriffen und sich in den Besitz von einigen derselben gesetzt, die er nicht wieder herausgeben wollte, dann das Schicksal Sachsens und die Wie-

derherstellung Polens, wobei Preußen so lebendig betheiligt war, und endlich der Anspruch Oestreichs auf die verlorene Würde eines Kaisers von Deutschland. —

Es ist hier nicht der Ort, den Gang der Unterhandlungen auf dem Wiener Kongresse zu verfolgen. Nur dasjenige, was Preußen besonders angeht, wollen wir erzählen.

Alexander, der bisher gegen Frankreich sich so höchst großmüthig bewiesen hatte, verlangte nun auch einen Antheil an den Eroberungen, indem er darauf bestand, daß Polen wieder hergestellt und als ein besonderes Königreich mit Rußland verbunden werden sollte, und begehrte daher, daß Preußen auf Südpreußen und Neu-Ostpreußen, kurz auf alle seine bei den frühern Theilungen von Polen gemachten Erwerbungen, Verzicht leisten sollte. Baiern wollte wiederum Anspach und Baireuth, welches es durch den Tilsiter Frieden erworben hatte, nicht zurückgeben, und so schien es denn, als ob Preußen, dessen tapferes Volk vorzugsweise zur Besiegung der Franzosen mitgewirkt hatte, nicht blos keinen Gewinn von dem beendeten Kampfe, sondern auch nicht einmal die Länder wieder zurück erhalten sollte, welche ihm Napoleon durch den Baseler und Tilsiter Frieden entrissen hatte. Man sprach zwar von der Entschädigung Preußens durch die Sächsischen Länder, und es einigte sich Rußland dahin, auf diese Weise Preußen zu entschädigen. England hatte bereits

unterm 11. October eine Erklärung dahin abgegeben, daß, wenn einmal die Wohlfahrt und Ruhe Europa's von der Vereinigung Sachsens mit Preußen abhängen sollte, seine Regierung, obgleich mit tiefem Schmerz über den Untergang eines so alten Fürsten-Hauses, darein willige. Wenn auch die übrigen deutschen Fürsten nicht frei von dem Vorwurfe wären, Napoleons Angriffe unterstützt zu haben, so habe Sachsen doch zur allgemeinen Unterjochung am meisten mitgewirkt, die übrigen hätten durch treue Mitwirkung, um das Joch abzuschütteln, die Fehltritte entsühnt, aber Sachsen habe bis zuletzt treu bei des Unterdrückers Maßregeln ausgeharrt.

Metternich bezeugte am 22. October, Namens Oestreichs, zwar dem Fürsten Hardenberg, daß die von ihm repräsentirte Macht die Nothwendigkeit der völligen Wiederherstellung Preußens anerkenne; aber dennoch könne der Kaiser nicht in die Vereinigung des ganzen Sachsens mit Preußen willigen, weil dieses die Lage seiner Länder und die obwaltenden engen Familien-Bande nicht erlaubten, er müsse diese Vereinigung als eine stete Ursache des Mißtrauens und als einen ewigen Vorwurf für sich selbst betrachten. Nachdem er noch darauf bestanden hatte, daß gleichzeitig mit der Sächsischen Frage auch die Befestigungen einiger Plätze, die Handelsverhältnisse, die freie Schifffahrt auf der Elbe und die übrigen Grenz-Punkte festgestellt werden sollten, gab er dem Könige noch zu bedenken, ob denn Preußen wirklich

das gesammte Sachsen zu seiner Entschädigung bedürfte und sich nicht die Erhaltung eines Kerns des Königreichs für den alten ehrwürdigen Stamm mit dem beabsichtigten Zweck vereinigen ließe.

Talleyrand, der Bevollmächtigte Frankreichs, benutzte öffentlich diese Gelegenheit, um den Saamen der Zwietracht auszustreuen. Er, der nun schon so viele Jahre hindurch als treuer Satellit Napoleons alle Grundsätze des Rechts unter die Füße getreten hatte, dem Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Treue ein leerer Schall waren, wollte nunmehr als Ritter der gekränkten Unschuld auftreten. Er entwickelte in einer Denkschrift, die er am 2. November austheilen ließ, daß es unlöblich und unweise sei, das Schicksal Sachsens so zu bestimmen, wie es Rußland, Preußen und England wolle. Das Land sei nicht herrenlos, der König nicht angeklagt. Das Land wünsche sehnsuchtsvoll Friedrich August's Rückkehr, Deutschland fordere seine Wieder-Einsetzung. Auch Preußen würde keine Vortheile dadurch erlangen, daß es zwei Millionen Unterthanen erhalte, die sich als Unterjochte betrachteten und dem Staat noch in Jahrhunderten nicht treu sein würden. Deutschland wisse recht gut, daß es um sein Bestehen geschehen sei, wenn Sachsen mit Preußen vereinigt werde. Frankreich werde nicht ruhig zusehen, wenn sich der Funke der Zwietracht in Deutschland entzünde, und in Englands Interesse liege es, daß Leipzig, einer der größten Handelsorte Europa's, vom preußischen

Einfluß befreit bliebe. Zwischen Oestreich und Preußen müsse die Einverleibung Sachsens jenen alten Groll wieder auferwecken, der kaum durch die Leiden der Zeit unterdrückt sei.

So warf der alte Diplomat jedem Staat einen Brocken hin, um Mißtrauen und Zwietracht zu erwecken, und wenn beides erreicht ward, so war es wohl mit Unrecht, daß man Argwohn und Haß gegen einen Staat faßte, der so viel für die Rettung Europa's gethan hatte. Dagegen waren dennoch viele Stimmen im deutschen Vaterlande, welche über die Vereinigung Sachsens mit Preußen, dem sie nicht allein den Lohn seiner Anstrengungen gönnten, sondern auch einsehend, daß demselben wenigstens die Wiederherstellung seines frühern Länder-Umfangs von Rechtswegen gebühre, nur blos deßhalb unzufrieden sich äußerten, weil sichtbar Sachsen geopfert ward, damit Rußland die ehemals preußischen Besitzungen in Polen erhalten könnte, und dieser Stimmung schloß sich jetzt auch der englische Gesandte an. So war es auch wirklich! Friedrich Wilhelm trieb nicht Länderdurst, nicht das Bestreben, sein Reich zu vergrößern, an, den Besitz von Sachsen zu begehren, aber er wollte doch dasjenige wieder haben, was er gehabt hatte, damit das Mark seines Landes nicht unnütz vergeudet und das Blut seiner Preußen nicht fruchtlos verspritzt worden sei. Nahm ihm nun Rußland seine Besitzungen in Polen, so mußte es sich auf der andern Seite ausdehnen, un-

bekümmert um einen Fürsten, der sich als sein Feind bis zum letzten Augenblicke gezeigt hatte. —

Friedrich August, welcher sich noch in Friedrichsfelde bei Berlin in Kriegsgefangenschaft befand, erließ von dort aus eine schriftliche Protestation, um seine Rechte zu sichern, und fügte ausdrücklich hinzu, daß er niemals in eine Abtretung, noch in ein Vertauschen seiner Staaten mit andern, willigen werde. Es ist nicht zu läugnen, daß seine Anhänglichkeit an Napoleon eine Ahndung verdiente; indessen ist ihm wohl mehr Unentschlossenheit als Mangel an deutschem Sinn zuzuschreiben gewesen. Dann aber befand er sich in einer ganz andern Lage, wie Baiern, Würtemberg und Hessen-Darmstadt. Er sollte auf Friedrich Wilhelms Aufforderung Napoleons Sache verlassen, während der Mächtige noch in seinem Lande stand und dessen Macht noch nicht gebrochen war; jene aber konnten schon den Ausgang des Trauerspiels vorhersehen, als sie sich erklärten, der gemeinsamen Sache beizutreten. —

Inzwischen hatte aber Rußland, welches bis dahin Sachsen durch den Fürsten Repnin verwalten ließ, unterm 8. November die bisherige Verwaltung den preußischen Bevollmächtigten, Minister v. Beck und General Gaudi, übergeben lassen. Der Fürst hatte auch den Behörden des Landes erklärt, daß die völlige Vereinigung Sachsens mit Preußen nahe bevorstehe, jedoch ihnen Hoffnung gemacht, daß ersteres dem letztern nicht völlig einverleibt, sondern

als ein besonderer Staat bestehen und im deutschen Reichs-Verbande bleiben sollte.

Nach dieser Besitznahme ward die Mißstimmung gegen Preußen, besonders im südlichen Deutschland, immer größer und sprach sich in öffentlichen Blättern und Flugschriften aus. Man suchte das südliche von dem nördlichen Deutschland zu trennen, den alten Streit der Gelehrten wieder anzufachen und nahm sogar die Religion in Anspruch, um Haß und Zwietracht zu entflammen. Inzwischen that Hardenberg in Wien Alles, um Preußen ganz Sachsen zuzuwenden, und er hatte Recht; denn eben diese Theilung eines Volksstammes ist es, was die Sachsen anfangs so sehr schmerzte; hätte man sie, die sich seit undenklichen Zeiten als ein selbstständiges Ganze betrachteten und in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen so innig verzweigt waren, nicht auseinander gerissen, sie würden sich viel eher über den Verlust ihres angestammten Herrschers, wenn sie auch nicht gerade wünschten, in die Hände eines andern überzugehen, getröstet haben. Indessen hat die Zeit auch diesen Schmerz verwischt. —

Rußland unterstützte Preußen bei seinem Verlangen kräftig. Seine Staatsmänner blieben dabei, daß Rußland seine ganze Macht zur Rettung Deutschlands angewandt habe, und dafür auf keine andere Weise, wie durch Polen, entschädigt werden könne; hierin liege denn auch der Grund, daß Preußen, sein Kampfgenosse, nach Westen zu seine Entschädigung

erhalten müsse, und es bleibe nichts anderes übrig, als dieselbe, und die Belohnung seiner großen Anstrengungen durch Sachsen zuzutheilen. —

Mainz sollte Bundes-Festung, Thorn und Krakau aber freie Reichsstädte werden, um die Besorgnisse zu widerlegen, als ob sich Rußland der ganzen Weichsel bemächtigen wolle. —

Nachdem nun Rußland und Preußen sich bis auf unbedeutende Gegenstände geeinigt hatte, wollte Hardenberg auch Oestreich gewinnen. Er eröffnete daher dem Fürsten Metternich unterm 2. December: Eine feste Grenze, wie der Weichsel- und Narew-Fluß darbiete, sei einmal von Rußland nicht zu erhalten, man müsse sich also gegen dasselbe dadurch sichern, daß man den Polen eine besondere Verfassung ausbedinge. Preußens Entschädigung durch Sachsen stehe in keinem Verhältniß mit derjenigen Rußlands durch Polen, Hollands durch Belgien, Oestreichs durch die italienischen Staaten, Baierns durch die so schmerzlich entbehrten Anspach-Baireuthschen Länder, dennoch wolle es dem katholischen Könige von Sachsen die katholischen Länder Münster, Paderborn und angrenzende Landstriche abtreten. Um Oestreich zu beruhigen, wolle es Dresden unbefestigt lassen und noch zur bessern Arrondirung der Grenze einige Landstriche in Schlesien abtreten. Oestreich möchte also in die Vereinigung von ganz Sachsen, welche die Nothwendigkeit gebiete, willigen.

Der Widerwillen Oestreichs gegen die Abtretung Sachsens an Preußen war aber zu groß. Metternichs Erwiederung enthielt nur glatte Worte; er versicherte die Theilnahme seines Kaisers an Preußen, jedoch willigte er nur in die Abtretung der Nieder-Lausitz und des Wittenberger Kreises von Sachsen, bestand aber übrigens darauf, daß Preußen einen Theil von Polen wieder- und den Rest seiner Entschädigung in Ländern jenseits des Rheins erhalten sollte. Diese Erklärung Oestreichs, welche am 10. December erging, schien nun das Ultimatum zu sein. Jeder Theil blieb bei seiner Meinung und die Lage ward für Preußen noch übler, als auch das englische Parlament Castlereagh's Willfährigkeit gegen Preußen mißbilligte. Er ward später sogar abgelöst und Wellington in seine Stelle nach Wien gesandt. Preußen, welches sich aufgeopfert hatte, stand nun auf dem Punkte, den Blücher vorherverkündet hatte, daß es durch die Federn der Diplomaten verlieren sollte, was es mit der Schärfe des Schwerdtes gewonnen hatte, und wohl mochten jene Tage für Friedrich Wilhelm, durch den Undank, der gegen ihn von allen Seiten laut ward, Tage der bittersten Erfahrung gewesen sein — denn selbst Staaten geringeren Ranges wollten sich jetzt an dem Löwen reiben, indem sie den Erklärungen des mächtigen Oestreichs sich öffentlich anschlossen. Schon ward das Schwerdt wieder erhoben und die Sieger, unter sich uneins, wollten schon durch dieses, in offener Fehde, die Frage

entscheiden lassen, worüber sie sich im Kabinet nicht einigen konnten. Gegen Galizien zogen östreichische Truppen; Frankreich sammelte sein Heer. Großfürst Konstantin, welcher Polen verwaltete, rief das Volk zur Vertheidigung ihren Selbstständigkeit auf. Oestreich, Frankreich und England schlossen ein gegen Preußen und Rußland gerichtetes geheimes Bündniß. Preußen befand sich jetzt in einer schlimmen Lage. Es bedurfte, wie alle andern Staaten, der Ruhe; es sollte aber noch einmal für seine Rechte in den Kampf zu treten; es stand hiebei allein, denn es war nicht einmal der Unterstützung Rußlands ganz gewiß.

Dieses gefühlte Bedürfniß der Ruhe und Erholung hielt für jetzt die Schwerdter noch in der Scheide, und man setzte die Verhandlungen durch Dingen und Ablassen fort; indessen ward für Preußen wenig gewonnen, und Oestreichs letzte Note vom 28. Januar zeigte auch deutlich, daß für Preußen ohne Waffenkampf nichts mehr zu gewinnen sei. — Der König mußte, wenn er diesen vermeiden wollte, sich nunmehr in die Vorschläge Oestreichs fügen; zuletzt hatte man noch um Leipzig gehandelt, aber Preußen mußte sich auch hiebei mit Naumburg begnügen. —

Jetzt forderte man Friedrich August auf, seine Beistimmung zu geben, und lud ihn zu diesem Zweck nach einem Ort in der Gegend von Wien ein. Er erschien am 4. März in Preßburg, um persönlich

zu versuchen, ob er nicht seine Erbstaaten retten könnte.

Aber am 1. März war die Nachricht eingetroffen, daß Napoleon von seiner Felsen-Insel entkommen sei, und nun konnte auf seine Protestation nicht mehr geachtet werden. Napoleon, welchen Blücher seitdem seinen besten Alliirten nannte, zerhieb hierdurch selbst den diplomatischen Knoten. Metternich, Wellington und Talleyrand, der jetzt bei der Gefahr, welche Frankreich drohte, andere Saiten aufzog, begaben sich zu dem Könige von Sachsen nach Preßburg, um ihm den Drang der Umstände vorzustellen und ihn zu veranlassen, daß er denselben nachgeben möchte. Allein sie fanden kein Gehör. Friedrich August schilderte sein Verfahren in dem Befreiungs-Kriege als tadellos, läugnete das Recht der Eroberung seiner Staaten und setzte die Protestation gegen die Verfügungen des Kongresses fort.

Jetzt sahen die großen Mächte ein, daß man nunmehr eilig, auch ohne seine Einwilligung, vollstrecken müsse, was sie einmal beschlossen hatten; denn Napoleons Fortschritte in Frankreich zwangen sie, die Zeit nicht mit diplomatischen Kämpfen zu verlieren, sondern von neuem sich fest aneinander zu schließen.

Es ward daher zu den Protokollen der bisherigen Verhandlungen verzeichnet:

daß sich ihr Verfahren gegen Friedrich August durch seine Zurückweisung der dringenden Auf-

forderungen von Seiten Friedrich Wilhelms und Alexanders, sich der gemeinschaftlichen Sache gegen Napoleon anzuschließen, welche zu einer Zeit erlassen wären, wo seine Freiheit nicht beschränkt gewesen sei; ferner dadurch, daß er die ihm von Oestreich dargebotene Freistätte verlassen und sich von neuem mit Napoleon verbunden hätte, und endlich dadurch, daß er die Festung Torgau den Franzosen überliefert hätte, hinreichend rechtfertige, und daß man künftig diese Rechtfertigung öffentlich bekannt machen wolle, damit die öffentliche Meinung nicht irre geleitet werde,

und hiernächst zur Ausführung der Beschlüsse, seiner mangelnden Beistimmung ohngeachtet, geschritten. Die Unterhandlungen dauerten jedoch mit dem Könige von Sachsen fort und nun erst, am 18. Mai, unterzeichnete er den Frieden mit Preußen, entließ am 22. Mai seine bisherigen Unterthanen ihrer Pflicht und kehrte am 31. Mai nach Dresden zurück.

Nach den Verabredungen auf dem Wiener Kongreß bekam Preußen von den ehemaligen polnischen Provinzen, Westpreußen und den Netz-Distrikt, in den Grenzen wieder, wie es diese Länder von 1772 bis zum Tilsiter Frieden besessen hatte, hiernächst Danzig und Thorn, von Groß-Polen den Theil, welchen die Gewässer von Wilczin an der Grenze des Netz-Distrikts über Powitz, Slupce, Peisern, Kalisch und Grabow bis an die schlesische Grenze abschnei-

den, so daß die Stadt Kalisch und Wilczin polnisch blieben. Anspach und Baireuth sollte Baiern behalten. Ostfriesland, Hildesheim, Goslar, die niedere Grafschaft Bingen und ein kleiner Theil vom Münsterlande Hannover bekommen, welches dagegen den auf dem rechten Elb-Ufer liegenden Theil des Herzogthums Lauenburg, der späterhin an Dänemark vertauscht ward, und einige andere Aemter abtrat. Von Sachsen bekam Preußen den Theil, der zur Sicherstellung von Berlin und Potsdam, zur bessern Verbindung der Marken und Schlesien und um die Saale behaupten zu können, nöthig war. Diesen Theil schnitt eine Linie ab, nach welcher Seidenberg an der böhmischen Grenze, Reichenbach zwischen Görlitz und Bautzen, Wittichenau, Ortrand, Mühlberg mit dem geraden Wege über Merzdorf und Gröbeln, zwischen beiden Schilda, Eilenburg, Schkeuditz, Altranstädt, Lützen und der ganze Floßgraben jenseits der weißen Elster an Preußen fiel, und diese Linie, sich das Stift Zeitz mit einschließend, bei Luckau am Altenburgschen endete. Außerdem bekam es den ganzen Neustädter Kreis und die sächsischen Enclaven in den Reußischen Ländern.

Ferner sollte Preußen in Westphalen und auf dem rechten Rhein-Ufer besitzen: Korvey, Dortmund, das Herzogthum Westphalen, wofür Darmstadt am linken Rhein-Ufer entschädigt ward, das Herzogthum Berg mit den darin belegenen ehemals kölnischen Besitzungen, die alten Erblande der Fürsten von

Nassau-Oranien, Dietz, Hadamar, Beilstein, Dillenburg und Siegen, wofür dieses Fürstenhaus wieder an der belgischen Grenze entschädigt werden sollte, endlich auf dem linken Rhein-Ufer einen bedeutenden Landstrich. Eine halbe Meile von den Ufern der Maas nämlich sollte sich die preußische Grenze von Jemappe nach Sittart hinaufziehen, dann die Grenze zwischen dem Herzogthum Limburg und Jülich bis in die Gegend von Aachen, welches Preußen nebst den Kantonen Eupen, Malmedy und St. Vieth erhielt, folgen. Im vormaligen Departement des forêts machte die Oure, Sure, Mosel und Saar bis Conz einschließlich, die Grenze. Von der Saar, oberhalb Conz, sollte der Grenzzug quer durch den Hundsrück bis an die Glan, Lautereck gegenüber, gehen, dann dem Laufe der Glan und Nahe folgen, Meisenheim und Kreuznach vorbeigehen und bei Bingen am Rhein endigen. —

Von seinen Besitzungen, die es 1806 hatte, verlor es Hildesheim, die Stadt Goslar, das Fürstenthum Ostfriesland, die niedere Grafschaft Bingen und den zwischen dieser und Rheina-Wolbeck gelegenen Theil. Von Münster, welches alles Hannover bekam, einige Ortschaften, um die Abfindung des Herzogs von Weimar bis zu 50,000 Seelen zu ergänzen, Anspach und Baireuth, welches Baiern behielt, und von den nicht deutschen Ländern ganz Neu-Ostpreußen und einen großen Theil von Südpreußen. —

Die Rückkehr Napoleons gebot nun mehr Eile, um die Besitznahme der Länder zu ordnen. Am 5. April erließ der König das Besitznahme-Patent der Herzogthümer Kleve, Geldern und Berg, der Fürstenthümer Meurs und der Grafschaft Essen und Werden; an demselben Tage dasjenige der Länder, die das Großherzogthum Niederrhein ausmachen sollten, und zugleich einen in den väterlichsten Ausdrücken abgefaßten Aufruf an die Bewohner derselben. Er sagte ihnen:

daß sie die Vormauer der Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands wären, und Er die Pflicht und den ehrenvollen Anspruch erworben habe, solche zu beschützen und für sie zu wachen, und in der Hoffnung, mit seinen Völkern ein treues deutsches Volk zu verbinden, habe Er ihre Länder in Besitz genommen. Er sichere ihnen milde Gesetze, den Schutz ihrer Religion und eine regelmäßige Verwaltung zu; er versprach, sie nicht mit Abgaben zu drücken und die Militär-Verfassung so zu ordnen, wie es der Schutz des Landes erfordere. Der Krieg, welcher ihre Grenzen bedrohe, erfordere jetzt von ihm allerdings Anstrengungen, aber gemeinschaftlich mit seinem tapfern Heere und seinen übrigen Völkern würden sie an dem Ruhme Theil nehmen, die Freiheit und Unabhängigkeit des deutschen Reichs auf lange Jahrhunderte dauernd begründet zu haben.

Nachdem am 3. Mai noch in einem besondern Vertrage die Grenzen mit Rußland näher bestimmt waren, erließ er auch am 15. Mai ähnliche Besitz-Patente wegen der polnischen Länder, welche das Großherzogthum Posen bilden sollten, und einen gleichen Aufruf an die Polen. In diesen versprach er ihnen:

daß er seinem Reiche sie einverleiben wolle, ohne daß die Bewohner ihre Nationalität zu verläugnen nöthig hätten, sie sollten eine gleiche provinzielle Verfassung, wie die übrigen Provinzen, erhalten, ihre Religion sollte geschützt, ihre Sprache geachtet werden. Ein Statthalter aus ihrer Nation sollte bei ihnen residiren; er wolle alles Vergangene der Vergessenheit übergeben und seine Sorgfalt nur der Zukunft widmen, und so hoffe er, Mittel zu finden, den Wohlstand des tief erschöpften Landes wieder herzustellen.

Er schloß mit den Worten:

wichtige Erfahrungen haben Euch gereift, ich hoffe, auf Euer Anerkenntniß rechnen zu dürfen.

Nach der Unterzeichnung des Friedens mit Sachsen und nachdem Friedrich August, wie erwähnt, die Bewohner der abgetretenen Landestheile ihrer Unterthanen-Pflicht entlassen hatte, erließ Friedrich Wilhelm auch an diese einen väterlichen, herzlichen Aufruf. Er erklärte darin:

daß er den Schmerz ehre, welchen sie empfinden müßten, indem sie sich von ihrem frühern Ver-

hältniß loszusagen gezwungen wären, als des deutschen Ernstes würdig. Sie möchten aber die Nothwendigkeit dieser Trennung erwägen. Sollten seine alten Unterthanen nicht die Früchte des schweren überstandenen Kampfs verlieren, so hätte es sowohl die Pflicht der Selbsterhaltung als die Sorge für das deutsche Gemeinwohl geboten, ihre Länder mit seinen Staaten zu vereinigen. Deutschland habe nur gewonnen, was es durch Preußen erworben habe. Dieses möchten sie mit Ernst erwägen und mit deutschem redlichen Sinn ihm den Eid der Treue leisten. Er versprach ihnen:

eine zweckmäßige Verwaltung, eine gerechte und schnelle Justiz-Pflege und eine vorzügliche Sorge für ihre Lehr-Anstalten.

Die Trennung Anspachs und Baireuths von Preußen, so wie die Theilung Sachsens, ging nicht ohne Zeichen der Unzufriedenheit von Seiten der betheiligten Völker ab. In den ersten Ländern blieb es bei einem dumpfen Murren, in Sachsen ward es lauter und fand in dem Erscheinen Napoleons Unterstützung. Es äußerten sich in Leipzig und Dresden sogar unruhige Bewegungen, gegen welche die preußischen Behörden ernstlich auftreten mußten, und in Lüttich brach sogar ein Aufruhr unter den sächsischen Truppen aus, der zu einem Zerwürfniß zwischen dem Fürsten Blücher und dem General Borstell, welcher letztere die Maßregeln des erstern gegen

die Sachsen mißbilligte und nicht ausführen wollte, führte, weshalb dieser als Strafe der Insubordination zum Festungs-Arrest in Magdeburg verurtheilt ward, von welchem ihn jedoch Friedrich Wilhelms Gnade bald wieder befreite.

Schon Ende Februars hatte nämlich der General Thielemann den sächsischen Truppen angedeutet, daß die Armee zwischen Preußen und Sachsen getheilt werden würde, und sie ermahnt, bei Zeiten preußische Dienste zu nehmen. Die Truppen zögerten und erwarteten die Bestimmung ihres Königs. Unerwartet kam aus Wien ein Befehl, nach welchem die Krieger, welche aus den an Preußen gefallenen Provinzen gebürtig waren, besonders gesammelt und von denjenigen getrennt werden sollten, welche aus den unter Friedrich August's Scepter verbleibenden Landestheilen herstammten. Die Genehmigung des Königs von Sachsen zu dieser Absonderung war aber diesem Befehl nicht beigefügt. Sobald derselbe bekannt ward, versammelte sich die Lütticher Garnison, welche aus Sachsen bestand, jedoch unbewaffnet, unter Blüchers Fenstern und stieß Verwünschungen gegen Friedrich Wilhelm aus, ließ Friedrich August hoch leben und war auch durch alles Zureden der preußischen und ihrer eigenen Offiziere nicht zu besänftigen. Blücher, für seine Sicherheit besorgt, verließ Lüttich und begab sich in ein benachbartes Dorf. Die sächsische Wache indessen, welche an diesem Tumult keinen Theil nahm, zerstreuete hierauf die nicht

bewaffneten Unruhigen. So verging der 1. und 2. Mai. Um Mitternacht dieses Tages ließ Blücher, um die unruhige Garnison zu theilen, das Bataillon sächsischer Garde nach Namur und zwei Bataillone Grenadiere in der Richtung nach Aachen aufbrechen. Ersteres gehorchte; letztere aber, schon auf dem Marsch begriffen, versagten den Gehorsam, wendeten um und wollten dem Gardebataillon folgen. Wirklich bezogen sie Quartiere in der Nähe von Namur. Am 6. des Morgens wurden sie aber auf zwei Sammel-Plätze, welche eine Meile von einander entfernt lagen, beschieden und sahen sich hier auf einmal von preußischen Truppen umgeben. Jetzt waren sie genöthigt, die Gewehre zu strecken und Sieben von ihnen, welche die übrigen als die Häupter der Meuterei angaben, wurden sofort erschossen und die Entwaffneten nach Löwen abgeführt. Die erste Abtheilung ward nicht mit geringerer Strenge behandelt. In Huy ward ihre Fahne, die die Königin von Sachsen selbst gestickt hatte, nachdem die Offiziere die Gunst erhalten hatten, des Königs Namenszug und den Rautenkranz auszuschneiden, verbrannt, sie selbst entwaffnet und dann nach Wesel transportirt. In allen Abtheilungen des sächsischen Heeres äußerte sich Unwillen und lauter Widerspruch, wenn er auch nicht in Thätlichkeiten überging, bis endlich der sächsische General Le Coq ankam und die Befehle ihres Königs überbrachte, wo dann die Trennung dieser alten Kriegsgefährten ohne Zögern, aber in stummem

Schmerz erfolgte. Friedrich Wilhelm waren diese Vorfälle höchst schmerzhaft; er hat sich hierüber mehrfach ausgesprochen. Leider hatte man sich bei der Ausführung seines Willens übereilt, und es wäre nicht dazu gekommen, wenn man die Ankunft der Verfügungen Friedrich August's abgewartet hätte; aber eben so hat dieser auch durch das Zögern, solche zu ertheilen, wesentlich dazu beigetragen, daß sie sich ereigneten.

Noch vor Bekanntmachung des mit Sachsen geschlossenen Vertrags wurde auch die Ausgleichung mit Schweden und Dänemark bewirkt. Preußen trat nämlich die von Hannover erhaltenen Theile des Fürstenthums Lauenburg an Dänemark ab, und dieses hingegen Schwedisch-Pommern, nebst der Insel Rügen, welches ihm durch den Kieler Frieden vom 14. Januar 1814 von Schweden überlassen war, an Preußen, welches dafür an Dänemark 2 Millionen Thaler bezahlte, und für Schweden, dessen Schuld von 600,000 Thalern und außerdem an dasselbe 3,500,000 Thaler in bestimmten Terminen baar zu zahlen übernahm. Die Länder-Ausgleichungen waren nunmehr geordnet. Mit der Gründung des deutschen Bundes oder Reichsverbandes und mit der Abfassung der deutschen Bundes-Acte am 10. Juni, durch welche alle deutschen Staaten in einen festen Verein traten und einen Staatenbund bildeten, dessen Angelegenheiten in einer zu Frankfurt am Main zusammen zu tretenden Bundes-Versammlung

besorgt werden sollten, endete der große europäische Kongreß in Wien, welcher zu den wichtigsten Begebenheiten unserer Zeit gehört. Er sollte den im Jahre 1814 zu Paris geschlossenen Frieden vollenden und für lange Zeit Europa's Schicksal und Gestalt bestimmen und eine dauerhafte Ruhe begründen, welches auch geschehen wäre, wenn Napoleon durch seine Flucht von Elba nicht alle Länder wieder in Verwirrung gebracht hätte. — Der König ging bereits am 26. Mai von Wien ab, weil ihn die Vollendung der nöthigen Rüstungen nach seiner Hauptstadt beriefen.

Ohnerachtet der vielen Beschäftigungen, welche die ernsten Verhandlungen und der oft so zweifelhafte Zustand der Angelegenheiten auf dem Kongreß zu Wien ihm verursachten, blieben doch die Verwaltungs-Maßregeln des Landes nicht unbeachtet. Friedrich Wilhelm verlor diese nicht aus den Augen, sondern war vielmehr unabläßig bemüht, Einrichtungen zu treffen, welche das Glück seiner Unterthanen zum Ziel hatten.

Die merkwürdigsten Verordnungen, welche er von Wien aus erließ, waren:

1) Die Verordnung vom 1. März, wegen Erhaltung der Grund-Eigenthümer. Gleich nach dem Pariser Frieden hatte er unterm 3. Juni des vorhergehenden Jahres, wie wir bereits angeführt haben, den Indult, welcher denselben bewilligt war, sehr beschränkt; jetzt hatte man sich überzeugt, daß solches zu frühzeitig geschehen, daß das Grund-Eigenthum

zu sehr zerrüttet war, als daß es nicht in Folge der nothwendigen Subhastationen der Güter in fremde und oft in die Hände der Wucherer kommen müßte, und daß hieraus ein in staatswirthschaftlicher Hinsicht verderblicher Ruin und eine gänzliche Verarmung der Grund-Eigenthümer entstehen würde, die dieselben nicht verschuldet hätten. Daher verlängerte er den Indult wiederum, jedoch unter gewissen Modalitäten, und hoffte so das gegenseitige Vertrauen zwischen Schuldnern und Gläubigern wieder herzustellen.

2) Die Verordnung wegen Vergütigung der Kriegsleistungen, von demselben Tage, nach welcher über die Lieferungen, so weit sie nicht gegen die zu zahlende Vermögens- und Einkommens-Steuer verrechnet werden konnten, Lieferungs-Scheine gegeben, diese in bestimmten Zahlungsfristen baar bezahlt oder, nach dem Willen der Inhaber, sofort in Staats-Schuldscheinen umgeschrieben werden sollten.

3) Die Verordnung von demselben Tage, nach welcher die Tresorscheine in allen Kassen als baares Geld angenommen werden sollten, Jeder die Hälfte seiner Abgaben in solchen zahlen, aber auch bei Hebung aus den Kassen solche als baares Geld annehmen müßte, wodurch dieses früher in seinem Werth so sehr gesunkene Papier-Geld auf einmal mit dem Metall-Gelde gleichen Werth empfing, an welche sich

4) unterm 7. April die Bestimmung reihte, daß Derjenige, welcher nicht die Hälfte seiner Steuer in Tresor-Scheinen bezahlte, dafür ein Straf-Agio von 2 Groschen pr. Thaler bezahlen mußte.

5) Unterm 3. April stellte er den Banko-Verkehr wieder auf einen festen Fuß.

6) Am 30. April erließ er die wichtige Verfügung wegen verbesserter Einrichtung der Provinzial-Behörden, durch welche er die Ober-Präsidien, als beständige Kommissarien des Ministerii, in den Provinzen anordnete, das Land in Provinzen und Regierungs-Bezirke theilte und besonders die Rechtspflege von der Verwaltung trennte. Bis dahin hießen die Provinzial-Gerichtshöfe Regierungen und bearbeiteten zugleich alle Landeshoheits- und auch die Konsistorial-Sachen. Die verwaltenden Behörden hießen Kriegs- und Domainen-Kammern und verwalteten die Domainen, die Forsten, die Polizei und das Militairwesen. Jetzt wurden den ersteren die Landeshoheits- und Konsistorial-Sachen abgenommen, und ihnen blieb unter dem Namen der Oberlandesgerichte nur die bloße Rechtspflege anvertraut, und alle derselben fremdartige Gegenstände gingen auf die Kriegs- und Domainen-Kammer über, welche den Namen „Regierungen" annahmen. Für die geistlichen Angelegenheiten ward in jeder Provinz ein Konsistorium niedergesetzt. Das Land ward in zehn Provinzen und fünf Militair-Abtheilungen getheilt, so daß

jede der letzteren zwei Provinzen in sich faßte, und es wurden fünf und zwanzig Regierungs-Bezirke eingerichtet, so daß jede Provinz zwei oder mehr Regierungs-Bezirke hatte.

Endlich erschien

7) am 22. Mai die so viel besprochene „Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volks." In derselben sagt der König, daß er der Nachkommenschaft die Grundsätze, nach welchen seine Vorfahren und er selbst die Regierung mit ernstlicher Fürsorge für seine Unterthanen geführt habe, überliefern wolle, und daß solche vermittelst einer schriftlichen Urkunde als eine Verfassung des preußischen Reichs bewahrt werden, daß ferner eine Repräsentation des Volks gebildet werden sollte, daß zu diesem Zweck die Provinzial-Stände, wo sie noch vorhanden wären, wieder hergestellt, und wo keine wären, solche angeordnet werden sollten; daß aus den Provinzial-Ständen die Versammlung der Landes-Repräsentanten gewählt werden, und die Wirksamkeit dieser sich auf die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthums-Rechte der Staatsbürger, mit Einschluß der Besteuerung, betreffen, erstrecken sollte. Außerdem sollte eine Kommission niedergesetzt werden, welche sich mit der Ausarbeitung der Verfassungs-Urkunde nach diesen Grundsätzen beschäftigen sollte.

Diese Verordnung ist es nun, auf welche sich die Hoffnungen und die Ansprüche aller derjenigen gründen, welche von einer constitutionellen Verfassung, im Gegensatz einer absoluten Monarchie, das Heil der Völker träumen, ohne einen Blick auf dasjenige zu werfen, was in den sogenannten constitutionellen Staaten vorgeht. Die unterbliebene gänzliche Ausführung dieser Verordnung ist dem erhabenen Monarchen oft zum Vorwurf gemacht worden, denn wirklich ist sie nur bis zur Anordnung der Provinzial-Stände ins Leben getreten; die Landes-Repräsentation und die Verfassungs-Urkunde fehlen noch. Der Erlaß dieser mißverstandenen und zu überspannten Forderungen veranlassenden Verordnung hat dem König gewiß viele kummervolle Stunden gemacht. Man begehrte eine Constitution, nach welcher die Minister für die Maßregeln der Landes-Verwaltung den Landes-Repräsentanten verantwortlich sein, und diesen, den Repräsentanten, nicht blos eine berathende, sondern eine entscheidende Stimme bei der Gesetzgebung überhaupt, aber namentlich auch über die Besteuerung und über die Ausgaben der Staats-Einkünfte eingeräumt werden sollte. Man nannte dieses „Rechte des Volks;" hierauf richteten sich die Bestrebungen der späterhin unter dem Namen der demagogischen Umtriebe bekannten Verbindungen, und eine solche Constitution ward auf den Grund dieser Verordnung noch in der neuesten Zeit bei des jetzt regierenden Königs Majestät durch die preußischen Stände in

Anregung gebracht. Es ist auch anzunehmen, daß die damaligen Rathgeber des Königs die Absicht hatten, ihn zur Ertheilung einer solchen constitutionellen Verfassung zu vermögen, denn dieses verstand man und versteht man noch jetzt unter einer Verfassung, und dieses ist es, was jene sogenannten Liberalen verlangen; aber in Ewigkeit ist es nie des Königs Wille gewesen, sich seiner geheiligten, von seinen Vorfahren ererbten Rechte zu entäußern und durch die vorgeschobene Verantwortlichkeit der Minister zu einem Schattenkönig herabzusteigen. Preußens Monarchen haben zum Glück ihrer Länder stets selbst geherrscht und solches nicht ihren Ministern überlassen; diese haben stets nur in deren Namen verfügt, wie dieses noch die alte Form der Ministerial-Rescripte: „Auf Sr. Majestät allergnädigsten Special-Befehl" beweiset, und Friedrich Wilhelm, der so fest in seinem Willen dastand, hätte gewissermaßen, wenn er seine Minister als den Landes-Repräsentanten verantwortlich darstellte, eine offenbare Schwäche öffentlich an den Tag legen müssen, welches ihm nimmermehr hat in den Sinn kommen können. Auch hat er dieses weder in dieser Verordnung, noch sonst jemals versprochen. Keineswegs hat er seinen Unterthanen einen entscheidenden Antheil an der Regierung des Landes einräumen zu wollen erklärt, sondern nur gesagt:

> daß er die Grundsätze, nach welchen seine Vorfahren und er regiert hätten, zusammentragen und sie den Nachkommen überliefern wolle.

Er wollte also nur die Grundsätze, welche seine Vorfahren und er selbst zum Heil seiner Völker angewandt, auch als Regel für seine Nachkommen darlegen. Hierin sollte die Verfassungs-Urkunde oder Constitution des Staats bestehen, aber sie sollte nicht eine Entäußerung der Rechte des Monarchen enthalten. Er hat auch niemals den Provinzial-Ständen und Landes-Repräsentanten eine entscheidende, sondern immer nur, wie es jene Verordnung sagt, eine berathende Stimme einräumen zu wollen geäußert. Ueberhaupt ist dieselbe kein Vertrag zwischen Fürst und Volk, dessen Inhalt ersterer zu erfüllen verpflichtet ist und auf dessen Erfüllung dieses zu bestehen ein Recht hat, sondern nur der Ausspruch des Monarchen über eine Verwaltungs-Maßregel, die er jederzeit zurücknehmen und abändern konnte, wenn er ihren Zweck erfüllt sah, oder sie in ihren Folgen nicht zweckmäßig erkannte. Als man nun späterhin ungestüm vom Könige begehrte, was er nicht versprochen hatte, als er die Verwirrungen sah, welche die Einwirkung der National-Repräsentation auf die Verwaltung in andern Staaten, wo man sie eingeführt hatte, hervorbrachte, als ihn also die Erfahrung belehrte, daß solche nicht heilsam sei, so hielt er mit der Verfolgung der angeordneten Maßregeln inne, auch war der vorgesetzte Zweck erreicht. Die Grundsätze, nach welchen seine Vorfahren und er regiert hatten, sprachen sich in jedem seiner Gesetze aus, ohne daß es die besondere Darlegung derselben noch bedurfte,

sie waren von der Weisheit und der väterlichsten Fürsorge für das Wohl seiner Unterthanen dictirt, und er konnte die fortgesetzte Beobachtung derselben von seinen Nachfolgern ebenfalls voraussetzen. Die berathende Stimme des Volks konnte in den angeordneten Versammlungen der Provinzial-Stände ertönen, und eine Landes-Repräsentation, welche die Interessen des ganzen Reichs begutachten sollte, schien um so weniger nothwendig, als der preußische Staat aus zu vielen, in seinen Verhältnissen verschiedenen Landestheilen zusammengesetzt ist, so daß keine Anordnung so allgemein gefaßt sein kann, daß sie allen Provinzen frommt und nicht einer einzelnen verletzend erscheint; wozu also diesen Kampf der Interessen zwischen den einzelnen Provinzen durch ihre Repräsentanten herbeirufen? —

Was dem Ganzen nützt, was recht und weise sei, dieses berath der Staatsrath, der aus den einsichtsvollsten Männern des Reichs zusammengesetzt ist. Man wendet freilich ein, daß solche Diener des Staats sind, aber das ist eben das Eigenthümliche in der sich selbst gebildeten und durch keine Urkunde verbrieften Verfassung des preußischen Staats, daß der König und das Volk ein gleiches Interesse haben, welches auf das engste mit einander verbunden ist, und daß die Beamten sich also nicht blos als die Diener des Königs, welcher dem Volke gegenüber steht, sondern als die natürlichen Repräsentanten des Volks, welches wiederum mit dem Könige ein Ziel

hat, betrachten. Und wollen wir nicht dem Könige danken, daß er Preußen keine Constitution in dem Sinne, wie sie begehrt ward, mit verantwortlichen Ministern und einer Repräsentation des Landes, der eine entscheidende Stimme beigelegt ward, gegeben hat? Wollen wir dieses nicht als den höchsten Beweis seiner Weisheit und seiner Liebe und Fürsorge für sein Volk anerkennen? Es ist hier nicht der Ort, das Recht der Völker, eine solche Constitution zu verlangen, zu entwickeln, noch zu beleuchten, ob eine absolute Monarchie oder eine Verfassung in jenem Sinne mehr das Heil der Völker begründe; der Biograph hat nur die Pflicht, das Verfahren seines Helden zu erzählen und gegen ungerechte Vorwürfe in Schutz zu nehmen, indessen mögen jene ungestümen Mahner doch nur um sich sehen, ob diese sogenannten constitutionellen Staaten glücklicher sind, wie Preußen, welches in seiner geistigen Entwickelung so hoch steht, sich der gesetzlichen Freiheit mehr wie jene erfreut, dessen materielle Interessen auf das Höchste von der Regierung beachtet werden, mögen sie doch nur einen Blick dorthin werfen, ob diese sogenannte Landes-Repräsentation nicht vielmehr die Repräsentation der Selbstsucht und der Interessen des Einzelnen und der Heerd der Factionen sei; ob nicht das Gute oft von einer Parthei blos deshalb hintertrieben wird, weil es entweder von der Gegenparthei vorgeschlagen wurde, oder weil es dem selbstsüchtigen Zwecke der Stimmführer nicht zusagte? Was ist

Gutes aus derselben hervorgegangen, was uns nicht durch den treuen Willen des Königs und seiner Diener zufloß? Eine constitutionelle Verfassung ist als das kleinere Uebel nur da zu wünschen, wo die Nothwendigkeit sie als ein Gegengewicht gegen das größere eines ungerechten, tyrannischen Monarchen, gegen Maitressen-Herrschaft und Minister-Despotie und die sonstigen Flüche, die aus einer schlechten Verwaltung hervorgehen, heischt. Sonst muß eine absolut monarchische Verwaltung schon sehr schlecht sein, wenn sie nicht mehr jenem Treiben der Factionen vorzuziehen sein sollte, welche die constitutionelle Verfassung haben muß. Wären wir alle fleckenlose Menschen, so wäre es Pflicht des Monarchen, seinen Willen von demjenigen der Weisen seines Volks abhängig zu machen, — aber jetzt nicht, wo so viele Mängel den Menschen beherrschen und diese immer vielfacher und fühlbarer hervortreten, je mehr Individuen an der Ausübung der Macht Theil haben. Unsere Constitution war die Tugend, die Weisheit und der redliche Wille des Königs, sein Volk zu beglücken; und sie hat uns zum Ziele geführt.

Es konnte jene vielbesprochene Verordnung in dieser Schrift nicht unberührt bleiben, und somit sei dieser Gegenstand abgethan. —

Wir wenden uns jetzt zu den kriegerischen Operationen des Jahres 1815. —

Napoleon, schlecht bewacht auf seiner Felsen-Insel Elba, indem sein Wächter, der Admiral Campbell, oft Wochen lang die Station der Insel verließ und sich mit seinem Geschwader in Livorno aufhielt, entrann mit ungefähr 1000 Mann am 26. Februar und landete am 1. März in der Bai von Juan. Weislich hatte er seine Maßregeln getroffen. In Paris hatte er enge Verbindungen, welche von seiner Stieftochter Hortensie eingeleitet waren, deren Palast der Sammelplatz seiner Anhänger war, und deren Geld und Diamanten dieselben unterstützten. Generale, Staatsmänner, Gelehrte befanden sich in diesem Bunde. Unter dem Vorwande, daß es ihm an Geld fehle, entließ Napoleon von Zeit zu Zeit vertraute Männer, die nach Frankreich zurückkehrten und dort die öffentliche Stimmung zu seinen Gunsten bearbeiteten. Er hatte Kundschafter überall, und während er auf Elba wußte, was in jedem Winkel von Europa vorging, wußte man in den Kabinetten der Großmächte nicht, was in dem kleinen Elba geschah.

Es war ihm auch ein Leichtes, Anhang in Frankreich zu finden, denn die Unzufriedenheit mit der Regierung der Bourbonen war allgemein; die Franzosen konnten es nicht vergessen, daß ihnen Ludwig XVIII. aufgedrungen war; gewohnt, einen siegreichen Herrscher zu haben, trat an dessen Stelle ein kranker, schwächlicher Greis. Hiezu kam nun aber noch, daß die Eingewanderten vieles thaten, was den Brenn-

ſtoff, der noch immer unter der Aſche glimmte, zur lebhaften Flamme anfachte. Die Verfaſſungs-Urkunde vom 6. April 1814, freilich ein in der Eile gefertigtes Machwerk, ward von dem Könige nicht beſchworen, weil Ludwig den Thron nicht als von der Nation erhalten, ſondern als ein ihm vorenthaltenes und wiedergewonnenes Erbe betrachtete. An deren Stelle trat eine andere vom 4. Juni, die nicht beſſer war und in welcher der König alle Macht ſich vorzubehalten ſuchte. Die Abgaben, droits réunis, deren Abſchaffung Graf Artois bei ſeiner Ankunft in Frankreich verſprochen hatte, blieben unverändert und erregten in Städten und Dörfern Mißmuth. Die Ausgewanderten ſuchten ihre verlorenen Güter wieder zu erlangen und gebrauchten hiezu alle Mittel; außerdem erhielten ſie ungeheure Unterſtützungen aus den Staatsfonds. Die zurückgekehrten Prieſter, unterſtützt von der frömmelnden Herzogin von Angoulême, drängten ſich zu den einträglichſten geiſtlichen und weltlichen Aemtern, und ſuchten den längſt beſiegten Aberglauben und die leeren kirchlichen Feierlichkeiten wieder einzuführen. Die Prinzen von Geblüt, ſchwache und charakterloſe Männer, erhoben ſich über die geprüfteſten Diener Napoleons. Die Freiheit der Preſſe ſuchte man zu unterdrücken. Das Heer ward verletzt, indem man Napoleons Marſchälle jenen ausgewanderten Adeligen nachſtellte. So trat überall Mißvergnügen hervor, welches eine Geringſchätzung des neuen Gebieters erzeugte, die Anhäng-

lichkeit an den Kaiser auffrischte und Ungehorsam gegen die Befehle der Regierung hervorbrachte. Der Kampf der Meinungen wogte hin und her. Die Ultra-Royalisten wollten, daß der König mit dem Herrscher-Schwerdte drein schlagen und mit einem Schlage das längst begrabene Alte wieder erwecken sollte. Die Republikaner klagten, daß es dem Könige um nichts, als um die Wiederherstellung des Alten in neuen Formen zu thun sei. Die Gemäßigten schwankten und wußten nicht, welche Maßregeln sie in dem Streite der Meinungen ergreifen sollten.

Wahrscheinlich hatten Carnot und Fouché, beide für eine freie Verfassung gestimmt, beide Söhne der Revolution und beide Meister in der Kunst, Partheiungen zu leiten, sich mit Napoleon über den zu thuenden Schritt verständigt und kamen ihm hilfreich entgegen. —

Als er daher in Frankreich gelandet war, gingen sofort die Truppen zu ihm über und die Bürger empfingen ihn mit Freuden. Die weißen Cocarden wurden abgerissen und die dreifarbige Fahne wehete überall. Die alten Adler der Regimenter wurden wieder hervorgesucht und sein Marsch bis Paris glich einem Triumphzuge. Am 20. März entfloh König Ludwig nach Lille, und als sich auch hier die Garnison empörte, nach Gent. Napoleon hielt an demselben Abend seinen Einzug in die Tuilerien. Umsonst waren die Bemühungen der französischen Prinzen, die sonst so royalistisch gesinnte Vendée, die südlichen

Provinzen und Bourdeaux dem Könige zu erhalten. Es war ein unerhörtes Beispiel in der Geschichte, daß ein Fremdling, vom Throne gestoßen, nachdem er Millionen Menschen seiner Eroberungs-Sucht geopfert, schon nach 11 Monaten mit wenigen Hunderten über das Meer zu kommen wagte und in 20 Tagen sich wieder des Throns bemächtigte, daß kein Tropfen Blut für die Vertheidigung eines Königs floß, der zwar schwach, aber gut und gerecht war, der 28 Millionen Menschen aus großer Noth errettet, ihnen einen ehrenvollen Frieden verschafft und sie mit der ganzen übrigen Welt ausgesöhnt hatte, daß dieses Volk ihn so ganz verließ und ihn zwang, heimathlos umher zu irren, daß sich auch nicht ein Regiment fand, welches für den legitimen König das Schwerdt zuckte.

Am 11. März kam die Nachricht von Napoleons Wieder-Erscheinen in Wien an, als man eben über die Abtretung von Sachsen verhandelte, und ein Glück war es für Europa, daß sie die Monarchen noch auf dem Kongreß versammelt fand, wo sofort die erforderlichen Maßregeln zur Bekämpfung Napoleons verabredet werden konnten. Wie ein Zauberwort beschwor diese Nachricht den Neid, das Mißtrauen und den Unfrieden, welche sich schon verbreitet hatten, und alle Fürsten reichten sich die Hände, um treu zusammen zu stehen und zu behaupten, was

mit so vielem Blut erkämpft worden war. Am 13. März erließen die Fürsten schon eine gemeinschaftliche Erklärung, worin sie Napoleon als einen in jeder Rücksicht unwürdigen Ruhestörer förmlich ächteten und der öffentlichen Rache und Verfolgung übergaben. Napoleon Bonaparte, heißt es darin, habe durch seine Entweichung von Elba und durch seinen Einfall mit gewaffneter Hand den mit ihm geschlossenen Vertrag gebrochen und hiemit den einzigen Rechtstitel vernichtet, an welchen seine Existenz geknüpft gewesen sei. Er habe sich alles gesetzlichen Schutzes beraubt und im Angesicht der Welt erklärt, daß mit ihm kein Frieden zu schließen sei; er habe sich also von allen bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen und als Feind und Störer der Ruhe der Welt sich den öffentlichen Straf-Gerichten preisgegeben. Die Fürsten wären entschlossen, den Frieden vom 30. Mai 1814 aufrecht zu erhalten und auf den Fall, daß es Frankreich nicht gelänge, dieses letzte Wagstück eines strafbaren und ohnmächtigen Wahnsinns allein zu vernichten, den König von Frankreich und die Nation mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen.

Zwölf Tage später, als die Nachrichten von seinem Vorschreiten ankamen, ward schon ein Uebereinkommen getroffen, nach welchem jede der drei großen Mächte 150 Tausend Mann und England eben so viel zu stellen, oder jeden fehlenden Mann mit 30

Pfund Sterling jährlich zu vergütigen versprach. Man erneuerte die alten Verträge und verpflichtete sich, nicht eher die Waffen niederzulegen, bis die Ruhe Europa's gesichert wäre. Diesem Bündniß schlossen sich die Mächte zweiten Ranges und die Reichsstädte an.

Napoleon suchte in Schriften den gethanen Schritt zu vertheidigen, aber ihm schadete in der öffentlichen Meinung der tiefgewurzelte Argwohn gegen seine Redlichkeit, Wahrheit und Treue. Die Deutschen konnten es sich nicht verhehlen, daß es um ihre Freiheit geschehen sei, wenn er wieder emporkommen sollte; daher erwachte wieder der alte Enthusiasmus, und Jeder griff willig zu den Waffen, um den Kampf für Deutschlands Unabhängigkeit, für Heerd und Altar, für die heiligsten Güter des Menschen von Neuem zu beginnen.

Der König rief am 7. April sein braves Volk mit kräftiger Stimme zu den Waffen. Er sagte:

„Als ich in der Zeit der Gefahr Mein Volk zu den Waffen rief, um für die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes zu kämpfen, da zog die gesammte Jugend wetteifernd zu den Fahnen, um mit freudiger Entsagung ungewohnte Beschwerden zu ertragen, und entschlossen, selbst dem Tode entgegen zu gehen, da trat die Kraft des Volks unerschrocken in die Reihen Meiner tapfern Soldaten, und Meine Feldherren führten mit Mir ein Heer von Hel-

den in die Schlacht, die des Namens ihrer Väter als Erben ihres Ruhms sich würdig erwiesen. So eroberten wir und unsere Verbündeten, von Siegen begleitet, die Hauptstadt des Feindes; unsere Fahnen weheten in Paris; Napoleon entsagte der Herrschaft; dem deutschen Vaterlande war Freiheit, den Thronen Sicherheit, und der Welt die Hoffnung eines dauerhaften Friedens zurückgegeben.

Diese Hoffnung ist verschwunden; wir müssen von Neuem in den Kampf. Den Mann, der zehn Jahre hindurch unsägliches Elend über die Völker verbreitete, hat eine verrätherische Verschwörung nach Frankreich zurückgeführt, das bestürzte Volk hat seinen bewaffneten Anhängern nicht widerstehen können. Seine Thron-Entsagung, obwohl er selbst, noch im Besitz einer beträchtlichen Heeresmacht, sie für ein freiwilliges, dem Glück und der Ruhe Frankreichs dargebrachtes Opfer erklärt hatte, achtet er, wie jeden Vertrag, für nichts; er stehet an der Spitze eidbrüchig gewordener Soldaten, die den Krieg verewigen wollen; Europa ist von Neuem bedroht; es kann den Mann auf Frankreichs Thron nicht dulden, der die Weltherrschaft als den Zweck seiner stets erneuerten Kriege laut verkündigte, der die sittliche Welt durch fortgesetzte Wortbrüchigkeit zerstörte, und deshalb für eine friedliche Gesinnung keine Bürgschaft leisten kann.

Von Neuem also in den Kampf! Frankreich selbst bedarf unserer Hülfe und ganz Europa ist mit uns verbündet. Mit euren alten Siegesgefährten verbunden, durch neue Waffenbrüder verstärkt, gehet ihr, brave Preußen! mit Mir, mit den Prinzen Meines Hauses, mit den Feldherren, die euch zu Siegen geführt, in einen nothwendigen, gerechten Krieg. Die Gerechtigkeit der Sache, die wir verfechten, sichert uns den Sieg.

Ich habe eine allgemeine Bewaffnung, mittelst Ausführung Meiner Verordnung vom 3. September 1814, die in allen Meinen Staaten vollzogen werden soll, befohlen, das stehende Heer soll ergänzt, die Abtheilungen der freiwilligen Jäger sollen gebildet, die Landwehren zusammenberufen werden. Die Jugend der gebildeten Stände, vom vollendeten zwanzigsten Jahre, hat die Wahl, ob sie in die Landwehr des ersten Aufgebots treten, oder in die Jägerkorps des stehenden Heeres aufgenommen sein will. Jeder Jüngling, der sein siebenzehntes Jahr vollendet hat, kann, bei gehöriger körperlicher Stärke, dem Heer nach eigener Wahl sich anschließen; Ich lasse dieserhalb eine besondere Verordnung ergehen. Ueber die Bildung der einzelnen Korps und der Landwehr wird in jeder Provinz die Bekanntmachung der beauftragten Behörden erscheinen.

So treten wir, bewaffnet mit dem gesammten Europa, wider Napoleon Bonaparte und seinen Anhang noch einmal in die Schranken. Auf denn! mit Gott für die Ruhe der Welt, für Ordnung und Sittlichkeit, für König und Vaterland!"

Friedrich Wilhelm erließ an demselben Tage eine Verordnung wegen Bewaffnung der Freiwilligen, und die in den vergangenen Jahren in den Reihen des Heeres gekämpft hatten, eilten freudig zu ihren Truppen-Abtheilungen; ihnen schloß sich die Jugend an, welche inzwischen die Waffen zu tragen fähig geworden war. Die Landwehr ward zusammenberufen, und am 15. Mai erließ der König eine Verordnung wegen Einrichtung der Landwehr zweiten Aufgebots und wegen des Landsturms, in welcher die frühern Anordnungen theils bestätigt, theils näher bestimmt wurden. Nun marschirten die Regimenter, Blücher reiste am 10. April unter dem lauten Jubel des Volks von Berlin ab und begab sich nach Lüttich, wo er sein Hauptquartier nahm. Mit Wagen wurden die Truppen nach dem Rhein gesandt, um ihre Ankunft zu beschleunigen, indem sie an einem Tage mehrere Etappen machten; es herrschte eine eben solche Aufregung, wie im Jahre 1813 bei dem Beginn des Befreiungs-Krieges.

Nicht minder thätig war Napoleon, um alle Mittel, sich in einen schlagfertigen Stand zu versetzen, zusammen zu raffen. Den leichtgläubigen Franzosen

spiegelte er vor, daß er nur friedliche Gesinnungen hege, und daß Oestreich mit ihm völlig im Einverständniß handele. Bald genug würde die Ankunft der Kaiserin Marie Louise beweisen, in welchem guten Vernehmen er mit seinem Schwiegervater stehe. Zugleich aber ließ er im Geheimen den Versuch machen, seinen Sohn, den kleinen ehemaligen König von Rom, aus Schönbrunn zu entführen. Dieser Plan war so verschmitzt angelegt, daß er erst im Augenblick der Ausführung scheiterte. Den europäischen Mächten wollte er glauben machen, daß er bereit sei, den Pariser Frieden zu erfüllen und mit Jedermann in Frieden zu leben. Seine Eilboten wurden aber am Rhein angehalten, ihnen ihre Schriften abgenommen und sie zurückgesandt. Die Achts-Erklärung der Monarchen ward in vielen Exemplaren nach Frankreich gesandt; anfangs suchte Napoleon sie zu unterdrücken; als dieses aber nicht mehr möglich war, erklärte er sie in den öffentlichen Blättern geradezu für untergeschoben, Fouché hingegen bezeichnete sie in einem an den Minister-Rath erstatteten Bericht ebenfalls für unächt, wenigstens für sehr verdächtig, auf jeden Fall als auf falsche Voraussetzungen gegründet.

Die verbündeten Mächte setzten eine Kommission nieder, welche folgende drei Fragen untersuchen sollte:

a) hat sich das Verhältniß Napoleons gegen die europäischen Mächte durch den ersten Erfolg sei-

ner Unternehmung, oder durch das seit seiner Ankunft in Paris Vorgefallene geändert?

b) Kann sein Anerbieten, den Pariser Vertrag zu bestätigen, in den Maßregeln der Mächte eine Veränderung hervorbringen?

c) Ist es nöthig, eine neue Erklärung zu erlassen?

Die Kommission beantwortete diese drei Fragen, in einer die politischen Verhältnisse der europäischen Mächte gegen Frankreich betrachtenden und entwickelnden Schrift, verneinend, und dieses Aktenstück ist als das eigentliche Kriegs-Manifest gegen Napoleon und Frankreich zu betrachten. So war denn der Krieg erklärt. —

Gleichzeitig mit dem Könige, welcher nach Berlin reisete, um die Rüstungen zu beschleunigen, waren die Kaiser von Rußland und Oestreich von Wien abgegangen und hatten sich zu Schwarzenberg in das Hauptquartier nach Heidelberg begeben. Am 1. und 2. Juni marschirten auch die Garden von Berlin ab, und ihnen folgte am 22. Juni der König, beide aber kamen zu spät auf dem Schlachtfelde an, weil bereits damals alles abgethan war.

Napoleons Rüstungen hatten in Frankreich nicht den schnellen Fortgang, welchen er wohl gewünscht hatte; es fehlte ihm nicht an Menschen, auch nicht an geübten Kriegern, wohl aber an Waffen, Kriegsgeräth, Pulver, Kanonen und Pferden. Allein die großen Waffen-Fabriken des Reichs und die See-Arsenale lieferten vieles, die Gensd'armerie mußte

ihre Pferde an die Kavallerie abgeben, und die Postpferde wurden vor die Kanonen gespannt. Alle Männer vom zwanzigsten bis sechzigsten Jahre sollten in die errichteten National-Garden treten. Die Festungen wurden in Vertheidigungs-Zustand gesetzt, die Grenz-Päße mit Verschanzungen, die Straßen mit Verhauen versehen, und zum Schutz von Paris die Höhen des Montmartre und von Mesnilmontant mit Schanzen befestigt, in welchen 300 Kanonen aufgestellt waren. Er wollte indessen nicht eher den Kampfplatz betreten, bis seine Rüstungen gehörig vorgeschritten waren, aber sein Schwager Murat, König von Neapel, sollte ihm von einer andern Seite Luft schaffen. Dieser verdächtige und doppelzüngige Bundesgenosse der übrigen europäischen Mächte, hatte die Fortdauer seines Throns nicht dem guten Willen der vereinigten Monarchen, sondern dem Zusammentreffen von zufälligen Umständen zu danken gehabt. Nur Frankreich hatte ihn noch nicht anerkannt. Schon im Februar, von Napoleons Vorhaben unterrichtet, hatte er bei Oestreich angesucht, ihm zu gestatten, daß er eine Armee durch Ober-Italien nach Frankreich senden dürfe, um Ludwig XVIII. zu nöthigen, daß er ihn als König anerkenne. Sein Antrag ward indessen verworfen und die östreichschen Truppen in Italien wurden ansehnlich verstärkt, um allenfalls Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Am 5. März, als er die Nachricht von Napoleons Flucht erhalten hatte, erklärte er zwar den Gesandten Oestreichs und

Englands noch, daß er unverändert dem System der Alliance treu bleiben werde, schickte aber zugleich einen Adjutanten an Napoleon, um ihn seines Beistandes zu versichern. Als er aber die Nachricht von dessen Einzug in Paris erhielt, warf er die Maske ab, erklärte dem Pabste, daß er die Sache Napoleons als die seinige ansehe, und verlangte den Durchmarsch der Truppen durch das päbstliche Gebiet, mit der Versicherung, daß er Seine Heiligkeit in Ihrer Hauptstadt nicht stören wolle. Der Pabst protestirte dagegen und zog sich, als Murat dennoch vorrückte, nach Florenz zurück. Die Oestreicher erklärten nunmehr unumwunden, daß sie sich im Zustande des Krieges mit Neapel befänden und zogen ihre Truppen zusammen. Joachim rückte mit seinem 60,000 Mann starken Heer gegen den Po vor, und verstreuete unter die Lombarden, welche mit ihrem neuen Verhältnisse eben so unzufrieden, wie mit dem vorigen waren, Proclamationen, worin er ihnen eine freie Verfassung versprach und sie aufforderte, ihn dahin zu unterstützen, daß alle Italiener von einem Haupt, nämlich von ihm, beherrscht werden und Italien ein Reich ausmache; allein sie trauten ihm, dessen Ehrgeiz und Habsucht sie kannten, nicht, sie verachteten sein Heer, das bei ihnen als feig und treulos galt, und fürchteten die Uebermacht Oestreichs, dessen Truppen sich täglich vermehrten. So scheiterte denn im Wesentlichen sein Entwurf, gegründet darauf, daß sich ganz Italien mit ihm erheben und ihm zuströmen würde, indem

er bei den Lombarden keinen Anklang fand, dennoch warf er die Oestreicher zurück, bemächtigte sich Modena's und vertrieb den Pabst und den Großherzog aus Florenz, welche nach Genua sich wandten. Schon träumte er, Herr von ganz Italien zu sein. Nun aber ergriff der östreichische General Frimont die Offensive; nach verschiedenen lebhaften Gefechten ward Murat von Position zu Position zurückgetrieben, der Rückzug seiner Armee artete bald in eine wilde Flucht aus und endete mit der gänzlichen Auflösung derselben. Er selbst floh in der Nacht vom 20. Mai nach Ischia, um sich nach Frankreich zu begeben. Zwei Tage später ward Neapel von den Oestreichern für Ferdinand IV. in Besitz genommen und Murats Reich hatte ein Ende.

Dieser leichte Sieg gestattete nun den Oestreichern eine freiere Wirksamkeit und begünstigte die Ausführung der Entwürfe, welche die Verbündeten eben ausführen wollten, denn inzwischen hatten die Heere ihre Bestimmung an den Grenzen Frankreichs erreicht. Der Kriegs-Plan war dem des vorigen Jahres ähnlich; es sollten vier Kriegsheere von mehren Seiten in Frankreich einrücken und auf Paris vordringen. Das Heer, welches aus den Niederlanden kam und Paris am nächsten stand, sollte so lange vertheidigungsweise verfahren, bis die übrigen in gleicher Nähe von der Hauptstadt vorgedrungen wären.

Am weitesten nördlich, zwischen der Schelde und Sambre, bei Ath, Mons und Nivelles, stellte sich

Wellington mit der niederländischen Armee, aus den Engländern, Hanoveranern, Braunschweigern und Niederländern bestehend, auf; ihm reichte Blücher, mit der niederrheinischen, aus vier preußischen Armee-Korps zusammengesetzten Armee, die rechte Hand. Diese Armee war zwischen Binch, Charleroi und Cimey, hinter der Sambre und auf der rechten Seite der Maas, zusammengezogen; dann war eine große Lücke, welche die Russen, unter Barclay de Tolly, am Mittelrhein einnehmen sollten, die aber, weil sie so schnell, ohngeachtet aller Eilmärsche, nicht wieder zurückkehren konnten, für's erste unausgefüllt blieb. Der Oberrhein, von Mannheim bis zum Bodensee, war Schwarzenbergs Obhut anvertraut, welcher dort ein kampflustiges Heer, bestehend aus Oestreichern, Hessen, Baiern, Würtembergern und Badenern, befehligte. Die Schweiz wollte neutral sein und hatte zur Behauptung ihrer Neutralität 36,000 Mann aufgestellt. Durch Ober-Italien rückte, unter Frimonts Leitung, die Alpen-Armee heran.

Nach den Aufstellungen auf dem Papier sollten im Ganzen eine Million Streiter sich auf Napoleon stürzen, indessen war noch nicht die Hälfte auf dem Kampf-Platze angelangt, und ein großer Theil entweder noch nicht schlagfertig, oder in den festen Plätzen vertheilt.

Wahrscheinlich war Napoleons Absicht, in den Süden von Deutschland zuerst einzubrechen. Die Eile, mit welcher Murat vordrang, um sich mit ihm

zu verbinden, läßt auf Verabredungen zwischen beiden schließen, nach welchen der Hauptschlag hier geschehen sollte.

Allein das Glück begünstigte den Kühnen nicht, und so änderte Napoleon seinen Entschluß und griff im Norden die Engländer und Preußen an, weil sie zunächst an Paris standen und ihm die gefährlichsten seiner Gegner schienen. Hatte er sie geschlagen, so gewährten ihm die Oestreicher einen leichtern Kampf.

Unter dem Namen des Nord-Heeres zog Napoleon im Anfang des Juni hinter den Festungen Valenciennes, Maubeuge und Philippeville eine Armee zusammen, die er selbst befehligen wollte; hinter dieser stand die Reserve, bestehend aus sämmtlichen Garden, es waren 150,000 Mann mit 400 Stück Kanonen, ein muthvoll, trefflich gerüstetes Heer. Neben dieser stand die Mosel-Armee, unter Gerard, dann die Rhein-Armee im Elsaß, unter Rapp, hiernächst die Alpen-Armee bei Grenoble; außerdem waren noch Beobachtungs-Korps in den Pyrenäen, bei Toulon und in der Vendée aufgestellt.

Napoleon verließ am 12. Juni Morgens 4 Uhr Paris, nachdem er sich noch zuvor auf dem Maifelde mit seinem Volke förmlich verbrüdert hatte, hielt am 14. Juni Revue über die Nord-, Ardennen- und Mosel-Armee, und erließ dann einen Aufruf an sein Heer, welches voll Erbitterung nach Kampf und Rache dürstete. Es war am 15. Juni, dem Jahrestag der Schlacht von Marengo, als Napoleon auf zwei Stra-

ßen über Thuin und Charleroi gegen die Sambre vorrückte. Die niederländische und niederrheinische Armee standen noch in weitläufigen Kantonnirungen, denn man wollte den Feldzug erst am 1. Juli eröffnen. Er wandte sich zuerst gegen Blücher, weil er dessen Charakter und den des Wellington richtig beurtheilte. Griff er letztern zuerst an, so war er gewiß, daß Blücher ihm zu Hülfe eilen würde, und wenn auch nur zwei Bataillone ihm zur Verfügung gestanden hätten; griff er hingegen Blüchern an, so würde ihm der bedächtige Wellington gewiß nicht eher zu Hülfe gekommen sein, als bis er alle Truppen gehörig versammelt hätte, und bis dahin konnte Blücher schon geschlagen sein. Der Verfolg hat gezeigt, wie richtig er beide Feldherren beurtheilt hatte.

General Ziethen hatte die Avantgarde, und sobald er den Feind vorrücken sah, suchte er den Uebergang über die Sambre zu vertheidigen, aber sich auch nach Fleurus, dem bestimmten allgemeinen Sammel-Platz des Heeres, zu wenden. Napoleon erzwang indeß den Uebergang und mit diesem die Möglichkeit, das Blücher'sche Heer von dem Wellington'schen zu trennen. Die Franzosen hatten bedeutende Fortschritte gemacht, denn ihr Hauptquartier war bereits am Abend in Charleroi und Napoleons Garden standen gegen Fleurus.

Blücher sah die Gefahr ein, die ihm drohte, indem sich Napoleon allein auf ihn stürzte, er rief seine übrigen Korps zusammen und ersuchte Wellington

um Unterstützung. Am Morgen des 16. Juni hatte er drei Armee-Korps am Ligny-Bach zusammen, nur das vierte unter Bülow, welcher zu entfernt bei Lüttich stand, konnte nicht herankommen. Man macht Wellington wohl nicht mit Unrecht den Vorwurf, daß er nicht zu Hülfe eilte, sondern, die Nachricht von dem Vorrücken der ganzen französischen Armee für ein Mährchen haltend, in Brüssel einen Ball besuchte, auf welchem er in der Nacht die zweite dringende Mahnung Blüchers, ihm zu Hülfe zu eilen, erhielt. —

Dieser hat ihm am 18. Juni nicht Gleiches mit Gleichem vergolten. Blücher war am 16. zweifelhaft, ob er die Schlacht mit einem bei weitem überlegenen Feinde annehmen, oder die Verbindung mit den Engländern aufgeben und sich nach dem Rhein zurückziehen, oder die Verbindung mit dem Rhein verlassen und sich den Engländern anschließen sollte. In der Rücksicht, daß er 80,000 Mann, und zwar Preußen, befehligte, daß am Abend Bülow ihm zu Hülfe kommen, und wenn die Sache schief ablief, ihn aufnehmen konnte, daß er die Franzosen aufhielt und hierdurch Wellington Zeit verschaffte, seine ebenfalls sehr zerstreuten Truppen zu sammeln, und mit der Hoffnung auf die Unterstützung von 20,000 Mann, welche ihm dieser versprochen hatte, beschloß er, zu schlagen. —

Napoleon zog gegen ihn und sandte Ney ab, die Engländer bei Quatre-bras festzuhalten, wo die

Straßen von Charleroi, Namur, Nivelles und Brüssel zusammen kommen. Eine Reserve blieb bei Frasnes stehen, welches zwischen Ligny und Quatre-bras liegt, damit Napoleon oder Ney, wer ihrer zuerst bedürfte, sich ihrer bedienen konnte. Nachmittags 3 Uhr entspann sich der Kampf. Das preußische Heer stand mit dem rechten Flügel unter Ziethen zwischen Bry und Sombref, und mit dem linken unter Thielemann zwischen Sombref und Bitry, vor sich den Ligny-Bach und die stark besetzten Dörfer St. Amand, Ligny und Tongrines. Die Franzosen unter Vandamme griffen St. Amand stürmend an, um den rechten Flügel der Preußen zu umgehen. Der Kampf wogte in dem Dorfe stundenlang hin und her; St. Amand ward bald gewonnen, bald wieder verloren, doch sah Napoleon ein, daß er hier nicht durchdringen könne, und wendete nunmehr alle seine Streitkräfte auf Ligny, welches vor der Mitte der preußischen Schlachtordnung lag. Gerard mußte hier den Angriff machen, welcher noch viel heftiger, wie bei St. Amand war. Blücher hatte sich von Napoleon täuschen lassen, denn als er das Gefecht bei St. Amand abbrach, glaubte er, daß dieser sich auf Fleurus zurückziehen werde, und sandte alle seine Streitkräfte dorthin, um ihn zu verfolgen; hierdurch fehlte es an Mitteln, den Preußen, welche Ligny vertheidigten, Hülfe zu senden. Schon waren alle Truppen im Gefecht. Ligny ward verloren und genommen, der Kampf wüthete hier fürchterlich, und die ersehnte Hülfe von

Wellington blieb aus, ohngeachtet er sie in einer noch am Mittag gehaltenen mündlichen Konferenz wiederholt zugesagt hatte. Er konnte sie nicht senden, weil er bei seiner Rückkehr nach Quatre-bras seine Armee bereits von Ney zu sehr beschäftigt fand. Auch Bülow blieb aus, weil er den ihm ertheilten Befehl mißverstanden hatte und Blüchers zweite Ordre zu spät bekam. Jetzt setzte Napoleon beim Sinken des Tages noch einmal alle Kräfte an, um Ligny zu nehmen; im Sturmschritt griff Gerard das Dorf von vorne an, die Garden durchwateten unterhalb des Dorfs den Bach, die schwere Reiterei unter Milhaud oberhalb desselben, und kamen den im Dorfe fechtenden Preußen in den Rücken. Blücher sammelte einige Regimenter Husaren und Lanciers, die Lust, selbst einzuhauen, wandelte ihn an, er setzte sich an deren Spitze und warf sich auf die feindliche Kavallerie. Sie empfing ihn mit einer Salve aus dem Karabiner, wodurch sein Pferd tödtlich, dasjenige seines Adjutanten Nostitz aber gleichfalls in den Hals verwundet ward; der Angriff der preußischen Kavallerie mißlang; beim Zurückreiten bemerkte Nostitz die gefährliche Verwundung des Pferdes, welches Blücher ritt, und bat ihn, zu eilen, um seine Person in Sicherheit zu bringen, indem er jeden Augenblick das Niederfallen des Rosses besorgte. Auf einmal machte das Pferd convulsivische Bewegungen, und indem Blücher rief: „Nostitz, ich bin verloren!“ stürzte er mit demselben zusammen. Nostitz sprang vom Pferde,

entschlossen, ihn zu vertheidigen oder sein Schicksal zu theilen. In diesem Augenblicke sprengten die feindlichen Küraſſiere bei ihnen vorüber, so daß ſie das Pferd des Adjutanten berührten. Die schwer gerüsteten Reiter wagten wohl nicht abzusteigen und ſie auszuplündern, weil die Preußen noch zu nahe waren. Da sammelten sich die Letztern, warfen die Küraſſiere zurück, welche zum zweitenmal bei Blücher vorbeisprengten, und der Feldmarschall ward gerettet. Dem ersten Reiter, der sich nahte, befahl Noſtitz, sein Pferd abzugeben und den Feldmarschall mit Hülfe einiger Kameraden unter dem todten Pferde hervorzuziehen. Mit Mühe konnte man ihn bewegen, dieſes Pferd zu beſteigen, denn er war zu betäubt, um das Gefahrvolle ſeiner Lage einzuſehen; kaum aber hatte er den Fuß in dem Bügel, als die Preußen wiederum geworfen wurden und der Feind ſich mit ihnen faſt zugleich näherte. Der Fürſt eilte zur nächſten Infanterie, welche ihn aufnahm.

Welche Wendung hätten die Welt-Begebenheiten genommen, wenn Blücher gefangen ward. Er ſelbſt ſchauderte ſpäter vor dem Gedanken zurück, ſich im Triumph in Paris eingeführt zu ſehen.

Die Schlacht war verloren, denn das Centrum der Preußen war durchbrochen, indeſſen weder Blüchers, noch ſeiner Preußen Muth. Vierzig Kanonen waren in die Hände der Feinde gefallen und an 20,000 Mann todt, bleſſirt oder gefangen. Hätten die Franzoſen den Sieg ſo verfolgt, wie Blücher es

zwei Tage später that, so würde der Verlust noch größer geworden sein. Gneisenau führte die Truppen zurück, denn Blücher war zu sehr beschädigt, um noch thätig sein zu können.

Er lag am Abend auf einer Schütte Stroh in einer Hütte, wo Gneisenau die Ordonnanz-Offiziere abfertigte, welche die Nachricht von der verlorenen Schlacht an den König und an die andern Truppentheile überbringen sollten. Ein Chirurgus wollte ihm die zerschlagene Seite einreiben, — „was hat Er, Pflasterkasten?" fragte Blücher. „Spirituosa, Ew. Durchlaucht!" war die Antwort. „Scheer' Er sich zum Teufel!" erwiederte Blücher, „ich brauche inwendig Spirituosa!" und so ließ er sich eine Flasche Champagner reichen, und indem er trank, sagte er zu dem an den König abgehenden Offizier, welcher fragte, ob der Fürst noch mündliche Bescheide an Se. Majestät zu ertheilen habe:

„Sagen Sie, wir hätten Schläge gekriegt, wir „müßten es wieder gut machen, — mit mir hätte „es auch nichts zu sagen, denn Sie hätten gese„hen, daß ich schon wieder kalt nachgetrunken „habe."

Während Blücher so mit Napoleon focht, bestand Wellington einen nicht minder heißen Kampf bei Quatre-bras mit Ney. Auch er hatte denselben Fehler gemacht, wie Blücher, nämlich seine Truppen in zu ausgedehnten Quartieren verlegt. 7000 Mann, unter dem Prinzen von Oranien, reichten eben hin, die

Franzosen aufzuhalten, bis die Braunschweiger und zwei englische Divisionen auf dem Schlachtfelde ankamen. Wellington hatte die Absicht gehabt, Blüchern Hülfe zu senden, aber er konnte die Truppen nicht entbehren. Wüthend war der Kampf. Der Herzog von Braunschweig war bereits geblieben und der Prinz von Oranien verwundet, als die Ankunft der braunschweigschen Artillerie dem Gefechte eine für die Alliirten günstigere Wendung gab. Nun wollte sich Ney der bei Frasnes aufgestellten Reserve bedienen, aber zu seinem Unglück war sie nicht mehr auf jener Stelle, sondern Napoleon hatte sie zu sich berufen, und als er sie bei St. Amand nicht brauchte, zurückgesandt. Ueber dieses Hin- und Hermarschiren war dieser bedeutende Heerhaufen nutzlos geblieben. Ney konnte nur das Schlachtfeld, ohne einen entscheidenden Sieg erfochten zu haben, behaupten. So endete die Doppelschlacht des 16. Juni. —

Die Stellung hinter dem Defilee von Wavre, und die Ruhe und der gute Muth des Feldmarschalls brachte die Preußen schon wieder am folgenden Tage, den 17. Juni, in Ordnung. Blücher erließ einen Parole-Befehl, worin er die Truppen lobte und damit schloß:

„Ich werde Euch wieder vorwärts gegen den „Feind führen, wir werden ihn schlagen, weil „wir ihn schlagen müssen!“

Zugleich hatte sich auch Bülow genähert, und durch ihn war der erlittene Verlust ersetzt, und die

Armee wurde so stark, wie sie am 16. Juni gewesen war.

Am 18. war Blücher schon wieder zu Pferde; man wollte ihm Einreibungen machen, indessen er verweigerte solches, mit dem Beifügen: Es sei einerlei, ob er einbalsamirt oder nicht, aus der Welt gehe. Wellington meldete ihm, daß er die Schlacht heute annehmen werde, wenn Blücher ihm mit zwei Armee-Korps zu Hülfe kommen wollte; dieser entgegnete: nicht blos mit diesen, sondern mit seiner ganzen Armee! Es regnete am Morgen stark, — „da sind die Alliirten von der Katzbach!" sagte er, „wir sparen heute dem Könige das Pulver!" So befahl er den Aufbruch, indem er das dritte Armee-Korps unter Thielemann zurückließ, um die Stellung von Wavre zu vertheidigen, wenn ein feindliches Korps vordringen sollte, sonst sollten nur einige Bataillone stehen bleiben und der Ueberrest des Korps ihm folgen, und dieses war sehr zweckmäßig, weil Napoleon das ganze Grouchy'sche Korps zur Verfolgung der Preußen beordert hatte, in dem Wahn, daß dieses genüge, die geschlagenen Preußen nach dem Rhein zu treiben. Er selbst marschirte links ab, um die Engländer bei Braine la Leud und Mont St. Jean anzugreifen. Eben so machte es Blücher, denn er marschirte auch rechts ab, um sich dem linken Flügel der Engländer anzuschließen. Während Blücher sich ihnen zu nähern suchte und die fürchterlichsten Wege zu passiren hatte, die den Ungeduldigen aufhielten,

und während nun Thielemann dem Vordringen Grouchy's bei Wavre ein Ziel setzte, schlug sich Napoleon und Wellington bei Mont St. Jean mit großer Erbitterung. Beide fühlten die Nothwendigkeit, das Aeußerste zu wagen, der Eine für die Rettung Europa's, der Andere für die eigene Wohlfahrt, denn sein Schicksal und das seines Reiches hing hievon ab. Auch rücksichtlich der Talente hielten sich beide Feldherren die Wage. Napoleon ungestüm, kühn, furchtbar, kriegserfahren und jeden Fehler seines Gegners benutzend; Wellington ruhigen Bluts, alle Gelegenheiten zu seinem Vortheil wohl erspähend, und dem Zufalle nichts überlassend, sondern jede Maßregel wohl erwägend. Um Mittag eröffnete sich der Kampf bei Hougomont, auf dem rechten Flügel der Franzosen. Um 3 Uhr suchte Napoleon das englische Centrum zu durchbrechen, aber umsonst. Mit Sehnsucht schaute Wellington nach Blüchern aus, denn beinahe war seine Kraft gebrochen. Aber Blücher konnte um der beschwerlichen, vom Regen verdorbenen Wege willen das Defilee von St. Lambert nicht so schnell passiren und ihm zu Hülfe eilen.

Er war beim vierten Armee-Korps und rief seinen Leuten zu:

„Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, „es geht nicht, aber es muß gehen! Ich habe es „meinem Bruder Wellington versprochen, ich „hab' es versprochen, hört Ihr's wohl! Wollt „Ihr, daß ich wortbrüchig werden soll?"

Nach dem Plan sollte das vierte und zweite Armee-Korps sich im Walde von Frichemont verdeckt aufstellen, um dem Feinde zu einem geeigneten Zeitpunkt in den Rücken fallen zu können. Das erste Armee-Korps sollte aber den Feind in der rechten Flanke angreifen; aber erst um 5 Uhr kamen die ersten Brigaden des vierten Armee-Korps in dem Versteck an.

Wellington hatte wie ein Löwe mit 80,000 Mann gegen 150,000 gekämpft, aber der Augenblick der Entscheidung war eingetreten, und Blücher beschloß jetzt, mit den Truppen, die nun eben bei der Hand waren, aus dem Walde von Frichemont hervorzubrechen und den Feind in dem Rücken des rechten Flügels anzugreifen; das Dorf Planchenoit war der erste Punkt, der genommen werden mußte. Anfangs glaubte Napoleon, daß Grouchy ihm zu Hülfe eile, aber bald erkannte er seinen Irrthum und daß die aus dem Walde hervorbrechenden feindliche Truppen wären. Er stellte den Preußen seine Reserve entgegen, und das Gefecht stand hier eine Zeit lang und ward gegen die Engländer mit erneuerter Kraft fortgesetzt. Jetzt erhielt Blücher die Nachricht, daß Thielemann einen harten Stand in seinem Rücken hätte, indem er von Grouchy sehr gedrängt ward. Indessen machte ihn dieses nicht irre; war der Sieg hier gewonnen, so kam es auf den Verlust bei Wavre nicht an. Immer neue Truppen rückten in das Feuer, die Franzosen fochten wie Verzweifelte; schon kämpfte das

ganze vierte und zweite Armee-Korps. Die Glycke war 8 Uhr und noch stand die Schlacht, da kam auch das erste Armee-Korps bei dem Dorfe Smonheim auf seinem Angriffs-Punkte an, und nun war es um den Feind geschehen. Von drei Seiten war der rechte Flügel des Feindes angegriffen, mit Sturmschritt und unter Trommelschlag ging es vorwärts, und zugleich setzte sich die ganze englische Linie gegen ihn in Bewegung.

Einen herrlichen Anblick bildeten die Angriffsseiten der Preußen, das Terrain war terrassenmäßig erhoben, so daß sich mehrere Reihen Geschütz-Feuer übereinander entwickelten, zwischen welchen die Truppen brigadenweise in das Thal in schönster Ordnung herabstiegen, während aus dem dahinterliegenden Walde immer neue Truppenmassen hervorbrachen.

Anfangs zogen sich die Franzosen noch in leidlicher Ordnung zurück, als aber Planchenoit, welches im Rücken des rechten Flügels lag und von den französischen Garden vertheidigt war, durch die pommersche Landwehr gestürmt und genommen ward, da lösete sich der Rückzug in eine wilde Flucht auf.

Blücher befahl nun, den Feind zu verfolgen und hiezu den letzten Hauch von Menschen und Pferden aufzubieten; und so geschah es auch. Die ganze Armee lösete sich auf, selbst Napoleon wäre um ein Haar gefangen worden, denn er entrann nur, indem er mit Zurücklassung von Hut und Degen aus dem Wagen sprang und sich zu Pferde rettete; die Nacht

begünstigte sein Entkommen. Die ganze Umgegend war mit Kanonen, Wagen, fortgeworfenen Waffen u. s. w. bedeckt. Die Beute war unermeßlich, selbst Napoleons Kaiser-Mantel, seine Orden, seine Diamanten und sein Silbergeräth fielen den Siegern in die Hände.

Die Engländer hatten wie die Löwen gefochten, 10,000 Todte und Verwundete, worunter 700 Offiziere und unter diesen viele Generale, deckten das Schlachtfeld, aber die Ankunft der Preußen zur rechten Zeit half ihnen den Sieg erkämpfen, denn ohne deren Hülfe mußten sie unterliegen.

Blücher sandte sofort den Oberst Thiele mit der Nachricht des Sieges an den König, der ihn schon auf der Reise traf.

Bei dem Meierhofe Belle-Alliance hatte Napoleon sich während der Schlacht aufgehalten und von hier aus dieselbe geleitet. Hier trafen Blücher und Wellington am Abend zusammen, und daher heißt die Schlacht bei den Preußen die von Belle-Alliance, die Engländer nennen sie von Waterloo und die Franzosen von Mont St. Jean.

Bei Wavre war der Kampf zwischen Grouchy und Thielemann auf das Hitzigste geführt worden. Der heftige Widerstand des letztern machte den erstern glauben, daß er nicht blos mit einem Korps, sondern mit dem größten Theil der preußischen Armee zu thun hätte. Erst am 19. Morgens gelang es Grouchy, seinen Gegner zum Rückzuge zu zwingen,

indem er bei Limale den Uebergang über den Fluß erzwungen hatte und Thielemann sich umgangen sah. Sofort setzte sich Grouchy auf der großen Straße nach Brüssel in Marsch, aber hier erfuhr er auch schon die gänzliche Niederlage Napoleons und mußte nunmehr sich auch auf Gemblours zurückziehen.

Jetzt waren alle Blicke auf Paris gerichtet, denn von dem Benehmen der Einwohner dieser Stadt hing nunmehr die Beendigung dieses Krieges ab. Soviel es die Erschöpfung der Krieger zuließ, eilte man, dorthin zu kommen; jede Stunde des Marsches brachte auch neue Trophäen Verwundete und marode Soldaten, so wie ganze Haufen noch wohlgerüsteter Krieger ergaben sich. Besondere Abtheilungen der Preußen unter Prinz August und die Engländer unter Prinz Friedrich von den Niederlanden wurden abgesandt, um die Festungen einzuschließen, von welchen sich Avesne nach einem sechsstündigen Beschießen zuerst ergab, weil eine Granate das Pulver-Magazin in die Luft sprengte.

Napoleon hatte um 3 Uhr vom Schlachtfelde bei Belle-Alliance eine Sieges-Nachricht nach Paris gesandt, am 20. traf er selbst als hinkender Bote mit der Trauerpost ein.

Nach dem öffentlichen, bekannt gemachten Armee-Bericht sollte der Verlust der bereits gewonnenen Schlacht dadurch entstanden sein, daß Uebelwollende geschrieen: „Alles ist verloren! Alles ist verloren! Die Garde flieht, es rette sich, wer kann!“ Dieser

Ruf sollte den panischen Schrecken hervorgebracht haben, welcher sich dem ganzen Heere mittheilte. Uebrigens sammle sich die Armee bereits bei Avesne und Philippeville; indessen war diese Täuschung von keiner Wirkung. —

In Paris versammelten sich sofort die Kammern. Der Marschall Ney deckte in der Versammlung derselben die Unrichtigkeit jener Nachricht auf und sagte unverhohlen: daß die Armee verloren sei und der Feind in wenigen Tagen vor Paris stehen würde. — Die Kammern erklärten sich jetzt, auf Lafayette's Vorschlag, für permanent, und jeden Versuch, sie aufzulösen, für Hochverrath. Man forderte die Minister vor die Schranken; an ihrer Stelle kam aber Lucian Bonaparte als kaiserlicher Kommissarius, trug an, die Sitzung in eine geheime zu verwandeln und die Zuschauer zu entfernen, und that alles Mögliche, um die Versammlung günstig für seinen Bruder zu stimmen. Aber Lafayette erhob sich, ihm traten die Besseren bei und erklärten unverhohlen, Napoleon habe das Vertrauen der Nation verloren, sie müßten jetzt für die Rettung des Vaterlandes sorgen. Eine Kommission ward niedergesetzt, um die hiezu dienenden Mittel während der Nacht zu erwägen und am folgenden Morgen Bericht darüber zu erstatten. Die Sitzung ward immer stürmischer, und endlich erklärte Lafayette gerade zu, daß die freiwillige Abdankung Napoleons das einzige Mittel sei, Frankreich zu erhalten. Seine heftigsten Gegner wollten

eine Deputation an ihn absenden, um ihn zur Abdankung zu nöthigen. Andere schlugen vor, einen Ausschuß zu ernennen, der unter den Bedingungen mit den Verbündeten unterhandeln sollte, daß Frankreichs Grenzen unverletzt blieben und die Franzosen die Befugniß behielten, sich eine Verfassung selbst zu geben, welches zuletzt angenommen ward. —

Am folgenden Morgen bestieg der Redner jener ernannten Kommission die Bühne, trug den gefaßten Beschluß vor und setzte hinzu:

> Er zweifle nicht daran, der Kaiser werde das verlangte Opfer bringen, wenn dadurch das Hinderniß, mit den Feinden über die Unabhängigkeit Frankreichs zu handeln, beseitigt werde.

Da erhob sich aber erst recht der Sturm. — Das Wort, welches eine heilige Scheu auszusprechen verhindert hatte, war laut geworden. Von allen Seiten ertönte der Ruf:

> Man müsse den Kaiser im Namen der öffentlichen Wohlfahrt verpflichten, dem Throne zu entsagen; dieses sei der einzige Weg zur Rettung.

Schon wollte sich die ganze Versammlung zu ihm begeben und ihn zwingen: die Thron-Entsagung bestimmt auszusprechen. Mit Mühe erhielten seine Anhänger eine einzige Stunde zur Berathung. Nur eine Stunde Zeit wird Dem vergönnt, der einst die ganze Welt beherrschte. Um Mittag erschienen seine Minister und überreichten der Versammlung

eine Erklärung, nach welcher er in einer pomphaften Sprache sich dem Hasse der Feinde Frankreichs zum Opfer bringt, seinem Sohne unter dem Namen Napoleon II. das Reich abtritt und die Kammern auffordert, eine Regentschaft für den minderjährigen Herrscher zu ernennen.

Die Kammern dankten jetzt Napoleon förmlich für sein Bestreben, Frankreich den Frieden zu geben, durch eine an ihn abgesandte Deputation; aber man hütete sich wohl, dabei Napoleon II. als Kaiser anzuerkennen. Dagegen bildete man unter dem Vorsitz des Minister Fouché, der in jede Farbe sich kleidete und, in jeder täuschend, nie einem Menschen Treu und Glauben hielt, einen Ausschuß, der, von den Tuilerien aus, Frankreich regierte, während Napoleon in dem Palast der Elisäischen Felder mit seinen Freunden noch immer Hof hielt.

Man suchte jetzt die Verbündeten in ihrem Marsche aufzuhalten, um nur Zeit zu gewinnen. Morand, angeblicher Befehlshaber der französischen Arrieregarde von einer Armee, die nicht mehr existirte, schickte von Laon aus einen Parlamentair an Blücher und ließ ihm die Abdankung Napoleons anzeigen und zugleich auf einen Waffenstillstand antragen. Blücher traute dieser Nachricht nicht. Am folgenden Tage erschien eine förmliche Gesandtschaft, bestehend aus Lafayette, Laforet, Pontecoulant, Le Voyer d'Argenson und Sebastiani, und verlangten freies Geleit, um sich nach dem Haupt-Quartier der verbündeten

Monarchen zu begeben und zugleich erneuerten sie die Anträge auf Bewilligung einer Waffenruhe. Blücher erklärte ihnen aber, daß sie sich ungehindert nach Hagenau, wo sich die Monarchen aufhielten, hinbegeben könnten, daß aber vom Aufhören der Feindseligkeiten nicht die Rede sein könne, denn er sei nicht gekommen, um den Frieden zu bringen, sondern das Schwerdt.

Es wäre von höchster Wichtigkeit gewesen, wenn man das Korps von Grouchy, welches am 18. und 19. mit Thielemann kämpfte, hätte einfangen und von Paris abschneiden können; das dritte und ein Theil des zweiten Armee-Korps versuchte solches auch, aber entweder fehlten ihnen die gehörigen Nachrichten, oder sie waren zu ermüdet, oder Grouchy trieb die Furcht mehr, wie jene das Bestreben, ihn zu fangen; genug, er entkam, nachdem die Preußen in einem harten Gefecht bei Namur einen empfindlichen Verlust erlitten hatten. Davoust übernahm das Kommando über das Grouchy'sche Korps und die Trümmer der geschlagenen großen Armee, welche zusammen vielleicht 70,000 Mann zählten, und suchte nun die Nord-Ost-Seite der Stadt zu vertheidigen, indem sich sein Heer vom Montmartre bis zum Gehölz von Vincennes ausdehnte. Diese Stellung war von Napoleon sehr stark befestigt worden. Auf allen Anhöhen erhoben sich starke Werke. Der Flecken St. Denis und die vorliegenden Dörfer waren befestigt und die Garten-Mauern mit Schießscharten versehen.

Dreihundert Kanonen vom größten Kaliber und von Marine-Soldaten bedient, vertheidigten sie.

Am 30. Juni kam Blücher mit seinen Preußen dort an. Er hatte so geeilt, daß er Wellingtons Heer um zwei Tagemärsche voraus war. Davoust forderte ihn, unter Berufung auf Napoleons Thron-Entsagung, nochmals auf, einen Waffenstillstand einzugehen, indem er ihm ein Schreiben des Herzogs von Albufera (Suchet) mittheilte, nach welchem dieser schon in Savoyen mit den Oestreichern über die Waffenruhe sich geeinigt hatte. Er machte ihn auf die große Verantwortlichkeit aufmerksam, welche er übernähme, wenn er nicht dem Blutvergießen Einhalt thäte. Blücher, der aber überzeugt war, daß nur der Frieden dauerhaft abgeschlossen werden könne, wenn Paris besiegt sei, entgegnete ihm kalt und entscheidend, daß Napoleon nur bedingungsweise zu Gunsten seines Sohnes entsagt habe, daß der Beschluß der verbündeten Mächte aber alle Mitglieder seiner Familie vom Throne ausschlösse. Davoust möchte nicht Paris in's Unglück stürzen und dessen Verwünschungen so wie die von Hamburg auf sich laden. Nur in Paris könne ein Waffenstillstand zu Stande kommen. Bald sah aber Blücher ein, daß Paris von dieser Seite ohne ungeheures Blutvergießen nicht zu nehmen sei. Er kam daher mit seinem Waffengefährten, den Engländern, dahin überein, daß diese vor Paris auf dieser Seite stehen bleiben und das französische Heer festhalten sollten, wogegen

sich die Preußen auf das linke Ufer der Seine begaben, dort die Zufuhr der Stadt abschneiden und versuchen wollten, von der Südseite die Stadt zu erobern. Der Oberst v. Colomb mußte sich sofort bei St. Germain der Seine-Brücke bemächtigen und die Armee ging über den Strom. Sobald dieses Davoust bemerkte, so sandte er Vandamme den Preußen auf der linken Seite des Stromes entgegen. Diese waren bereits bis Versailles vorgerückt, und hier war es, wo der General Sohr mit zwei Husaren-Regimentern, dem brandenburgischen und pommerschen, in einen Hinterhalt fiel; er wollte sich nach Versailles zurückziehen, aber fand auch dieses schon besetzt; dort sank er schwer verwundet, und seine Truppen wurden theils gefangen, theils auseinander gesprengt. Am 2. Juli nahm man nach einem blutigen Gefecht, welches erst um Mitternacht endete, zuvörderst Sevres mit Sturm, wo jedes Haus gleich einer Festung vertheidigt ward, und dann Issy. Die Franzosen zogen sich nach Vaugirard zurück. Wellington unterstützte diese Operationen treulichst, indem er die Franzosen auf der Nordseite der Stadt festhielt, so daß sie sich nicht gegen Blücher wenden konnten.

Am 2. Juli machte Davoust einen neuen Antrag. Er sagte: Die Kriegsmacht wolle sich unter der Bedingung der allgemeinen Begnadigung Ludwig XVIII. unterwerfen. Aber auch dieser Vorschlag ward nicht angenommen, man wieß ihn an die Entscheidung des

Königs, und beſtand von preußiſcher Seite auf die Räumung von Paris und auf den Rückzug der franzöſiſchen Armee bis hinter die Loire. Aber nur ein neues und ein letztes Blutvergießen konnte die Franzoſen dazu bewegen, ſolches zu thun. Vandamme wollte Iſſy am 3. Juli wiederum mit ſtürmender Hand nehmen, um Paris aus der Verlegenheit zu retten, in welche die immer engere Einſchließung dieſe große Stadt bereits ſetzte; aber Ziethen, der den blutigen Tanz bei Fleurus am 15. Juni eröffnete, beendigte ihn hier, indem er Iſſy mit einem ſolchen Muthe vertheidigte, daß die Franzoſen wohl einſahen, ein jeder Widerſtand ſei hier unnütz und der Fall von Paris unvermeidlich. Vandamme zog ſich zurück, und nun traten der franzöſiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Bignon, der Präfekt von Paris Bondy und der Chef des General-Stabes der Armee Guilleminot mit den preußiſchen Kommiſſarien General Müffling und dem engliſchen Oberſt Harwey in St. Cloud zuſammen und ſchloſſen die Konvention wegen Räumung von Paris in der Nacht vom 3. auf den 4. Juli ab. Anfangs machten die Franzoſen große Forderungen, z. B. die Befreiung der Stadt von Einquartierung, die Verſchonung des Muſeums als National-Eigenthum u. ſ. w., indeſſen mußten ſie überall nachgeben, denn Blücher ſagte kalt, mit der Pfeife im Munde: „Die franzöſiſche Armee hat Jahre lang in Berlin recht angenehm logirt, jetzt ſoll kein Preuße, welcher mir gefolgt iſt, zurückkommen,

ohne sich rühmen zu können, daß ihn die Pariser gut bewirthet hätten;" und rücksichtlich der geraubten Kunstschätze entgegnete er: „Meint Ihr, daß Ihr uns wieder, wie im vorigen Jahre, um das betrügen werdet, was Ihr aus unsern Schlössern und Kirchen geraubt? Diesmal sollt Ihr uns das nicht vorenthalten, was wir Euch im vorigen Jahre aus Gutmüthigkeit ließen."

Die Konvention kam dahin zu Stande, daß Paris in drei Tagen völlig geräumt sein und binnen acht Tagen sich die französische Armee hinter der Loire befinden sollte. Schon am folgenden Tage wurde St. Ouen, St. Denis, Clichy und Meulin den Verbündeten überliefert, am fünften der Montmartre, am sechsten sämmtliche Barrieren. Die abziehenden Krieger sollten ihr Geschütz, nebst ihren Kassen, Pferden und Gepäck mitnehmen, die National-Garde und die Gensd'armerie sollten den innern Dienst nach wie vor versehen. Die derzeitigen Autoritäten wolle man respektiren, das persönliche und öffentliche Eigenthum, so weit es sich nicht auf den Krieg beziehe, wollten die Verbündeten in Schutz nehmen, die Einwohner in ihren Rechten und Freiheiten nicht beschränken, und die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln nicht stören, sondern vielmehr begünstigen.

Am 7. Juli zogen die Preußen von Süden über die Brücke von Jena, deren Schimpf blutig abgewaschen war, und die Engländer von Norden ein. Der Einzug geschah ohne Prunk, aber ernst, denn Blücher

wollte den Franzosen kein Schauspiel geben. Die Truppen bivouaquirten zum Theil auf den öffentlichen Plätzen und sandten Patrouillen zu Pferde und zu Fuß durch die Straßen, um die Ruhe zu erhalten. Uebrigens wurden sie förmlich einquartirt, und die Pariser empfanden jetzt auch die Last, die ihre Angehörigen so drückend den Preußen bereitet hatten. Der General Müffling ward Kommandant, Blücher nahm sein Quartier in St. Cloud, Wellington in Paris selbst.

So fiel das Babel an der Seine in Jahresfrist zum zweiten Mal, und es war nothwendig, daß solches geschah, um den Uebermuth der Franzosen zu dämpfen. In drei Wochen war der Feldzug beendet, eine einzige Schlacht hatte das stolze Heer zertrümmert, dessen Ueberreste, 50,000 Mann stark mit 70 Kanonen, traurig hinter die Loire zogen. Der Stolz der beiden Feldherren, die den Sieg durch ihre Talente, durch die Tapferkeit ihrer Truppen und ihr treues Zusammenhalten errungen hatten, war, daß ihnen alles das Herrliche gelungen war, ohne Hülfe der Russen, Oestreicher und der übrigen Verbündeten. Zu bewundern war die Haltung der Preußen, die am 16. Juni völlig geschlagen, am 18. schon wieder angriffen und den glänzendsten Sieg erkämpften. Der geschlagene Blücher, welcher seinen Bundesgenossen zu Hülfe eilt und den Feind in der Flanke und im Rücken angreift, der den geschlagenen Gegner so verfolgen läßt, daß er kaum den Fuß zur Erde ruhig

setzen kann, der durch seinen kühnen Uebergang auf das linke Seine-Ufer die französischen Verschanzungen unnütz und hiedurch Paris zu seiner leichten Beute macht, bleibt der Gegenstand unserer höchsten Verehrung. Die Oestreicher, Baiern, Würtemberger hatten inzwischen leichte Gefechte am Rhein gehabt.

Friedrich Wilhelm traf am 27. Juni Nachmittags, von Hanau kommend, im Hoflager der beiden Kaiser zu Speier ein und folgte der Armee nach Hagenau; hier fanden sich auch die französischen Abgeordneten ein, welche Blücher von Laon hergesandt hatte. Indessen mußten sie mit dem Bescheid zurückkehren:

> Daß nur drei Mächte versammelt wären, daß sie vertragsmäßig ohne Englands Beistimmung keinen Frieden abschließen würden, daß aber eine Hauptbedingung die sei, daß Napoleon außer Stand gesetzt werde, die Ruhe Europa's ferner zu stören, und daß man ihn daher ihrer Hut ausliefern müsse.

In dem Oberelsaß, in den Vogesen, der Franche Comté und Burgund erwachte jetzt ein neuer Krieg mit dem bewaffneten Landvolke. Einzelne Soldaten wurden aufgehoben, meuchelmörderisch getödtet, die Straßen waren unsicher, und selbst Weiber und Kinder erlaubten sich die fürchterlichsten Grausamkeiten gegen die oft wehrlosen Soldaten. Es war natürlich, daß Repressalien gebraucht werden mußten, und

hiebei wurden leider Dörfer angezündet und Unschuldige oft mit den Schuldigen bestraft. Dieses war die unausbleibliche Folge dieses unnützen Auflehnens gegen die Sieger. Die Monarchen rückten allmählig mit den Truppen vor. Am 5. Juli waren sie in Nancy. Am 9. Juli brachte ihnen der Rittmeister Fröhlich auf dem Wege nach dem Flecken Boyd bei Toul die Nachricht von der Konvention und der Besetzung von Paris. Begleitet von weniger Kavallerie reiseten sie sofort nach Chalons und St. Dizier, wo auch das vierte russische Armee-Korps eintraf, und am 10. Juli unerkannt nach Paris, wo sie um 9 Uhr Abends ankamen.

Am Tage zuvor war auch Ludwig XVIII. eingezogen; Abtheilungen von National-Garden holten ihn ein, ihn umgaben die königlichen Haustruppen, und die öffentlichen Blätter unterließen nicht, die Fröhlichkeit und Begeisterung zu schildern, welche die Pariser hiebei geäußert haben sollen; aber es war ihnen ganz anders zu Muthe, denn alles, was sie in 25 blutigen Revolutions-Jahren zu erstreben bemüht gewesen, lag nun wieder vernichtet da. Fouché und Talleyrand, einst die Freunde Napoleons, jetzt diejenigen, welche ihn stürzten, wurden sofort, ersterer zum Minister des Innern und letzterer der auswärtigen Angelegenheiten ernannt.

Die Stimmung des Volks und der Armee hinter der Loire war höchst aufgeregt. —

Die verbündeten Monarchen sahen die Nothwendigkeit ein, daß es nur durch Strenge möglich sei, den Geist des Widerspruchs zu bändigen, daher mußten die mehr zurückstehenden Reserven sich nähern, das Land in allen Richtungen durchziehen und die Festungen einschließen oder belagern. Aber der Druck der fremden Krieger war den ruhigen Einwohnern nicht so lästig, wie die Ausschweifungen, welche sich das gänzlich demoralisirte Heer an der Loire erlaubte, wenn gleich auch jene das Wiedervergeltungs-Recht oftmals übten, oder durch die Meutereien und Empörungen, die nicht selten in Meuchelmord ausarteten, gezwungen waren, hart gegen die Unterjochten zu verfahren. Blücher that zwar Alles, um Zucht und Ordnung wieder herzustellen, und befahl seinen Soldaten, die Franzosen mit Ernst und Kälte zu behandeln, aber drohte auch, jede muthwillige Beleidigung hart zu ahnden, und verlangte, daß die Armee sich nicht durch Uebermuth entehren, sondern auch als Sieger sich menschlich und bescheiden betragen möchte. Der Stadt Paris legte er eine Kontribution von 100 Millionen Francs auf, und gern hätte er die Sieges-Säule auf dem Vendomeplatze zertrümmert. Auf jeden Fall sollte die Jena-Brücke in die Luft gesprengt werden, ohne zu bedenken, daß durch die Sprengung der unschuldigen Brücke eben so wenig das Andenken des Tages von Jena ausgelöscht werden konnte, wie dasjenige von Napoleon dadurch, daß man die N. an den öffentlichen Gebäuden überall

auslöschte. Der preußische Gesandte Graf v. Golz bat in Talleyrands Namen um die Schonung der Brücke; aber Blücher war unerbittlich; er erwiederte ihm:

> Ich habe es beschlossen, daß die Brücke gesprengt werden soll, und kann es Ew. Hochgeboren nicht verhehlen, daß es mir recht lieb sein würde, wenn sich Herr Talleyrand vorher darauf setzte, welches ich Ew. Hochgeboren bitte, ihm wissen zu lassen.

Des Königs Ankunft rettete die Brücke, denn sein klarer Blick und sein edles Gefühl ließen ihn einsehen, daß es kleinlich sei, diese Rache auszuüben; dagegen gestattete er, daß alles geraubte deutsche Eigenthum an Kunstschätzen aus den Museen fortgenommen und den Eigenthümern wieder zurückerstattet werden sollte; und hiebei war Blücher sehr thätig.

Nach und nach öffneten die Festungen ihre Thore; es entstanden Spannungen unter den französischen Machthabern selbst, und dieses veranlaßte, daß man sich Ludwig XVIII. unterwarf.

Der erste wichtige Schritt zur Beruhigung des Landes war die Unterwerfung des Heeres an der Loire. Am 17. Juli erließen die Generäle eine Adresse an den König, in welcher sie um das Vergessen des Geschehenen baten und seine Großmuth in Anspruch nahmen. Der letztere bewilligte eine Amnestie, und am 20. Juli wehte die weiße Fahne im Haupt-Quartier zu Bourges. Der zweite war die Entfernung Napoleons aus dem Welttheil, den er zwanzig Jahre

lang in Unruhe, Furcht und Schrecken gesetzt hatte. Er wollte nach Amerika gehen, weil er glaubte, dort noch viel ordnen und schaffen zu können. Zu diesem Zweck verlangte er zwei bewaffnete Schiffe und von Wellington die nöthigen Pässe. Ludwig XVIII. wollte ihm die Schiffe geben, ließ sie auch schon in Rochefort ausrüsten, und drang nur auf seine schleunige Abreise, damit er nur das Heer nicht von Neuem aufregen konnte. Die Engländer versagten ihm aber die Pässe, und der Bellerophon nebst einigen Fregatten kreuzten vor Rochefort, um das Auslaufen der Schiffe zu verhindern. Napoleon wollte heimlich entweichen, aber der Bellerophon und sein Kapitain Maitland hielten gute Wacht. Am 11. Juli bat Napoleon um freien Abzug, aber er erhielt vom Kapitain Maitland die Antwort, daß er die Schiffe in den Grund bohren würde, so bald sie den Hafen verließen. Offenbar waren die Mächte übereingekommen, daß man sich seiner bemächtigen und ihn in einen sichern Verwahrsam bringen wollte, und mit Schrecken mußte Napoleon besorgen, daß er auf der See aufgefangen würde. Als er am 13. Juli nochmals um freies Geleit nach Amerika gebeten hatte, und ihm Maitland solches abermals versagte, dagegen sich bereit erklärte, ihn mit seinem Gefolge nach England hinüber zu bringen, sah er keinen andern Ausweg in seiner bedrängten Lage, als unter dem Schein, als ob er sich freiwillig dem Prinz-Regenten in die Arme würfe, das Recht der Gastfreundschaft

der Engländer für sich in Anspruch zu nehmen. Er schrieb an diesen, berief sich auf den Schutz der englischen Gesetze und begab sich, ohne dessen Antwort zu erwarten, am 15. Juli an Bord. Der Bellerophon mit seiner großen Beute eilte nach England, wo er am 26. bei Portsmouth vor Anker ging. Hier bekam Napoleon zuerst einen Vorgeschmack von seinem künftigen Schicksal, denn sein Schiff ward von vielen Wachtschiffen umringt. Niemand durfte an Bord kommen und weder er noch Jemand von seinem Gefolge an's Land gehen.

Am 30. Juli kam die Entscheidung der verbündeten Mächte über sein Schicksal an; sie lautete dahin:

> Daß er, nach dem Beschluß der verbündeten Mächte, als Gefangener derselben, nach St. Helena, einer felsigen Insel auf der südlichen Halbkugel der Erde, sollte verbannt werden, um dort seine Tage unter strenger Aufsicht der brittischen Regierung, welche es fast unmöglich machte, daß er von Neuem entweichen und Unheil anrichten konnte, zuzubringen.

Vielleicht eignete sich kein Ort besser dazu, ihn aufzubewahren; denn dieses Felsen-Nest, mitten im großen Ocean belegen, hat keine 12 Stunden im Umfange, ist nur an einem Punkte der südlichen Spitze bei genauer Kenntniß des Meeres und Windes zugänglich, allein jede ihrer zahlreichen Batterien bestreicht diesen Landungsort, und schon auf 60 Mei-

len weit erblickt man die heranſegelnden Schiffe. Am 7. Auguſt beſtieg er den Northumberland, welcher ihn am 16. October nach St. Helena brachte.

So verlor Napoleon zum zweitenmal Thron und Reich; ihm folgte Haß und Verwünſchung in jenen fremden Himmelsſtrich, wo er am 5. Mai 1821 ſein merkwürdiges Leben endete. Erſt nach ſeinem Tode hat man das Gute erkannt, was nicht mit ſeinem Willen, aber dennoch durch ihn in der Welt errungen iſt.

Preußen und Friedrich Wilhelm war nun von ſeinem fürchterlichen Feinde befreit. Ludwig XVIII. ſäumte jetzt auch nicht, ſeine wiedererrungene Macht geltend zu machen. Die Pairs der alten Kammer, welche während Napoleons kurzer Regierung von 100 Tagen, von ihm veranlaßt, Sitz in der neuen Kammer genommen hatten, wurden für immer davon ausgeſchloſſen, die Hochverräther verbannt, und ſogar der Oberſt Labédoyère, der zuerſt in Grenoble die Fahne des Aufruhrs aufſteckte und zu Napoleon überging, und der Marſchall Ney, der des Königs Vertrauen entſetzlich gemißbraucht hatte, wurden erſchoſſen.

Die zweite Beſitznahme Frankreichs war für das Land verderblicher als die erſte, denn es war die Erbitterung der verbündeten Truppen, beſonders aber der Preußen, geſtiegen; jetzt übten ſie erſt das Vergeltungsrecht aus; die franzöſiſchen höhern Beamten wurden überall außer Thätigkeit geſetzt, und man

versorgte sich selbst mit allen Bedürfnissen, so gut man konnte, und nahm alles Nothwendige, wo man es fand.

Ludwig XVIII. sah ein, daß er diesem rechtlosen Zustande ein Ende machen müsse, und wandte sich an die verbündeten Mächte, welche sich bereit fanden, seinen Wünschen nachzukommen. Den Truppen jeder Nation ward jetzt ein bestimmtes Arrondissement des Landes angewiesen, und hier die Behörden wieder hergestellt. Es wurden Militair-Gouverneurs ernannt, alle Requisitionen und Kriegssteuern hörten sofort auf und ein in Paris niedergesetzter Ausschuß sorgte mit den französischen Behörden gemeinschaftlich für die allgemeinen Bedürfnisse der Truppen. Blücher ging mit seinen Preußen nach der Normandie und schlug sein Haupt-Quartier in Caen auf, nachdem ihm noch kurz zuvor Friedrich Wilhelm einen eigenen für ihn gestifteten Orden, nämlich ein großes eisernes Kreuz mit goldenen Strahlen, in Diamanten gefaßt, mit folgendem Handschreiben zugesandt hatte:

> Ich wünsche, daß Sie, zum Andenken an Ihre zuletzt erfochtenen Siege, das hiebei erfolgende Zeichen in die Stelle des eisernen Kreuzes erster Klasse tragen mögen. Ich weiß, daß keine goldenen Strahlen den Glanz Ihrer Verdienste erhöhen können. Es ist mir aber ein freudiges Gefühl, die volle Anerkennung derselben auch durch eine äußere Auszeichnung zu beurkunden,

indem ich mir für ruhigere Verhältnisse das Vergnügen vorbehalte, Ihnen noch fernere Beweise meiner stets dauernden Erkenntlichkeit zu geben.

Hauptquartier Paris, den 26. Juli 1815.

Friedrich Wilhelm.

Es ist höchst zweifelhaft, ob dieses herrliche Schreiben mehr den dankbaren König, oder den hoch ausgezeichneten Blücher ehrt. —

Die Hauptstadt blieb von den verbündeten Mächten gemeinschaftlich besetzt, und vorsichtig ward jede Maßregel getroffen, um im Fall des Ausbruchs einer geheimen Verschwörung, die man wohl zu fürchten hatte, den Volksaufstand zu dämpfen. Unruhige Bewegungen äußerten sich überall; der Haß der Königlich- und der Napoleonisch-Gesinnten brach oft in Thätlichkeiten aus. Hierein mischte sich der Religions-Haß, der stets nach Blut dürstet, denn man verfolgte die Nicht-Katholiken als Anhänger des Kaisers.

Die Deutschen, besonders aber die Preußen, hofften jetzt, man werde den Franzosen engere Grenzen setzen und ihnen den Elsaß und Lothringen abnehmen, denn der Krieg, obgleich nicht von langer Dauer, hatte doch Blut und Geld gekostet, und man maß die Forderungen nach demjenigen ab, was die Franzosen als Sieger gewiß begehrt hätten. Allein Rußland und England konnten an diesen Länderabtretungen nicht Theil nehmen, und so ward es Talley-

rand und Fouché leicht, die besorgten Anforderungen abzuwehren. Auch beschied sich Oestreich und Preußen von selbst, weil sich diese Länder während des Krieges am wenigsten deutsch gezeigt hatten, und ihre Treue ohne alle Bürgschaft war; Deutschland konnte die Aufnahme der entarteten Brüder jener Provinzen nicht erfreuen.

Eine Beruhigung erhielten die Völker, indem man ihnen die Kunstschätze wieder gab, die ihnen Napoleon geraubt, und die man den Franzosen bei der ersten Besetzung der Hauptstadt belassen hatte. Die Preußen fingen damit an, ihr Eigenthum zurück zu fordern, und zwar nicht blos dasjenige, was aus den alten Ländern herrührte, sondern auch was aus den Provinzen, die Preußen jetzt wieder erwarb, nach der unersättlichen ehemaligen Hauptstadt entführt war; ihnen folgten alle übrigen Mächte, und nun wurden die Pariser Museen geleert, und die Kunstschätze wanderten über den Rhein und über die Alpen; auch Danzig bekam hiebei sein vortreffliches altes Gemälde: „das jüngste Gericht" wieder.

Mit tiefem Gefühl der Demüthigung schauten die Franzosen diesen Transporten nach. —

Die Verabredungen zu einem allgemeinen Frieden waren schon getroffen; dieses ging aus dem Vertrage hervor, der am 26. September von Alexander, Friedrich Wilhelm und Franz unterzeichnet ward und unter dem Namen der heiligen Allianz bekannt ist. Folgendes ist dessen Inhalt:

Die drei Fürsten, durch unauflösliche Brüderschaft vereinigt, sahen sich von jetzt zu einander als Landsleute und zu ihren Unterthanen und Heeren als Familien-Väter an, und gedachten beide im brüderlichen Geiste so zu leiten, daß Gottseligkeit, Friede und Gerechtigkeit aufrecht erhalten werde. Sie selbst legten als Abgeordnete der Vorsehung, für deren Werkzeug sie sich hielten, hiemit das feierliche Bekenntniß ab, daß die christliche Völkerschaft, von welcher sie und ihre Völker Theile wären, keinem andern Oberherrn angehörte, als dem göttlichen Erlöser, dem Worte des Lebens, in dem alle Schätze der Liebe, Wissenschaft und Weisheit sich fänden. Wer von den Machthabern diesen heiligen Grundsätzen huldige, und durch Befolgung der in ihnen ausgesprochenen Wahrheit das Glück der nur zu lange schon beunruhigten Menschheit fördern wolle, werde als Mitglied des heiligen Bundes willkommen sein.

Die Idee zu dieser ächt philanthropischen Vereinigung ging von dem edlen Alexander aus; nach und nach traten derselben viele Fürsten bei. Die Stifter haben diesen Vertrag treu gehalten bis zu ihrem Tode. Man hat die Urkunde dieses Bundes sehr verschieden beurtheilt. Einige hielten sie für den Ausdruck rein-christlicher Gesinnung, Andere tadelten den schwärmerisch-mystischen Ton, worin sie abgefaßt ist, Einige freuten sich, daß sie so laut ausgesprochen

wurde, Andere begehrten: die Fürsten hätten sie im Herzen pflegen, aber nicht zur Schau tragen sollen. Hier freute man sich der Aussicht auf einen langen, dauernden Frieden, dort spöttelte man, indem man glaubte, daß bald die Habsucht das schwarze Samenkorn der Zwietracht ausstreuen könne. — Der Erfolg hat gelehrt, daß es mit den christlichen, friedlichen Gesinnungen der edlen drei Monarchen ein tiefer Ernst, und der Bund nicht ohne Bedeutung war.

Die preußischen Garden verließen nunmehr Paris am 3. und 4. October. Gleichzeitig kehrten die Oestreicher, Russen und die deutschen Bundes-Truppen, mit Ausnahme des weiter unten zu erwähnenden Beobachtungs-Korps, in ihre Heimath zurück.

Alexander reiste am 28. September, Franz am 29. und unser Friedrich Wilhelm am 8. October um Mitternacht von Paris ab, und überließen ihren Bevollmächtigten den Abschluß des Friedens, dessen Prinzip, nämlich die höchste Mäßigung, aus jener heiligen Allianz hervorging.

Friedrich Wilhelm ging über Maubeuge, Brüssel, Aachen und Wisbaden nach Potsdam, wo derselbe am 17. October anlangte. Sein Freund Alexander besuchte ihn noch am 24. October in Berlin, blieb bei ihm bis zum 7. November, wo auch er seiner Hauptstadt zueilte. —

Die Minister unterhandelten noch hin und her, und endlich kam am 20. November der Friedens-

Vertrag zu Stande. Nach diesem sollte der Umfang Frankreichs so bleiben, wie er im Jahre 1790 war. Nur folgende Abweichungen fanden statt: die Grenze sollte gegen Belgien von Quièvrain denjenigen der alten belgischen Provinzen, des Bisthums Lüttich und des Herzogthums Bouillon folgen, so daß dieses und die Festungen Philippeville und Marienburg außerhalb der französischen Grenzen fielen. Auf der Grenze des Ardennen-Departements und des Herzogthums Luxemburg sollte die Grenze von Villers bei Orval bis nach Perle an der Chaussée von Thionville nach Trier so bleiben, wie sie im Pariser Vertrage vom Jahre 1814 bestimmt war. Von hier sollte sie sich über Launsdorf, Walwich, Schardorf, Nieder-Weiling und Pallweiler, welche Orte französisch blieben, bis Houvre ziehen, dann den alten Grenzen von Saarbrück folgen, so daß Saarlouis den Verbündeten zufiel. Ferner kam zu Deutschland das Land auf der linken Seite der Lauter, mit Einschluß der Festung Landau. Die Stadt Weißenburg mit einem Umkreis von einer Viertel-Meile diesseits des dieselbe durchströmenden Lauter-Flusses blieb französisch. Der Thalweg des Rheins sollte weiter die Grenze bilden zwischen Deutschland und den französischen Departements des Ober- und Nieder-Rheins, und die Brücke zwischen Kehl und Straßburg halb zu Baden und halb zu Frankreich gehören. Ueber das Eigenthum der Rhein-Inseln wollte man sich binnen drei Monaten einigen. Die Festungs-Werke

von Hüningen sollten geschleift und niemals wieder hergestellt werden. Zur Verbindung der Schweiz mit Genf sollte Frankreich einen Theil des Gebietes von Gex abtreten, welches am Genfer See liegt.

Hierauf folgten die nun für Frankreich schmerzlichern Bedingungen wegen der Geld-Entschädigungen für den ohne Veranlassung erneuerten Krieg. Frankreich versprach den verbündeten Mächten 700 Millionen Franken (ungefähr 185 Millionen Thaler) zu zahlen, von welchen mittelst Schuldverschreibungen, die auf den französischen Schatz lauteten, von vier zu vier Monaten 46⅔ Millionen bezahlt und die ganze Schuld in fünf Jahren getilgt werden sollte. Zur Gewährleistung für die Regelmäßigkeit der Zahlung sollte eine Rente von 7 Millionen Franken oder 140 Millionen Grund-Vermögen in das große Buch der französischen Staatsschuld eingetragen und hieraus die etwanigen Rückstände ersetzt werden.

Frankreich selbst war noch immer in Gährung und der Heerd des Partheigeistes. Um die Ruhe des Landes zu erhalten und den König auf seinem Throne zu schützen, sollten 150,000 Mann verbündete Truppen in Frankreich noch mindestens drei Jahre, jedoch nicht über fünf Jahre, in Frankreich stehen bleiben, und es wurden ihnen 17 Festungen und der Brückenkopf von St. Louis eingeräumt. Die Krieger sollten auf Kosten des Landes verpflegt werden und Frankreich zur Bekleidung und Besoldung derselben jährlich 50 Millionen Francs zahlen.

Die Souveränität des Königs von Frankreich über die von den Verbündeten besetzten Bezirke blieb zwar unbeschränkt, auch sollten dessen Truppen die übrigen darin liegenden 26 Festungen besetzen, jedoch wurden die Garnisonen der Zahl der Soldaten nach beschränkt, welche darein gelegt werden durften, und es durfte in denselben nur der nothwendigste Kriegsbedarf an Kanonen und Munition aufgehäuft werden.

Endlich kam es noch auf die Forderungen an, welche Einzelne oder ganze Gemeinden und öffentliche Anstalten an das französische Gouvernement zu machen hatten, und welche man seit dem Pariser Frieden, vermöge allerlei Winkelzüge, die die Franzosen machten, unbefriedigt gelassen hatte. Auch hier ward festgesetzt, welche Ansprüche als begründet angenommen werden sollten, in welcher Art die Bezahlung geschehen und wer das Schiedsrichter-Amt bei vorkommenden Streitigkeiten übernehmen sollte: Endlich ward noch der Beschluß, den Sclaven-Handel wirklich und mit Ernst aufzuheben, erneuert.

Hieran reiheten sich nun die Verträge der verbündeten Fürsten unter sich, von welchen nur für Preußen merkwürdig ist, daß es alles dasjenige bekam, was die Franzosen in den Bezirken der Mosel und Saar abgetreten hatten, namentlich auch die Festung Saarlouis und dasjenige, was auf dem Wiener Kongreß in diesem Bezirk für Oestreich bestimmt war. Dagegen mußte Preußen die Abfindung von Mecklenburg-Strelitz und Oldenburg, des

Herzogs von Coburg, des Landgrafen von Hessen-Homburg und Grafen Pappenheim in diesem Landstrich übernehmen.

Zugleich ward bestimmt, daß Preußen mit Oestreich die Bundes-Festung Mainz, und mit dem König von Holland Luxemburg gemeinschaftlich besetzen sollte.

Von der Geld-Entschädigung erhielt Preußen hundert Millionen Franken, ferner zwanzig Millionen zu den Kosten der Befestigung des Nieder-Rheins und fünfundzwanzig Millionen für die größern Anstrengungen, die es gegen die übrigen Verbündeten gemacht hatte, um den Sieg zu erringen.

Zu dem Heer, welches zur Erhaltung der Ruhe in Frankreich zurückblieb, stellte es 30,000 Mann, und erhielt zu der Besoldung und Bekleidung derselben zehn Millionen siebenhundertundvierzehn Tausend Franken.

Zu diesen vielen Verträgen, welche den 20. November 1815 so merkwürdig bezeichnen, kam noch zuletzt eine Erklärung der verbündeten Monarchen, des Inhalts:

> Um diesen Verträgen für Gegenwart und Zukunft Festigkeit und Dauer zu geben und die bestehende Ordnung der Dinge aufrecht zu erhalten, verpflichteten sie sich, darüber zu wachen,

daß die unterzeichneten Haupt- und Neben-Verträge in ihrem ganzen Umfange treu erfüllt würden, und wollten sie die Grundsätze ihres künftigen Handelns der Welt darlegen. Die Ausschließung Napoleons und seines Geschlechts von dem Throne Frankreichs bliebe künftig ihr Haupt-Augenmerk und ihre höchste Sorge, in Verbindung mit Ludwig XVIII. den Geist der Empörung, der in Frankreich stets in veränderten Gestalten wieder erwachte, mit Kraft zu unterdrücken. Zu diesem Ende bleibe zwar ein bedeutendes Heer in Frankreich stehen; aber sollte dieses angegriffen werden, oder der Kampf sich von Neuem erheben, so verpflichteten sich die Großmächte, jede sofort 60,000 Mann nachrücken zu lassen, und bei zunehmender Gefahr ihre Gesammtkraft aufzubieten und alle Maßregeln zu ergreifen, um die Rückkehr eines ähnlichen, wie des eben erlebten, Unglücks zu verhindern. Zur Erleichterung der Ausführung dieses Uebereinkommens würden die Monarchen von Zeit zu Zeit persönlich selbst berathschlagen, oder Bevollmächtigte senden, um zu erwägen, wie man die Ruhe und Wohlfahrt Europa's am sichersten fördern und bewahren könne.

Von dieser Urkunde ward dem Herzog von Richelieu, Minister Ludwigs XVIII., eine offizielle Mittheilung gemacht, und ihm kluge Vorsicht und

sorgsame Abwägung der Meinungen als das einzige Mittel empfohlen, um die Partheiwuth zu Boden zu drücken. Zugleich ward ihm angezeigt, daß Herzog Wellington das Beobachtungs-Heer zu befehligen bestimmt sei, und der Wunsch hinzugefügt, die französischen Behörden möchten mit ihm in einer steten freundschaftlichen Verbindung durch Briefwechsel bleiben. —

So war denn nun Preußen nicht blos gerettet, sondern hatte einen Glanz errungen, den es nie gehabt hatte. Friedrich Wilhelm, der ritterliche, ward angebetet von seinem Volke, welches mit ihm gelitten hatte und nun im Sieges-Glanze strahlte. Im Jahre 1806 schien Preußen ausgetilgt aus der Reihe der Völker zu sein, jetzt nahm es einen hohen Rang in derselben ein. Aber was hatte dieses Herrliche bewirkt? Nur allein das Band der Liebe und Treue, welches König und Volk so eng und fest umschloß, geknüpft durch den edlen Charakter des Königs, durch seine Weisheit und seine Sorge für sein Volk, und befestigt durch gemeinsam erduldete Leiden. Je höher das Unglück stieg, je inniger schlossen sich Beide an einander, und als die Stunde der Befreiung schlug, als der König die Söhne seines Landes rief, da kamen sie alle und folgten ihm in den schweren Kampf für Freiheit und Selbstständigkeit. Sie scheuten kein Opfer, und Blut und Leben, Geld und Gut brachte sein Volk willig dar, und als

der Sieg errungen war, so dauerte das Diamanten-Band der Liebe und Treue in reinster Klarheit fort, und wird auch künftig stets Preußens König und sein Volk innig und unauflöslich verbinden! — So geschehe es! —

Dritter Abschnitt.

Die Zeit des Friedens.

Der Sturm war vorüber gegangen, des Friedens Sonne lächelte jetzt mild, und Friedrich Wilhelm war nunmehr ernstlich bedacht, die Segnungen derselben seinem Volke heilsam zu machen, indem er die trefflichsten Gesetze gab. Vor seiner Abreise von Berlin zur Armee hatte er am 21. Juni die Verhältnisse der ehemals unmittelbaren deutschen Reichsstände, deren Länder seinem Reiche einverleibt waren, mit milder Sorgfalt festgestellt und ihnen größere Rechte eingeräumt, als dieses die deutsche Bundes-Akte vom 8. Juni im XIV. Artikel bestimmte.

Aus Paris haben wir, außer der Sporteltaxe für die Justiz-Beamten, die merkwürdige Verordnung vom 6. September 1815, nach welcher die Gerichtshöfe bei ihren Entscheidungen durch Erkenntniß keiner andern Vorschrift, als der der Gesetze unterworfen sein sollten, und sie in dieser Hinsicht als vollkommen

selbstständig zu erachten wären, dagegen aber ihnen die Verpflichtung auferlegt ward, in allen Gegenständen der Rechtspflege, welche nicht zu den Entscheidungen durch Urthel und Recht gehörten, den Anordnungen des Chefs der Justiz nachzukommen.

Das Jahr 1815 beschloß die Landwehr-Ordnung vom 21. Novbr. als dasjenige Gesetz, auf welches sich die kräftige Militär-Verfassung unsers Staats und die Wehrhaftigkeit des Landes gründet. Viele Staaten ahmten diese Einrichtung nach, ohne damit, so wie wir, zu einem glücklichen Ziel kommen zu können.

Das Jahr 1816 war ebenfalls reich an Verordnungen, welche die innere Organisation des Landes zum Gegenstand hatten. Wichtig zu benennen sind die Maaß- und Gewicht-Ordnung vom 16. Mai, welche die Gleichheit derselben in dem preußischen Staat einführte, nachdem bis dahin nicht bloß jede Provinz, sondern oft jede einzelne Stadt ihr eigenes Gewicht, ihre eigene Elle und ihren eigenen Scheffel gehabt hatte; dann aber die Deklaration vom 29sten Mai 1816, betreffend die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse. Der Krieg hatte das Gesetz wegen Emanzipation der Bauern vom 14ten Septbr. 1811 fast in Vergessenheit gebracht; die zur Ausführung desselben bestimmten Beamten waren zu andern Geschäften, auch namentlich zur Feststellung der Kriegsschulden, benutzt worden. Die Bauern zweifelten schon an dessen Erfüllung und die Gutsbesitzer frohlockten, daß solches nie in das Leben

treten werde; da erklärte der König schon am letzten Tage des Jahres 1815, daß sein Wille rücksichtlich der Ausführung desselben unabänderlich sei; er richtete hierdurch das niedergeschlagene Landvolk auf, jedoch ermahnte er es, nur nicht eigenmächtig einzugreifen und sich der ihnen bewilligten Rechte zu bemächtigen, ehe sie ihnen förmlich übertragen würden. Inzwischen hatte man in diesem wichtigen, die ganzen Verhältnisse des Landbaus und der zahlreichsten Klasse der Bewohner des Staats betreffenden Gesetze manche Mängel entdeckt, und so erschien denn die Deklaration desselben vom 29sten Mai 1816, welche jene Mängel ergänzte und mehr Klarheit über den Zweck des Gesetzes und die Mittel diesen zu erreichen verbreitete. Nach dem Erscheinen dieser Declaration ward auch mit der Verleihung des Eigenthums an die Bauern ernsthaft fortgeschritten. Jetzt hob er in dem Bestreben, alle Gewerbe von den Fesseln zu befreien, die deren Aufschwung hemmten, unterm 11. Juni alle Binnen- und Provinzial-Zölle in den alten Provinzen auf, er löste den Indult, welchen er zur Zeit des Kriegs und der Noth den Gutsbesitzern hatte bewilligen müssen, er schaffte den inländischen Abschoß bei Erbschaften und Veränderungen des Wohnsitzes unterm 21. Juni ab.

Die Reorganisation des Landes schritt vor; es wurden Regierungs- und Ober-Präsidial-Bezirke bestimmt und die Mitglieder der Regierungen und die Ober-Präsidenten ernannt. Auch den neuen und

wiedereroberten Provinzen ließ er die Segnungen der preußischen Gesetze zufließen, indem er deren Einführung in Posen, Sachsen und Westphalen befahl und nur den Rheinischen Ländern den Code Napoléon beließ, weil er bei ihnen schon zu sehr eingebürgert, und mit ihrer Gerichts-Verfassung, an welcher ihre Bewohner sehr hingen, auf das innigste verbunden war. Um seinen polnischen Unterthanen den Zugang zu den Gesetzbüchern zu erleichtern, und damit sie sich selbst daraus Raths erholen könnten, befahl er am 20sten Juni 1816 sie in die polnische Sprache zu übersetzen.

Die preußische Verwaltungsform ward in den neuen oder wieder eroberten Provinzen nach und nach eingeführt, und alle Einrichtungen getroffen, eine Einheit in der Administration der alten und neuen Länder zu bewirken.

Vor allen Dingen wurden von jetzt ab Anordnungen getroffen, um die Zinsen der preußischen Staatsschuld pünktlich zu bezahlen.

Auch die Armee erhielt die jetzige Formation nach No. der Regimenter und gleichzeitig mit Bezeichnung der Provinz, wohin die Regimenter gehörten. Die unterscheidenden farbigen Kragen der Provinzen fielen bei der Infanterie weg und alle Regimenter erhielten sie von derselben rothen Farbe. Die gewöhnlichen Herbstmanoeuvres wurden wieder eingeführt, welche dieses Jahr wegen der Anwesenheit des Großfürsten Nicolaus von Rußland (jetzigen Kaisers) sehr glänzend waren.

Nach der wiederhergestellten Ruhe hielt er es für nöthig, den Kronprinzen, der sich im Feuer stets an seiner Seite befunden, und durch Ruhe, kaltes Blut und Besonnenheit ausgezeichnet hatte, der durch die trefflichsten Lehrer theoretisch in der Staatswissenschaft unterrichtet war, auch praktisch mit der Verwaltung des Landes näher bekannt zu machen; daher befahl er, daß der Kronprinz den Sitzungen des Staats-Kanzlers beiwohnen mußte, und in dieser Schule erhielt er die treffliche Ausbildung, welche ihn mit festem Auge stets das Beste erwählen läßt.

Der König erkannte gern das Verdienst um den Staat an, und wußte es zu belohnen; daher stiftete er das Ordensfest, welches am 18. Januar 1816, dem Krönungstage des ersten Königs von Preußen, verbunden mit dem Friedensfeste, gehalten und seitdem alljährlich fortgesetzt ward. Im feierlichen Zuge begaben sich die Ritter der Orden nach der Domkirche, wo über die Bedeutung des Tages eine Rede gehalten ward. Von dort wieder zurückgekehrt, wurden die im letzten Jahre ernannten Ritter, so weit sie anwesend waren, dem Könige vorgestellt, und endlich zieht er die verdienstvollen Männer zur Tafel, wo der König mit seinen Rittern, wie König Arthur an der Tafelrunde spricht.

Seine Krieger, und was sie geleistet hatten, vergaß er nicht. Er verzieh dem braven General von Borstell die Uebereilung, welche er sich bei der Entwaffnung der Sachsen schuldig gemacht, und die er

in Magdeburg abgebüßt hatte. Dieſer ausgezeichnete Mann war für ſeinen Fehler ſchon dadurch genug geſtraft, daß er an dem glorreichen Feldzuge von 1815 keinen Antheil nehmen durfte. Er befahl, daß den zu ihrem Heerde zurückkehrenden Kriegern das Bürgerrecht frei ertheilt werden ſollte, und ſicherte den Beamten zu, welche aus dem Kriege zurückkehrten, daß ſie angemeſſen wieder angeſtellt werden ſollten. Er errichtete jetzt eine Landwehr-Garde, um die Verdienſte der Landwehr in den letzten Feldzügen zu ehren, und zog bei der Fahnenweihe derſelben 2 Unteroffiziere und 8 Gemeine zu ſeiner Tafel, bei welcher er auf das Wohl der braven Landwehr trank. Jedem Garde-Landwehr-Bataillon ward ein Königl. Prinz als Chef vorgeſetzt. Blüchern ſchenkte er ein ſchönes Haus am Platz von Belle-Alliance und mit inniger Trauer vernahm der König, daß Graf Bülow v. Dennewitz in Königsberg mit Tode abgegangen war. Es war der erſte von ſeinen Heerführern, der ihm voranging; nur kurze Zeit hatte er ſeinen Ruhm genoſſen. Eine dreitägige Trauer des ganzen Heeres ehrte ſein Andenken. Schon damals dachte der König daran, die Statuen ſeiner Helden dort aufrichten zu laſſen, wo ſie jetzt ſtehen. Profeſſor Rauch bekam den Auftrag, Scharnhorſts und Bülows Bildſäulen anzufertigen. Die eroberten ungeheuren Mörſer und Kanonen Napoleons wurden bei dem Zeughauſe aufgeſtellt als ein Andenken der vergangenen großen Zeit, um ſeine Krieger ſtets an die verrichteten Tha-

ten zu erinnern und die Nachkommen zur Nacheiferung zu ermuntern. Aus dieſem Grunde wurden auch die Tage der Schlachten von Leipzig, Belle-Alliance und der Einnahme von Paris als Feiertage, welche, wenn der Tag nicht auf einen Sonntag fiel, am nächſten Sonntage begangen werden ſollten, feſtgeſetzt.

Auch der Geiſtlichkeit, die durch That, Wort und Lehre ſo wirkſam zur Rettung des Vaterlandes beigetragen hatte, wollte er einen Beweis ſeiner Gnade geben, indem er zwei Biſchöfe der evangeliſchen Kirche, den Ober-Konſiſtorial-Rath und erſten Hofprediger Sack in Berlin und den Konſiſtorial-Rath und Hofprediger Borowski in Königsberg, ernannte. Seit Friedrich des Erſten Zeiten, welcher, behufs ſeiner Krönung, den Hofprediger Urſinus zum Biſchof ernannte, hatte dieſe Würde nicht beſtanden, welche dadurch noch mehr Bedeutung erhielt, daß der Biſchof Sack bei der Bildung des Staatsraths im nächſten Jahr zu deſſen Mitglied ernannt ward.

Die Noth hatte den religiöſen Sinn im preußiſchen Staate ſehr erhoben; als Folge davon waren die Bibelgeſellſchaften entſtanden, an deren Spitze die erſten Beamten ſtanden und welche Friedrich Wilhelm kräftig in ſeinen Schutz nahm, aber ebenſo wie er dieſen religiöſen Sinn zu erheben ſuchte, und ſchon damals zur Erhöhung des zu ſchmuckloſen proteſtantiſchen Gottesdienſte an die Einführung einer Liturgie dachte, ſo ſuchte er auch dem Uebermaaß,

welches durch die zu vielen katholischen Festtage gelitten ward, zu steuern, indem er sie in den katholischen Ländern seines Reichs auf die alte gesetzliche Zahl beschränkte. Eine erhebende Feier ordnete er durch das allgemeine Todtenfest an, welches am letzten Sonntage des Kirchenjahrs gehalten wird. Die Altäre sollten an diesem Tage und auch am Charfreitage schwarz behangen und mit brennenden Lichtern geziert sein.

Des Königs milder Sinn und sein Bestreben, die Unglücklichen zu unterstützen, bewährte sich auch in diesem Jahr. Die Gutsbesitzer von Ost- und Westpreußen, welche so unendlich in den Kriegen von 1806 bis 1812 gelitten hatten, erhielten eine Unterstützung von 4 Millionen Thaler. Am Rhein herrschte eine ungemeine Theurung des Getraides; er ließ in den östlichen Provinzen dergleichen kaufen und sandte ganze Schiffsladungen dorthin. Die Hauptsendung sollte im nächsten Frühjahr folgen. Wie diese milde Absicht vereitelt ward, werden wir weiter unten hören.

Mit auswärtigen Mächten wurden keine wichtigen Verhandlungen getroffen. Den Unruhen, welche Frankreich zerrissen und viele Hinrichtungen nach sich zogen, konnte von außen nicht gesteuert werden; man mußte diesem tollen Treiben, welches auch bis jetzt noch nicht aufhört, gelassen zusehen; die fremden Truppen, welche einen Theil des Landes besetzt hatten, begnügten sich damit, die Ruhe in dem Theil, welchen sie inne hatten, zu erhalten. Mit Hessen-

Darmstadt ward ein Vertauschungs-Vertrag geschlossen, durch welchen Preußen das Herzogthum Westphalen und die Grafschaft Wittgenstein bekam, und dieses dagegen Mainz, Alzey und mehrere Ortschaften am Rhein, vom ehemaligen französischen Departement des Donnersberges, nebst der Grafschaft Isenburg erhielt. Der Landgraf nahm hierauf den Titel Herzog von Hessen und bei Rhein an.

Ebenso wurden mit Schwarzburg zur Arrondirung der Länder einige Aemter vertauscht.

Die Künste und Wissenschaften entgingen seiner Fürsorge nicht. Zwar hob er die seit 1378 bestandene Universität Erfurt auf, aber diese war auch in Sachsen, wo sich so viele Lehr-Anstalten zusammendrängten, überflüssig. Die Fonds derselben wurden zur Verbesserung der Schul-Anstalten der Provinz Sachsen bestimmt. Dagegen kam nun die Giustiniani'sche Gemälde-Sammlung, welche er bei seinem Aufenthalt in Paris für 100,000 Thlr. angekauft hatte, in Berlin an; sie bildet jetzt den Glanz des Museums; hiermit wurden die alten Stücke aus der Sammlung von Boisserée und viele andere einzelne Gemälde, die angekauft wurden, vereinigt. Der König beschloß, ihnen die besten Gemälde, welche sich zerstreut in den Königl. Schlössern und in der Gallerie von Sanssouci befanden, beizufügen und so ein National-Museum zu bilden. Zu diesem Zweck ward die Akademie der Wissenschaften, welche unten Pferde-

ſtälle enthielt, ausgebaut, bis man das jetzige große Muſeums-Gebäude errichtete.

Wenn das Meer durch einen Sturm aufgeregt iſt, ſo toben die Wellen fort und die Brandung rauſcht, wenngleich das Unwetter ſich längſt gelegt hat und ein heiterer blauer Himmel lacht; ſo auch bei dem Menſchen. Alle Leidenſchaften waren durch den Krieg aufgeregt geweſen, die politiſche Kriſis war vorüber, aber die Köpfe wirbelten noch. Alle glaubten Anſprüche erworben zu haben, die ihnen nicht genugſam erfüllt zu werden ſchienen; die Belohnungen, welche ſie erhielten, genügten ihnen nicht, und die Hoffnungen, welche ſich die Jugend von einer gänzlichen Veränderung der Dinge machte, ſchienen getäuſcht zu werden, daher entſtand von vielen Seiten Unzufriedenheit. Zuförderſt war es die verheißene Konſtitution, welche alle Gemüther beſchäftigte, und unter welcher ſie ſich eine ſolche Verfaſſung wie die franzöſiſche oder engliſche mit einem verantwortlichen Miniſterio dachten, bei welcher des Königs Gewalt in den Schatten tritt. Der Kriegsrath Cöln, der Juſtiz-Rath Grävell und der Herr v. Benzenberg ſchrieben darüber und machten ſogar Entwürfe zu einer preußiſchen Staatsverfaſſungs-Urkunde; Schleiermacher machte die Konſtitution ſogar zum Gegenſtand eines Kanzel-Vortrags. — Der Geheime-Rath Schmalz ſchrieb wiederum dagegen, und man griff ihn daher von der andern Seite als das Haupt der ſogenannten Finſterlinge an und ſo entſtand ein litterariſcher

Streit zwischen den Schmalziaenern und Anti-Schmalzianern für oder wider die Verfassung, wie sie es nannten. Es herrschte ein förmliches Wogen der Meinungen. Am Rhein entsprang die Unzufriedenheit hauptsächlich daher, daß dort in der Rechtspflege und Verwaltung noch immer ein provisorischer Zustand vorhanden war, und das Volk etwas Stabiles begehrte, welches ihm doch noch nicht gegeben werden konnte, weil die Sache Zeit erforderte, da man die Verwaltung möglichst der preußischen nähern und doch den Rheinländern die Eigenthümlichkeit ihrer Institutionen möglichst bewahren wollte; hiezu kam, daß die Journalisten das Wort nahmen und, statt zu beruhigen, das Volk aufregten; besonders that dieses Görres in dem Rheinischen Merkur, und mehrere auswärtige öffentliche Blätter in Süd-Deutschland, welche anfingen Preußen anzufeinden. — Der König hatte dieses alles mit Ruhe und Großmuth übersehen, denn sein inneres Gewissen sagte ihm, daß er das Beste seiner Preußen wollte, er war sich seiner Zwecke bewußt und daß er sie erreichen und sein Land glücklich machen würde; doch konnte er nicht umhin unterm 6. Januar das Gesetz wegen geheimer Gesellschaften vom 20. Octbr. 1798 wiederum einzuschärfen, indem sich Gerüchte verbreiteten, daß der alte Tugendbund sich wieder vereinigen wolle und noch andere geheime Verbindungen, um die Constitution zu bewirken, im Werke wären. Dem Herrn Görres ward durch die Unterdrückung des Rheinischen Mer-

kurs das Handwerk gelegt und hiervon schreibt sich die Wuth, mit welcher er noch jetzt Preußen haßt und bis zu diesem Augenblick von Baiern aus alle preußische Institutionen begeifert. Was dem Könige am schmerzhaftesten gewesen sein mußte, war, daß er jetzt auch einstweilen der Preßfreiheit Zügel anzulegen genöthigt war. Wie der König hierüber dachte, zeigte uns seine Kabinetsordre vom 20. Febr. 1804.

Sie lautet:

„Mein lieber Staats-Minister von Angern!

Bei der in den Anlagen von dem Regierungs-Rath Mallinckrodt zu Dortmund geführten Beschwerde über die Kriegs- und Domainen-Kammer zu Hamm, kömmt alles darauf, ob die in dem eingereichten Stücke des westphälischen Anzeigers enthaltene Rüge der gänzlichen Vernachlässigung der Reparatur der so gefährlich schadhaften Ruhrbrücke bei Schwerte gegründet war oder nicht. Erstenfalls müßte die Kammer dem Einsender und Redakteur vielmehr danken, als demselben Unannehmlichkeiten verursachen, und im letzten Falle, wenn die Kammer, wie es auf alle Fälle anständiger gewesen wäre, sich nicht bewogen fand, die Anzeige berichtigen zu lassen, hätte dieselbe sich darauf beschränken müssen, die Unrichtigkeit der Anzeige darzuthun, und auf rechtliches Verfahren gegen den Einsender und Verleger anzutragen. Es kann nicht jedem zugemuthet werden, in solchen Fällen, die eine

Rüge verdienen, sich den Unannehmlichkeiten, womit offizielle Denunziationen verbunden sind, auszusetzen. Sollte nun auch eine anständige Publizität darüber unterdrückt werden, so würde ja gar kein Mittel übrig bleiben, hinter die Pflichtwidrigkeiten der untergeordneten Behörden zu kommen, die dadurch eine sehr bedenkliche Eigenmacht erhalten würden. In dieser Rücksicht ist eine anständige Publizität der Regierung und den Unterthanen die sicherste Bürgschaft gegen die Nachlässigkeit und den bösen Willen der untergeordneten Offizianten, und verdient auf alle Fälle gefördert und beschützt zu werden. Ich befehle Euch daher, die genannte Kammer hiernach für die Zukunft gemessenst anzuweisen. Uebrigens will ich nicht hoffen, daß über diesen Disput die Sache selbst, nehmlich die Reparatur der schadhaften Brücke, wird vergessen sein. Ich verbleibe Euer wohlaffektionirter König.

Berlin, den 20. Februar 1804.

Gez. Friedrich Wilhelm.

Die Frechheit der Journalisten stieg aber zu hoch, ihr Bestreben, das Volk aufzuregen, war zu klar und die Wirkung hiervon schon zu sichtbar, als daß nicht dagegen eingeschritten werden mußte. Es blieb ihm daher nichts weiter übrig, als allen Ober-Präsidenten anzukündigen, daß man sich zwar mit einem Gesetz über die Preßfreiheit beschäftige, welches in der Folge

solche Vorschriften enthalten würde, die der öffentlichen Meinung genügten und dem Besten des Staats entsprächen, daß man aber bis dahin, insbesondere die Zeitschriften und Zeitungen, im Zaume halten sollte, und daher die Strenge und Aufmerksamkeit der Censur auf dieselben zu verdoppeln habe.

Diese Vorschrift war in jener Zeit und bis dahin nothwendig, daß das Preßgesetz die Bande der Rede und Preßfreiheit wieder lös'te. Ungewöhnliche Zustände heischen ungewöhnliche Mittel! —

In das häusliche Leben des Königs kehrte die Ruhe und Zufriedenheit wieder ein. Er machte in diesem Sommer eine Reise über Magdeburg nach Carlsbad und kehrte von dort über Teplitz zurück. Im Winter erfreute ihn das Schauspiel und Ballet als seine liebste Erholung, und er ließ daher zu seinem und dem Vergnügen der Berliner die berühmte Tänzerin Anatole Gosselin nebst ihrem Gatten aus Paris kommen; hiermit verband er zugleich den Zweck, daß dieses Ehepaar einen bessern Geschmack bei den Tänzern des Berliner Ballets bewirken sollte.

Die so glücklichen Familien-Verhältnisse sämmtlicher Mitglieder des Königshauses geben dem Könige als Hausvater eine hohe Veranlassung zur Freude. Des Königs älteste Tochter, Prinzessin Charlotte, verlobte sich mit dem Großfürsten Thronfolger Nicolaus von Rußland. Sie strahlt jetzt auf Rußlands Kaiserthrone und ist die Freude ihres Gatten und die

zärtliche Mutter ihrer Kinder. Seine Nichte, Prinzessin Friederike, Tochter seines zu früh verstorbenen geliebten Bruders Louis, verlobte sich mit dem Erbprinzen von Anhalt-Dessau, und ihr Bruder, der Prinz Friedrich, wiederum mit der Prinzeß Louise von Anhalt-Bernburg. Seine natürliche Schwester, die Gräfin von Brandenburg, heirathete den Erbprinzen von Anhalt-Köthen-Pleß. Der Großfürst Nicolaus besuchte seine Braut und seinen künftigen Schwiegervater im Herbst, bei welcher Gelegenheit, wie angeführt ist, große Manöver und andere Festlichkeiten gehalten wurden; der Braut ward bei dieser Gelegenheit ein Kranz von einem Ahorn-Baume überreicht, den ihre Mutter, die Königin Louise, mit dem Könige in dem Garten des Kanzler Hoffmann in Dieskau, im Jahre 1799, gepflanzt hatte und welcher im Jahre 1806 fast ganz verdorrt war, weil er am Brande litt; so stand er trauernd und kränkelnd dem Verdorren nahe, bis zum Jahre 1813. In diesem Frühjahre gewann er neues Leben und grünte mit verjüngter Kraft, gleichsam ein Bild der preußischen Zeit, wiederum neu und prangte jetzt im schönsten Blätterschmuck.

In dem folgenden Jahre 1817 setzte der König die Anordnungen in der Verwaltung des Landes emsig fort. Die wichtigste war die Einführung des Staats-Raths, welche unterm 20sten März angeordnet war und am 30sten März feierlich erfolgte. Bereits im Jahre 1810 und 1814 hatte der König des-

seit Einrichtung vorher angekündigt; die Zeitumstände hatten es verhindert, ihn ins Leben treten zu lassen. Der Staats-Rath sollte die höchste berathende Behörde des Königs sein, ohne Antheil an der Verwaltung selbst zu haben. Alle Gesetze, Verfassungs- und Verwaltungs-Normen, Pläne über Verwaltungs-Gegenstände und Verwaltungs-Maßregeln, kurz alle Vorschläge zu neuen oder zur Aufhebung, Abänderung oder Deklaration älterer Gesetze und Einrichtungen sollten von ihm erwogen und durch ihn dem Könige zur Sanction vorgelegt werden. Alle Ressort-Streitigkeiten der Minister sollte er entscheiden. Endlich behielt sich der König vor, besonders Fälle, besonders Beschwerden über die Ministerien, dem Staats-Rath zur Entscheidung oder Begutachtung vorzulegen. Der Staats-Rath ward zusammengesetzt:

1) aus den Königl. Prinzen, wenn sie das 18te Jahr erreicht haben,
2) aus Staatsdienern, welche ihr Amt dazu beruft, nämlich: dem Staats-Kanzler als Präsidenten; den Feld-Marschällen; den die Verwaltung leitenden Staats-Ministern, mit Einschluß des General-Postmeisters; dem Chef des Ober-Tribunals; dem Präsidenten der Ober-Rechnungs-Kammer; dem geheimen Kabinets-Rath; dem vortragenden General-Adjutanten; den kommandirenden Generälen, und den Ober-Präsidenten der Provinzen, letztere beide, wenn sie in Berlin anwesend sind.

3) aus einzelnen Staatsdienern, welchen das Vertrauen des Königs bestimmt Sitz und Stimme in dem Staatsrath zu geben.

Er ward nach dem Gegenstande der Berathung in sieben vorbereitende Abtheilungen getheilt.

Die Einführung des Staats-Raths geschah sehr feierlich; der König sprach einige eindringende Worte, hiernächst hielt der Staats-Kanzler über die Bestimmung dieser hochgestellten und achtbaren Behörde eine Rede, und sofort nahmen die Berathungen ihren Anfang.

An dem Tage der Einführung des Staatsraths ernannte der König eine Kommission, um sich mit der Organisation der Provinzial-Stände, der Landes-Repräsentanten und der Ausarbeitung einer Verfassungs-Urkunde zu beschäftigen; der Fürst-Staats-Kanzler stand an ihrer Spitze; ihr gehörte an: der Fürst Radziwill, der General Gneisenau, sämmtliche Staatsminister, mehrere hochgestellte Beamte, und auch der Geheime Justiz-Rath und Professor Savigny, sämmtlich Mitglieder des Staats-Raths. Sie sollten sich zuerst, unter Zuziehung von Eingesessenen aus den Provinzen, mit den Grundzügen beschäftigen, dann ihre Arbeiten im Staats-Rath vortragen und seine Vorschläge dem Könige vorlegen. —

An demselben Tage ernannte der König auch eine Kommission zur Prüfung des von dem Finanz-Minister von Bülow ausgearbeiteten Entwurfs zum Gesetz über die Steuerverfassung des Staats.

An der Spitze derselben stand der Minister von Humboldt. Als vorzüglich Sachkundige wurden die Geheimen Finanz-Räthe Rother, Maaßen und Begullin ernannt, und die zehn Ober-Präsidenten der Provinzen waren der Kommission beigesellt. Auch diese sollten ihre Vorschläge dem Staats-Rath vorlegen, von welchem sie begutachtend dem Könige zugehen sollten.

So lange hatten die Unruhigen, welche in der constitutionellen Verfassung mit einem verantwortlichen Ministerio, diesem Heerd der Faktionen, der Selbstsucht und Kabale, das Heil des Preußenlandes suchten, sich selbst damit beruhigt, daß die Sache zu wichtig sei, um so schleunig wie sie es wünschten entworfen, beschlossen und ausgeführt zu werden. Die Zahl derselben war sehr groß, denn seit der eben verschwundenen großen Zeit war Niemand zufrieden, die Regierung mochte im Geist der Zeit sich bewegen, oder Rückschritte thun, oder ruhig vorwärts zum Wohl des Volks schreiten, denn jeder wollte herrschen, Niemand gehorchen; jeder wollte haben und Niemand zahlen; Jeder genießen und Niemand entbehren, und alles dieses sollte die ersehnte Konstitution und Landes-Repräsentation verschaffen. — Jetzt hofften sie von der erstgenannten Kommission das Heil der Welt. Ihre Arbeiten sind aber niemals zur Publizität gelangt, denn der König und seine Getreuen sahen bald ein, und wurden durch das Beispiel der Stände-Versammlungen in Frankreich und

ſelbſt in den deutſchen Ländern belehrt, daß das Land am beſten durch den feſten Willen des Königs und ſeiner Beſtrebungen, zum Wohle des Volks zu wirken, durch die Redlichkeit und Treue ſeiner Beamten, die ein gleiches Intereſſe mit dem Volke verbindet, repräſentirt ward, daß da, wo der, von treuen und einſichtsvollen Männern umgebene Fürſt das Beſte ſeines Volkes will, es dieſes Heerdes der Unruhe und der Factionen nicht bedarf. Es ward bald klar, daß der König niemals beabſichtigt hatte, einen neuen Grund-Vertrag mit ſeinem Volke abzuſchließen, ſondern nur die Wiederherſtellung der Provinzial-Stände, wo ſie vorhanden geweſen, und die Einrichtung derſelben, wo ſie nicht waren, daß hiebei die Repräſentation der Klaſſen des Volks, welche nicht repräſentirt wurden, angeordnet, mithin keine Reichs-, ſondern Provinzial-Stände errichtet, und von dieſen ein Ausſchuß als Repräſentanten aller Provinzen nach Berlin berufen werden ſollte, gerade ſowie es der jetzige König beſtimmt hat; und hierauf ſcheint auch das Gutachten der Kommiſſion gerichtet geweſen ſein.

Die zweite Kommiſſion ergriff die Oppoſition gegen das vom Finanz-Miniſter von Bülow entworfene Steuer-Geſetz, machte andere Vorſchläge, und war hiedürch wohl die Veranlaſſung, daß er ſich von der Verwaltung der Finanzen zurückzog und eine Umänderung im Miniſterio erfolgte.

Denn bereits unterm 23ſten Octbr. wurden die Geſchäfte des Finanz-Miniſterii getrennt, der Mini-

ster von Klewitz erhielt das Finanz-Ministerium und Graf von Bülow behielt das Ministerium des Handels und der Gewerbe, und der Land- und Wasserbauten. Jetzt ward ihm im Staats-Rath die Prüfung jener Arbeiten über die Steuer-Verfassung übertragen. —

Gleichzeitig wurden auch die Angelegenheiten des Kultus, der Unterrichts-Anstalten und des Medizinal-Wesens von dem Ministerio des Innern abgezweigt und einem eigenen Chef in der Person des Minister von Altenstein übergeben. — Das Berg- und Hüttenwesen ging von dem Handels-Ministerio zu demjenigen des Innern über. Nächst dem befahl der König die Errichtung einer General-Kontrole für das gesammte Kassen-, Etats- und Rechnungswesen, und für die Staatsbuchhalterei unter der obern Leitung des Fürsten Staatskanzlers und der besondern Direction des Ober-Finanzrath von Ladenberg. Die Haupt-Bank, als das eigentliche Geld-Institut des Staats, ward dem Finanz-Minister von Klewitz untergeordnet. Dem Minister von Beyme ward die Bearbeitung der Justiz-Verfassung in den Rhein-Provinzen übertragen. Hieran reihten sich auch die an demselben 23sten Octbr., diesem für die Verwaltung so wichtigen Tage von dem Könige erlassenen Instructionen für die Ober-Präsidenten, für die Regierungen, Konsistorien und Medizinal-Kollegien, durch welche die Stellung der Ober-Präsidenten und ihren Verhältnisse zu dem Ministerio und zu den ihnen untergebenen Provinzen erst bestimmt ward.

Die General-Kommissionen, welche nunmehr mit Ernst die Verleihung des Eigenthums an die Bauern bearbeiten sollten, erhielten unterm 20sten Juni ein Organisations-Edikt und eine noch fehlende Geschäfts-Anweisung. Zugleich wurden Revisions-Kollegien zur Entscheidung der dabei vorkommenden Streitigkeiten in der zweiten Instanz angeordnet.

Für den Glanz seiner Krone sorgte der König, indem er unterm 9ten Januar den Königl. Titel und das Wappen bestimmte, welches er jetzt, nachdem er manche neue Länder bekommen, annehmen wollte. „Gott mit uns" war der Wahlspruch, den er aus frommem Sinn auf sein Wappen setzen ließ.

Auch das Rang-Verhältniß der Civil-Beamten, welches bis dahin unbestimmt war, ordnete er durch das Reglement vom 7ten Februar und gab ihnen Titel, die ihr Geschäft näher wie die frühern bezeichneten. Die Räthe der Ministerien erhielten drei Klassen. Die höhern Beamten in den Provinzen fünf Klassen.

Für die erworbenen und wieder vereinigten Länder waren merkwürdig das Gesetz, welches den Gemeinden und Anstalten in Sachsen, Westphalen und den Rhein-Provinzen, die eigene Verwaltung ihrer Forsten wiedergab, welche ihnen die Fremdherrschaft entzogen hatte und die Vormundschaft des Staats über dieselben aufhob, welche jene übte, für Posen insbesondere aber die unterm 9. Februar erfolgte Ein-

führung der preußischen Justiz-Verfassung, welche jedoch viel Abweichendes von derjenigen in den alten Provinzen hatte, namentlich indem die erste Instanz Friedens-Gerichte bildeten und die Provinz ein eigenes Appellations-Gericht als Gerichtshof der höchsten Instanz erhielt. Einen höchst vortheilhaften Eindruck und ein großes Vertrauen zu der preußischen Staatsbehörde erregte es, als der König schon in diesem Jahre 2 Mill. 200,000 Gulden an Staatsschulden bezahlen und die darüber sprechenden Dokumente einlösen ließ.

In militairischer Hinsicht ließ sich der König vorzugsweise die Formation in Uebung der Landwehr angelegen sein. Ueberall ging beides mit Eifer vor sich, und die Rheinländer, von welchen man es am wenigsten geglaubt hätte, weil ihnen das Institut ganz neu war, wetteiferten hiebei mit den alten Provinzen. Nur in Berlin und Breslau zeigte sich Unzufriedenheit, die den König sehr bekümmerte. Die Berliner wollten ihr altes Privilegium, nach welchem sie vom Militairdienst frei waren, wieder in Anspruch nehmen. Sie kamen deshalb bei dem Könige ein, erhielten einen abschläglichen Bescheid, und als die Stadtverordneten ihr Gesuch wiederholten, ward der König unwillig und erließ folgende Kabinets-Ordre an das gesammte Staatsministerium:

„Mit gerechtem Unwillen habe ich einen wiederholtem Antrag der Stadtverordneten von Berlin auf die Befreiung von der Verpflich-

tung zum Kriegsdienst erhalten. Es kann mich nur schmerzlich befremden, in der durch so viele Verhältnisse vor allen andern begünstigten Hauptstadt meines Landes, Einwohner zu finden, die sich von einem für alle Staatsbürger gleichen Gesetz lossagen und die Erfüllung einer heiligen Pflicht mit egoistischem Sinn auf ihre übrigen Mitbürger wälzen wollen. Nur in einer gleichen und willigen Erfüllung der zur Unterhaltung des Reichs nöthigen Gesetze, nicht in ihrer eigenmächtigen Deutung oder in beliebigen Ansichten, kann ich wahrhafte Beweise treuer Anhänglichkeit finden Ich gebe daher meinem Staatsministerium den Auftrag, allen denen, die den gedachten Antrag wiederholten, meine höchste Ungnade zu erkennen zu geben, und halte ich die wohlverdiente ernstere Behandlung dieser sträflich erneuerten Vorstellung blos deshalb zurück, weil ich mich nicht von der Hoffnung trennen mag, daß nur in einem kleinen, vielleicht noch dazu von Einzelnen irre geleiteten Kreise, nicht aber unter allen Einwohnern sich solche egoistische und unbesonnene Vorstellungen bilden konnten. Sämmtlichen Behörden mache ich es zur Pflicht, alle nöthigen Maßregeln zu ergreifen, damit nicht solche unwürdige Gesinnungen sich weiter verbreiten, und sind mir nöthigenfalls die Urheber derartiger Veranlassungen anzuzeigen, damit diese außer ihrer Bestrafung auch noch

als traurige Ausnahmen von den guten Gesinnungen meines Volks öffentlich bekannt gemacht werden können, da ich es nie zugeben werde, daß die von mir wohlwollend verliehenen Verfassungen zur Zersplitterung der Kräfte des Staats und zur Befriedigung unpatriotischer Gesinnungen gemißbraucht würden.

Berlin, den 2ten Jan. 1817.

Friedrich Wilhelm.

welche den sich sträubenden Egoismus bald zum Schweigen brachte. Betrübender für den König waren die Vorfälle in Breslau. Das zweite Aufgebot der Landwehr sollte vereidigt werden. Die Breslauer waren mit dessen Bildung unzufrieden, sie glaubten durch den Eintritt in dieses, doch nur in der höchsten Noth zusammen zu berufenden Aufgebots, in ihren bürgerlichen Verhältnissen gestört zu werden, um Wachtparade mitmachen zu müssen, Andere fürchteten von jungen Offizieren befehligt zu werden, welche sie an Alter und Erfahrung übertrafen. Dieser Unmuth brach an jenem Vereidigungstage in lichten Flammen aus.

Sei es, daß der kommandirende zu dem nächstfolgenden Offizier, indem er sich auf kurze Zeit entfernte, wirklich gesagt hat: „Halten Sie die Bande zusammen", oder daß er mißverstanden worden und, wie er behauptet, nur befohlen habe: „Halten Sie das Banner zusammen", genug es entstand hier-

über ein Tumult, und die Versammlung ging, ohne den Eid zu leisten, eigenmächtig auseinander. Als sie wenige Tage darauf wieder zu diesem Zweck berufen ward, leisteten Einige den Eid, Andere verweigerten ihn und machten denen, die gehorsam waren, Vorwürfe. Auf einmal entstand das Geschrei: die Frau eines der Landwehrmänner habe sich aus Verzweiflung ins Wasser gestürzt. Dieses machte einen solchen Eindruck, daß die Unruhr auf das Höchste stieg. Jetzt nahm sich der Pöbel unberufener Weise der Bürger an; man zog nach dem Polizei-Amte, zertrümmerte dort Alles; hiernächst nach dem Regierungs-Gebäude, wo ein gleicher Unfug getrieben ward, bis das Militair sich versammelte und die Ruhestörer zu Paaren trieb. Hiebei ging es denn freilich nicht ohne Verwundungen ab, auch wurden Einige getödtet. Die Ruhe ward denselben Tag wieder hergestellt und wenige Tage darauf die Vereidigung vollzogen. Den Kronprinzen ernannte der König zum General-Major und gab ihm die Führung der Garde-Brigade. Zu den militairischen Merkwürdigkeiten gehört auch die Erbauung des ersten preußischen Kriegs-Fahrzeugs als Keim einer künftigen Marine, nämlich des Schooners, Friedrich Wilhelm, von 10 Kanonen, welcher in diesem Jahre zuerst das Meer befuhr.

Die großen Tage, welche das Vaterland gerettet hatten, veranlaßten den König, auf den Schlachtfeldern von Groß-Görschen, da, wo er mit dem Kaiser

Alexander gehalten hatte, am 2. Mai, als dem Jahrestage der Schlacht, und auf demjenigen von Dennewitz, so wie es bei Groß-Beeren, Culm und an der Katzbach geschehen war, Denkmäler errichten zu lassen. Ihre einfache, aber rührende Inschrift ist:

Die gefallenen Helden ehrt dankbar König und Vaterland, sie ruhen in Frieden! —

welche der König selbst bestimmt hatte.

Die Einweihung erfolgte an den Jahrestagen der Schlachten. Bei Groß-Beeren war die ganze Garnison von Berlin und Potsdam gegenwärtig, an den andern Orten wurden Kommandirte hingesandt, um die Feier zu erhöhen.

Auch für die nicht regimentirten Offiziere wurden Gedächtnißtafeln in der Garnisonkirche feierlich aufgestellt. Die Feier erfolgte am 20. Novbr. in Gegenwart des Königs. Nach der Predigt wurden unter Geschützdonner die am Altar stehenden Tafeln von den Prinzessinnen Alexandrine, Louise und Friederike bekränzt. Der König begab sich, in Begleitung der Prinzen und der anwesenden, auf den Tafeln verzeichneten Krieger, längs der Fronte des aufgestellten Militairs, nach dem Schlosse zurück, wo er die auf den Tafeln genannten Militairs sämmtlich zur Tafel zog. Er selbst brachte bei Tische die Gesundheit des Fürsten Blücher aus.

Seine Fürsorge für die Schulen und Universitäten ergab sich aus der Aufhebung des Klosters Neu-Zelle, dessen ganzes Vermögen zu Schulzwecken be-

stimmt ward, ferner vollzog er die Statuten der Universität Berlin, welche am 26. April feierlichst dem Senate übergeben wurden, und unterm 12. April befahl er die Vereinigung der Universitäten Wittenberg und Halle. Erstere war 1502 gestiftet und endete gerade 300 Jahre, nachdem sie ihren höchsten Triumph durch Luthers Reformation gefeiert hatte.

Jahn, welcher das Turnwesen eingeführt hatte, stand jetzt auf seinem Glanzpunkte, aber fing auch an, sich zu überheben. Er verirrte sich so weit, daß die Uebungen in Seiltänzerkünste ausarteten, daß er politische Zwecke mit den Turn-Uebungen verband, und die jungen Leute methodisch zur Grobheit, Unsittlichkeit und Widerspenstigkeit anführte. Zugleich hielt er Vorlesungen über Volksthum; hierin sprach er geradezu revolutionäre Grundsätze aus, schimpfte auf die Fürsten, auf den Adel und zwar in den gemeinsten Ausdrücken. Noch ließ ihn der König gewähren, und hatte ihm sogar ein Jahrgehalt von 800 Thlr. ausgesetzt; indessen konnte es nicht ausbleiben, daß er ihn späterhin zur Verantwortung ziehen mußte.

Die Richtung, welche seine Lehren dem Geiste der Jugend gaben, hatten gewiß einen großen Antheil an den Verirrungen derselben bei den sogenannten demagogischen Umtrieben, welche in diesem Jahre bei der Wartburgs-Feier ihren Anfang nahmen. Unter dem Vorwande einer gemeinsamen Feier des 18. Octobers, als des Befreiungstages Deutschlands,

und das Andenken Luthers in dem Jubeljahre der Reformation, versammelten sich mehrere Hundert Studenten von allen Universitäten (nur Halle hatte sich ausgeschlossen) auf der Wartburg; ihnen gesellten sich auch Professoren, unter diesen der Professor Fries aus Jena, zu. Anfangs schien die Feier rein patriotisch und religiös zu sein, aber bald sprach sich der Zweck aus. Man hob alle landsmannschaftliche Verbindungen auf, und schloß einen alle deutschen Universitäten eng umfassenden Bund, unter dem Namen der allgemeinen deutschen Burschenschaft, welche auch für das spätere bürgerliche Leben fortdauern sollte; man hielt Reden, welche rein politischen Gegenstandes waren, man sprach von der Einheit von ganz Deutschland, wollte die Fürsten nöthigen, die constitutionelle Verfassung überall einzuführen. Man schimpfte die Andersdenkenden Schmalz-Gesellen, und ging endlich so weit, daß man in einem förmlichen Auto-da-fé feierlich die Werke von Ancillon, Schmalz, Dabelow, Kotzebue, v. Kamptz und Andern, weil die von ihnen ausgesprochenen Grundsätze nicht mit den ihrigen übereinstimmten, dann einen langen Zopf, einen Korporalstock und dergleichen als Zeichen der Knechtschaft, verbrannte. Es herrschte bei dem Feste jugendlicher Aberwitz, Neuerungssucht, Partheiung und Meinungs-Verfolgung, geleitet von Mysticismus und Deutschthümlerei vor.

Die Berliner Abgesandten zur Wartburgs-Feier kehrten gerade gegen die Feier des Reformations-

Festes zurück. Am Abend desselben wurden auf den Theatern einzelne Scenen aus Werners „Weihe der Kraft" aufgeführt, welche, da Luther selbst auf der Bühne erschien, ihren Unwillen rege machte. Der Tumult, welchen diese Studenten erregten, ward so groß, daß sie von der Polizei herausgebracht werden mußten, wobei es zu Thätlichkeiten kam. Der König ordnete gegen die Theilnehmer der Wartburgs-Feier eine Untersuchung an; der Haupträdelsführer und Urheber des Auto-da-fé, Maßmann, entzog sich aber derselben durch die Flucht.

In kirchlicher Hinsicht war das Jahr 1817 durch die Feier des Reformations-Festes und die sich hieran knüpfende Vereinigung der reformirten und lutherischen Gemeinden zu einer evangelischen Kirche höchst merkwürdig.

Die erste Vereinigung erfolgte am 15. Septbr. auf der Synode der Grafschaft Mark zu Hagen, welche von 86 Geistlichen feierlichst begangen ward. Der König äußerte hierüber seine Zufriedenheit und erließ hierauf nachstehende Kabinets-Ordre vom 27. Septbr. an die Consistorien, Synoden und Superintendenten der Monarchie.

„Schon Meine in Gott ruhenden erleuchteten „Vorfahren, der Kurfürst Johann Sigismund, der „Kurfürst George Wilhelm, der große Kurfürst, „König Friedrich I. und König Friedrich Wilhelm I. „haben, wie die Geschichte ihrer Regierung und ihres

„Lebens beweiſet, mit frommem Ernſt es ſich ange-
„legen ſein laſſen, die beiden getrennten proteſtanti-
„ſchen Kirchen, die reformirte und lutheriſche, zu
„Einer evangeliſch-chriſtlichen in Ihrem Lande zu
„vereinigen. Ihr Andenken und Ihre heilſame Ab-
„ſicht ehrend, ſchließe ich mich gern an ſie an, und
„wünſche ein Gott wohlgefälliges Werk, welches in
„dem dermaligen unglücklichen Sektengeiſte unüber-
„windliche Schwierigkeiten fand, unter dem Einfluſſe
„eines beſſern Geiſtes, welcher das Außerweſentliche
„beſeitigt, und die Hauptſache im Chriſtenthum,
„worin beide Konfeſſionen Eins ſind, feſthält, zur
„Ehre Gottes und zum Heil der chriſtlichen Kirche,
„in Meinen Staaten zu Stande gebracht, und bei
„der bevorſtehenden Sekularfeier der Reformation
„damit den Anfang gemacht zu ſehen. Eine ſolche,
„wahrhaft religiöſe Vereinigung der beiden, nur noch
„durch äußere Unterſchiede getrennten proteſtantiſchen
„Kirchen iſt den großen Zwecken des Chriſtenthums
„gemäß; ſie entſpricht den erſten Abſichten der Re-
„formatoren; ſie liegt im Geiſte des Proteſtantismus;
„ſie befördert den kirchlichen Sinn; ſie iſt heilſam
„der häuslichen Frömmigkeit; ſie wird die Quelle
„vieler nützlichen, oft nur durch den Unterſchied der
„Konfeſſion bisher gehemmten Verbeſſerungen der
„Kirchen und Schulen. Dieſer heilſamen, ſchon
„lange und auch jetzt wieder ſo laut gewünſchten
„und ſo oft wieder vergeblich verſuchten Vereinigung,
„in welcher die reformirte Kirche nicht zur lutheri-

„schen, und diese nicht zu jener übergeht, sondern „beide Eine neu belebte, evangelisch-christliche Kirche „im Geiste ihres heiligen Stifters werden, stehet kein „in der Natur der Sache liegendes Hinderniß mehr „entgegen, sobald beide Theile nur ernstlich und red„lich in wahrhaft christlichem Sinne sie wollen und „von diesem erzeugt, würde sie würdig den Dank „aussprechen, welchen wir der göttlichen Vorsehung „für den unschätzbaren Segen der Reformation schul„dig sind, und das Andenken ihrer großen Stifter, „in der Fortsetzung ihres unsterblichen Werks, durch „die That ehren."

„Aber so sehr ich wünschen muß, daß die refor„mirte und lutherische Kirche in Meinen Staaten, „Meine wohlgeprüfte Ueberzeugung mit Mir thei„len möge, so weit bin Ich, ihre Rechte und Frei„heit achtend, davon entfernt, sie aufdringen und „in dieser Angelegenheit etwas verfügen und bestim„men zu wollen. Auch hat diese Union nur dann „einen wahren Werth, wenn weder Ueberredung noch „Indifferentismus an ihr Theil haben, wenn sie aus „der Freiheit eigener Ueberzeugung rein hervorgeht, „und sie nicht nur eine Vereinigung in der äußern „Form ist, sondern in der Einigkeit der Herzen, nach „ächt biblischen Grundsätzen, ihre Wurzeln und Le„benskräfte hat. So wie Ich selbst in diesem Geiste „das bevorstehende Secular-Fest der Reformation, „in der Vereinigung der bisherigen reformirten und „lutherischen Hof- und Garnison-Gemeinde zu Pots-

„dann zu Einer evangelisch-christlichen Gemeinde „feiern, und mit derselben das heilige Abendmahl „genießen werde: so hoffe Ich, daß dieß Mein eigenes Beispiel wohlthuend auf alle protestantische „Gemeinden in Meinem Lande wirken, und eine allgemeine Nachfolge im Geiste und in der Wahrheit „finden möge. Der weisen Leitung der Konsistorien, „dem frommen Eifer der Geistlichen und ihrer Synoden überlasse ich die äußere übereinstimmende Form „der Vereinigung, überzeugt, daß die Gemeinden in „ächt-christlichem Sinne dem gern folgen werden, „und daß überall, wo der Blick nur ernst und aufrichtig, ohne alle unlautere Nebenabsichten, auf das „Wesentliche und die große heilige Sache selbst gerichtet ist, auch leicht die Form sich finden, und so „das Aeußere aus dem Innern, einfach, würdevoll „und wahr, von selbst hervorgehen wird. Möchte „der verheißene Zeitpunkt nicht mehr fern sein, wo „unter Einem gemeinschaftlichen Hirten Alles in Einem Glauben, in Einer Liebe und in Einer Hoffnung sich zu Einer Heerde bilden wird."

Potsdam, den 27. Septbr. 1817.

Friedrich Wilhelm.

Hiernächst befahl er auch, daß der Name Protestanten, Lutheraner und Reformirte ganz aufhören und sie sich sämmtlich evangelische Christen nennen sollten.

In Berlin trat hierauf die Synode beider Konfessionen, welcher sich auch die mährischen Brüder

anschlossen, unter dem Vorsitze Schleiermachers zusammen und feierte am 30. October, als dem Vorabende des Reformations-Festes, gemeinschaftlich das Abendmahl. Der König genoß es in Potsdam mit seiner Familie an demselben Tage, und ging darauf mit derselben nach Wittenberg ab, um dort der Einweihung der wiederhergestellten Schloß-Kirche, wo Luther vor 300 Jahren seine Theses anschlug, und der Grundsteinlegung eines dem großen Reformator zu errichtenden Denkmals auf dem Markte beizuwohnen. Rücksichtlich der katholischen Glaubensgenossen verordnete der König unterm 20. März, daß die außerhalb Landes belegenen Wallfahrtsorte nicht mehr besucht werden sollten. Bei Wallfahrten innerhalb Landes sollten die Prozessionen von Geistlichen begleitet werden und diejenigen abgeschafft werden, wo das Volk über Nacht aus seinem Wohnort zu bleiben genöthigt sei. Leider wird dieser auf Zucht und Ordnung abzweckende Befehl sehr selten befolgt.

Die auswärtigen Angelegenheiten gingen ihren ruhigen Gang. In Frankreich folgte eine Verschwörung, ein Tumult und eine Hinrichtung der andern, wie es noch jetzt bei dieser Nation der Fall ist. Ein Fürst trat nach dem andern der heiligen Allianz bei. Die Verträge zwischen Preußen und andern Völkern bezogen sich hauptsächlich nur auf die Freizügigkeit und den Abschoß, oder waren Durchmarsch-

und Etappen-Conventionen oder endlich Cartell-Verträge.

Merkwürdiger als diese war die Note vom 10. Febr., in welcher die vereinigten Großmächte, auf Ansuchen des Königs von Frankreich, sich bereit erklärten, zur Erleichterung des Landes ein Fünftheil des Korps, welches noch Frankreich besetzt hielt, zurückzuziehen, und wirklich traten diese Truppen im April desselben Jahres ihren Rückmarsch an. Sie gaben hiedurch einen hohen Beweis der Mäßigung und des Bestrebens, Frankreich, so viel es sein konnte, zu schonen.

Frankreich wollte auch die Forderungen der Privatpersonen durch eine Aversional-Summe abkaufen, aber dieses lehnte der König, als die Rechte seiner Unterthanen verletzend, für jetzt noch gänzlich ab.

Eine Ausgleichungs-Kommission setzte Preußen und Sachsen wegen der Landes-Schulden auseinander, von welchen Preußen einen Theil übernahm und ordnete die Grenzen zwischen beiden Ländern.

Mit großer Milde verwendete er sich beim deutschen Bundestage für die Käufer der ehemaligen Königl. Westphälischen Domainen, denen man in Hessen die gekauften Güter wieder abnahm. Er für seinen Theil erkannte ihr Eigenthum an. Innig dankten sie ihm durch ihren Geschäftsführer für seine Theilnahme, seine Gerechtigkeit und die Verwendung zu ihrem Gunsten.

Mit Rußland ward noch ein Uebereinkommen geschlossen, nach welchem preußische Tücher durch Rußland nach China, gegen eine Abgabe von 15 Kopeken, gehen sollte, welches dem gesunkenen Tuchhandel der Schlesier neue Hoffnung gab.

Tief bekümmerte den König die im vorigen Herbst schon angefangene und in diesem Frühjahr auf das höchste gesteigerte große Noth der Rheinländer — und Westphalen, welche die aus allen Provinzen zusammenströmenden milden Beiträge wohl lindern, aber nicht stillen konnten. Selbst Gneisenau hatte sein silbernes Tafelgeräthe den unglücklichen Rheinländern zugesandt, der König erfuhr es aber und kaufte es der Comité, welche sich zur Linderung der Noth zusammen gethan hatte, für 2000 Thlr. wieder ab und gab es an Gneisenau zurück. Die Noth war so groß, daß den preußischen, in Frankreich stehenden Truppen aus Preußen Getreide geliefert werden mußte, ohngeachtet Frankreich ihre Verpflegung übernommen hatte, und daß diese Getreide-Transporte in Dinant und Angoulême vom Volk geplündert wurden. Weise hatte der König schon im vorigen Herbst Maßregeln getroffen, um der Noth möglichst abzuhelfen. In den Ostsee-Häfen waren für 2 Millionen Thaler 25,000 Wispel Roggen gekauft, welche mit dem ersten Frühjahr zu Schiffe von dort abgehen, und über Rotterdam nach dem Rheinlande und über Brünn nach Westphalen Hülfe bringen sollten. Aber der Zweck des Königs

ward verfehlt; das Getreide kam erst an, als die neue Erndte den unglücklichen Ländern schon Mittel gab, sich selbst zu helfen. Widrige Winde sollten die Schiffe aufgehalten haben. Bei der langen Reise hatte sich der Roggen erhitzt, er mußte unterwegs umgearbeitet werden, und hierüber verging die Zeit. — Der König, auf das Höchste erzürnt, erließ folgende Kabinetsordre, in welcher er die strengste Untersuchung über die Ursachen der Verzögerung anordnete.

„Ich habe zwei Millionen Thaler aufgeboten, „um dem Kornmangel in den Rheinprovinzen und „Westphalen abzuhelfen. Diese Bewilligung ist zu „einer Zeit geschehen, wo es thunlich war, solche „Veranstaltungen zu treffen, daß die angeschafften „Roggen-Vorräthe spätestens zu dem Zeitpunkte, in „welchem die höchste Noth vorauszusehen war, — „in den letzten Monaten vor der neuen Erndte — an „Ort und Stelle sein mußten. Nach den in den „letzten Zeitungsberichten der Provinzen enthaltenen „übereinstimmenden Anzeigen ist das, was bisher „geschehen ist, verglichen mit den von Mir bewilligten „großen Mitteln und mit der verheißenen Aushülfe, „höchst unbedeutend. Ich verweise deshalb das „Staatsministerium auf diese Anzeigen, namentlich „auf den Zeitungsbericht der Regierung zu Münster „für den Monat Mai, nach welchem die unglück„lichen Einwohner, besonders in den Kreisen Reck„linghausen, Ahaus und Borken, in der höchsten

„Noth nach Hülfe schmachten. Die Verspätung der „Zufuhr kann ich nur in dem Falle als gerechtfertigt „annehmen, wenn die Elemente selbst sie früher „durchaus unmöglich gemacht haben, und die Hin„dernisse durch menschliche Kräfte nicht haben über„stiegen werden können. Nachlässigkeit oder gar „Gewinnsucht werde Ich in dem Grade zu ahnden „wissen, je schreiender das große Unglück ist, welches „ihr zur Last fällt. Ich fordere daher das Staats„Ministerium hierdurch auf, das ganze Geschäft so„fort recherchiren zu lassen, solches um jeden Preis „in den schleunigsten Betrieb zu setzen, den Antheil „aller Individuen, die damit zu thun gehabt haben, „an dem schlechten Erfolge auf das Strengste zu „untersuchen, Mir aber mit Einreichung der Acten „über den ganzen Gang der Sache, die angeschafften „Vorräthe an Roggen, die darauf verwendeten Ko„sten, und die Ursache der Verspätung des Trans„ports vollständigen Bericht zu erstatten.

Berlin, den 29. Juni 1817.

Friedrich Wilhelm."

Diese Untersuchung lieferte aber kein genügendes Resultat; die wohlthätige Absicht des besten Monarchen war vereitelt und das Geld weggeworfen. Der Kronprinz selbst ward nach dem Rhein gesandt, um den Zustand des Landes zu untersuchen und seinem Vater über dessen Lage Bericht zu erstatten, und so weit es möglich war Hülfe zu bringen.

In seinem Familien-Leben gab die Vermählung der Prinzessin Charlotte mit dem Großfürsten Nicolaus einen besondern Glanzpunkt. Der Bräutigam besuchte im April die Braut; der künftige Schwiegervater ertheilte ihm das Brandenburg'sche Kuirassier-Regiment, und suchte ihm den Aufenthalt in Berlin möglichst angenehm zu machen; er reisete zurück und am 12. Juni folgte ihm die geliebte Braut. Der König feierte das Abschiedsfest in Charlottenburg; Tausende von Menschen riefen ihr ein Lebewohl zu, der zärtliche Vater begleitete sie bis Freienwalde, ertheilte ihr nochmals seinen Segen, und übergab sie seinem zweiten Sohn, dem Prinzen Wilhelm, der sie ferner nach Petersburg geleitete. Dort ward sie erst am 7. Juli confirmirt, legte das griechische Glaubensbekenntniß ab, und vollzog dann ihre Vermählung mit ihm, dessen Kaiserthron sie jetzt ziert. Der König erließ aus Milde seinem Volke die sonst bei Verheirathungen der Prinzessinnen übliche Steuer.

Zu seiner Zerstreuung ging er auf einige Tage nach Neu-Strelitz und dann den 22. Juni in die böhmischen Bäder, von wo er sich über Hanau zur Besichtigung des Heeres nach Frankreich begeben wollte. Der Anfang der Reise hatte viele Unannehmlichkeiten. Der Fürst Wittgenstein, der Mann, den der König als seinen Freund liebte, erkrankte schwer in Dresden, in Pyrmont lag der Fürst Staats-Kanzler darnieder; des Königs zweiter Sohn, der Prinz Wilhelm, ward in Petersburg von

einem Hunde gebissen, und man war ungewiß, ob das Thier nicht toll gewesen. Am 29. Juli brannte das schöne Schauspielhaus in Berlin ab.

Alle diese Hiobsposten empfing er beinahe gleichzeitig, als er sich aus Böhmen zu einem Besuche seiner Schwester nach Hanau begab, und nun kam noch das Unglück hinzu, daß er an seinem Geburtstage, dem 3. August, in der Gegend von Bamberg mit dem Wagen umgeworfen ward, indem sich die Pferde vor einem Wachtfeuer scheuten. Er beschädigte sich, jedoch nicht erheblich, an dem linken Auge und an der Schulter, so daß er am folgenden Tage seine Reise fortsetzen konnte. Er besuchte hierauf die Armee in Frankreich, über welche er bei Ligny Musterung hielt; das Losungswort, welches er der Armee an diesem Tage gab, war „Frankreich und Bourbon," dann begab er sich unter dem Namen eines Grafen von Ruppin nach Paris, wo er am 16. August eintraf. Der König von Frankreich hatte ihm den Marschall Oudinot mit einem glänzenden Generalstabe, welcher ihn an der Grenze empfing, entgegen gesandt, dieser geleitete ihn nach Bar le Duc, seinem eignen Schlosse, wo er ihn herrlich aufnahm. Gleich nach seiner Ankunft in Paris speiste er beim Könige von Frankreich en famille. Er ward überall, auch vom Volke, ausgezeichnet empfangen. Am 23. August hielt der König von Frankreich, in einem Wagen mit den Herzögen von Angoulême und Berry sitzend, eine Musterung der auf dem

Marsfelde aufgestellten Garden. Friedrich Wilhelm, welcher sein Incognito als Graf von Ruppin streng festhielt, sah dem Schauspiel, in einen einfachen grünen Frack gekleidet, aus den Fenstern der Militair-Schule zu. Als der König von Frankreich nach beendigter Musterung zurückfuhr, rief er dem Grafen v. Ruppin zu: „Sire, sind Sie zufrieden?“ „Im höchsten Grade!“ antwortete dieser aus dem Fenster. — „Ein Beifall, wie der Ihrige, ist höchstschmeichelhaft,“ versetzte Ludwig XVIII., und die Luft hallte wieder von dem Freuden-Geschrei der zahllosen Zuschauer-Menge, welche sehr wohl wußte, welche Erleichterungen und welche Schonung Frankreich dem Antwortenden zu danken hatte. Er verstand es aber auch, sich bei den Franzosen beliebt zu machen. Lange Zeit unterhielt er sich mit einer Schildwache, welche während der Musterung in dem Zimmer der Militair-Schule, wo er sich aufhielt, den Posten versah, und befragte den alten Soldaten über seine Feldzüge; als dieser, treuherzig gemacht, ihm von seinen Feldzügen in Deutschland erzählte, entgegnete er:

> Ihr waret stets brave Soldaten; ich bin überzeugt, Ihr werdet Eurem König auch stets als solche dienen.

Darauf ließ er ihm eine goldne Uhr einhändigen.

Nachdem der König, von seinem Incognito begünstigt, mit mehr Ruhe, wie früher, die Merkwürdigkeiten von Paris besehen und häufig den Schau-

sischen beigewohnt hatte, reiste er am 30. August ab, hielt in Begleitung des Herzogs von Wellington, welcher die Occupations-Armee commandirte, eine Musterung der russischen Truppen und traf am 5. September im Schlosse Laaken bei Brüssel ein, wohin auch der Kronprinz, der inzwischen die Rheinprovinzen bereist hatte, kam und dem Könige über die Lage derselben einen Bericht erstattete, welcher nicht ganz erfreulich war. Der schwankende Zustand der noch nicht geordneten Verwaltung hatte eine Mißstimmung hervorgebracht, welche die Noth des Landes durch den Getreide-Mangel und durch die gänzlich unterdrückte Industrie vermehrte. Von hier gingen sie beide über Trier und Cassel nach Berlin, wo sie am 21. Septbr. eintrafen, um den Herbst-Uebungen der Truppen beizuwohnen. Ueberall wurden dem Könige Adressen von den Städten übergeben, unter welchen sich vorzugsweise diejenige der Stadt Trier auszeichnete. Man bat darin um die Wiederherstellung der Stände, um die Beibehaltung der Oeffentlichkeit des Rechts-Verfahrens, der Geschworenen-Gerichte, und um die Unterstützung der gänzlich gesunkenen Industrie, indem ihre Produkte in Holland und England hoch impostirt und diejenigen der Ausländer frei oder mit sehr mäßigen Zöllen belegt eingebracht würden. Der König überzeugte sich, daß der provisorische Zustand des Landes nicht länger dauern könne, ohne gerechtes Mißvergnügen zu erregen, und daß das Industrie- und das Fabrik-Wesen,

welches dort so wesentlich zum Wohlstande des Landes beiträgt, unterstützt werden müsse, und beauftragte daher den Staatskanzler, sich unverzüglich selbst an den Rhein zu begeben, um allen Mängeln abzuhelfen. Dieser reiste auch am 9. Decbr. dorthin ab.

Ein großes Aufsehn machte zu jener Zeit die Verhaftung des Obersten v. Massenbach, eben desselben, welcher in seinen Memoiren einräumt, daß er als Chef des General-Stabes dem Fürsten Hohenlohe bei Prenzlow gerathen zu capituliren, weil er in dem Wahn gestanden, die Armee stehe noch auf dem linken Ufer der Ucker, da sie sich doch bereits auf dem rechten Ufer befand. Gegen den Inhalt der Kriegs-Artikel, welche die Veröffentlichung der Kriegsoperationen und der den General-Stabs-Offizieren anvertrauten Schriften und sonstigen Documente bei Todesstrafe verbietet, hatte er in seinen Memoiren die Staatsgeheimnisse auf das gröblichste verletzt. Schon im Jahr 1811 hatte er den König dieserhalb um Verzeihung gebeten, und dieser hatte ihm solche in gewohnter Milde unter der Bedingung bewilligt, daß er mit dem Schreiben über die preußischen Verhältnisse aufhöre; dennoch waren seitdem mehrere Aufsätze von ihm, über diesen Gegenstand, öffentlich erschienen. Unterm 5. Januar suchte er seinen Abschied nach, der ihm unter der Bedingung bewilligt ward, daß er nach Berlin kommen und die noch in seinen Händen befindlichen Dienstpapiere, zu deren

Besitz er in seinem Verhältnisse als General-Stabs-Offizier gelangt war, ausliefern sollte. Jetzt hatte er die Freiheit, sich an den General Grafen Gneisenau zu wenden, und demselben zu schreiben: „Er „habe neue Memoiren ausgearbeitet, wofür ihm der „englische Buchhändler 10,000 Pf. Sterl. geboten, „er wolle das Manuscript dem Könige überlassen, „wenn dieser ihm 11,000 Stck. Frd. zahle, und da„mit er sehen könnte, wovon sie handelten, so füge „er das Inhalts-Verzeichniß bei.“ Gneisenau brachte das Schreiben dem Könige. Dieser war zwar empört, erklärte aber in seinem gewohnten Edelmuth:

> Wenn der Massenbach mich mit seinen Memoiren angreifen will, so enthalte ich mich jeder Rüge. Das Staats-Ministerium soll entscheiden, ob er — abgesehen von meiner Person — ein Staatsvergehen, durch den beabsichtigten Druck, begehen würde, und hiernach das Gesetzliche verfügen.

Das Ministerium war einstimmig der Meinung, daß Massenbach, der noch preußischer Offizier sei, vor ein Kriegsgericht gestellt werden müsse, indem er schon früher Staatsgeheimnisse bekannt gemacht habe und jetzt wiederum damit drohe, worauf gesetzlich die Todesstrafe stehe.

Massenbach hielt sich in Frankfurt auf. Es ward daher der Magistrat requirirt, ihn als preußischen Unterthan und Beamten zu verhaften und ihn dem Hauptmann v. Kölichen zu übergeben; dies geschah.

Jener nahm ihn in Empfang und brachte ihn nach Berlin, von wo er nach Küstrin gesandt und vor das Kriegsgericht gestellt ward. Von seiner Bestrafung wird weiter unten die Rede sein.

Im Jahr 1818 erließ der König das für das Wohl des Staats so wichtige Gesetz vom 26. Mai über den Zoll und die Verbrauchssteuer von ausländischen Waaren und über den Verkehr zwischen den Provinzen des Staats. Der möglichst freie Verkehr, so weit er bei der nothwendigen Erhebung von Abgaben vom Handel bestehen konnte, war der Zweck des Gesetzes; daher wurden alle Staats-, Kommunal- und Privat-Binnen-Zölle im Lande aufgehoben, und dadurch die größten Hindernisse aus dem Wege geräumt, welche dem freien Verkehr im Handel entgegen standen. Alle Zoll-Linien wurden auf die Grenzen der Monarchie gelegt, und durch eine angemessene Besteuerung des äußern Handels und des Verbrauchs fremder Waaren die inländische Gewerbsamkeit geschützt. Allen fremden Erzeugnissen der Natur und der Kunst ward der Eingang, der Verbrauch und die Durchfuhr, und allen inländischen Erzeugnissen der Natur und Kunst die Ausfuhr gestattet. Letztere sollte in der Regel zollfrei sein, nur einigen wenigen Artikeln ward eine geringe Ausfuhr-Steuer auferlegt. Die Steuer für die Einfuhr sollte in der Regel 15 Sgr. für den Centner betragen, jedoch ward einigen Artikeln, wenn sie im Lande blieben, noch eine Verbrauchssteuer zugesetzt. Hierdurch

wand nun die bisherige Erhebungsart der indirekten Steuern gänzlich umgewandelt, und wer sich noch der Plackereien zu erinnern weiß, welche sowohl der Kaufmann als der Reisende und selbst der Spazieren-Fahrende an den Thoren, und wer auch nur ein Packet aus der nächsten Stadt durch die Post erhielt, von der Accise zu erdulden hatte, der wird dieses Gesetz segnen.

Den Fabrikherren am Rhein, namentlich aus Düsseldorf und Cleve, genügte dieses Gesetz noch nicht. Es erging aus mehreren Städten unterm 27. April eine Petition an den König, in welcher sie sehr richtig vorschlugen, mit mehreren Staaten zusammen ein gemeinschaftliches Zoll-System zu bilden, um so ihren Fabrikaten einen weitern Absatz zu verschaffen. Der Staats-Kanzler entgegnete hierauf weitläuftig, daß sich Letzteres noch nicht wolle ausführen lassen; indessen haben sie das Verdienst, die Idee zu einem deutschen Zoll-Verband zuerst in Anregung gebracht zu haben.

Der Staat bedurfte einer namhaften Summe Geldes, um die vielen Verbindlichkeiten auf einmal zu erfüllen, welche ein siebenjähriger Leidens-Zustand auferlegt hatte, um so seine Finanzen zu ordnen. Hierzu kam, daß, wenn der Staat seine sämmtlichen rückständigen Zinsen zahlte, das Disconto im Lande sinken und durch die Menge des in Umlauf kommenden Geldes eine größere Lebendigkeit im Verkehr entstehen mußte. Daher befahl der König, in England, wo das Disconto damals sehr gering war,

und zwar bei dem Hause Rothschild, eine Anleihe von 30 Millionen Thalern zu machen.

Unvernünftige Leute schrien: warum man jetzt im tiefen Frieden eine Anleihe im Auslande machen und das Land in Schulden stürzen wolle, da man solches doch in der Leidens-Zeit nicht gethan hätte, und sahen den großen Militair-Etat als Ursache davon an, daß sich der Staat in Noth befände. Sie bedachten aber nicht, daß die sämmtlichen Schulden, welche sieben Jahre hindurch hatten gemacht werden müssen, und auch nicht einmal der kleinste Theil derselben, dessen Abzahlung gerade jetzt unumgänglich nöthig war, um den Credit des Landes zu erhalten, aus den täglichen Einnahmen des Staats bestritten werden könnten. Die Anleihe war durchaus nothwendig und diente zur allgemeinen Wohlfahrt; sie ward daher auf 5 Millionen Pf. Sterling abgeschlossen, und zugleich neben den Zinsen ein sinkender Fond niedergelegt, durch welchen das Kapital in 28 Jahren abbezahlt werden konnte. Bekanntlich aber ist diese Zeit nicht erforderlich gewesen und die Schuld längst getilgt. Der Staat behielt eine Million Pf. Sterling Schuld-Dokumente zur eigenen Disposition und war also auf diese Summe Selbstschuldner und Anleiher und vermochte in solcher Weise den Cours der ganzen Anleihe zu regeln. Zur Sicherheit wurden die Domainen des Staats verpfändet, auf welche Pfandbriefe ausgefertigt und diese als Caution niedergelegt wurden. Der Erfolg krönte

das Werk, denn so wie die ersten Rimessen von England eingingen und der Staat mit diesen die rückständigen Zinsen bezahlte, stiegen die preußischen Staatspapiere um 10 bis 15 Procent, und es dauerte nicht lange, so hatten sie das Pari erreicht.

Um mehr Ordnung in die Finanzen zu bringen, befahl der König unterm 7. Mai, daß sofort alle noch ausstehende Lieferungsscheine in Staatsschuldscheine umgeschrieben werden sollten, ordnete aber auch zugleich an, daß bis zum nächsten Jahr ein Staatsschuldentilgungs-Plan ausgearbeitet werden sollte, und damit in Erwartung desselben nicht die Zeit nutzlos verstreiche, bestimmte er für dieses Jahr wieder 1 Million Thaler zur Abzahlung der Schulden.

Um dem mit Arbeiten überbürdeten Fürsten Staats-Kanzler Erleichterung zu schaffen, ernannte er unterm 13. Octbr. einen eigenen Minister der auswärtigen Angelegenheiten in der Person des dänischen Ministers Grafen v. Bernstorff und den Grafen Lottum zum Schatz-Minister und Kontrolleur der Finanzen. Man war mit der erstern Wahl unzufrieden, weil sie auf einen Ausländer gefallen war; aber waren nicht so viele preußische hohe Beamten Ausländer? und dienten sie nicht treu dem edlen Könige und dem preußischen Lande? Es war richtig, daß der König das Talent überall suchte und es sich zu eigen machte; dieses wirkte mehr zum Bessern, wie strenge Abgeschlossenheit.

Rücksichtlich des Schulwesens ist merkwürdig, daß ernste Untersuchungen über den Nutzen des Turn-Wesens angestellt wurden, welches man früher mit einer Lebendigkeit aufgefaßt und eingeführt hatte, als ob hiervon Gesundheit, Leben und Bildung der künftigen Generationen abhinge. Vor allem aber macht die Stiftung der Universität Bonn, welche am 18. Octbr. erfolgte, Epoche in der Geschichte der Bildung des Volks. Die trefflichsten Lehrer wurden erwählt, um die dortigen Lehrstühle zu zieren, und ein jährlicher Fond von 86,000 Thlr. zu ihrer Unterhaltung, 60,000 Thlr. aber zur ersten Einrichtung der Universität ausgesetzt. Rücksichtlich der Künste stiftete der König in diesem Jahr die Maler-Schule in Düsseldorf, und berief den berühmten Cornelius als Direktor derselben. Beide Anstalten erfreuen sich des schönsten Gedeihens. Als man so deutlich die Fürsorge des Königs für das Wohl des Staates sah, legte sich in den alten Provinzen der Konstitutions-Schwindel, aber nicht in den Rheinlanden. Hier sammelte man in Aachen und Coblenz Unterschriften zu einer Petition an den Bundes-Tag, um den König zur Ertheilung der Konstitution zu veranlassen, und eine Deputation, den famösen Görres an der Spitze, in altdeutsche Tracht gekleidet, übergab eine ähnliche in Coblenz dem Staats-Kanzler. Diese Umtriebe wurden dem Könige endlich doch zu arg, und besonders erfüllte es ihn mit Unwillen, daß man die Dazwischenkunft des deutschen Bundes

Tages in Anſpruch genommen hatte; er erließ daher am 21. Mai 1818 folgende Kabinetsordre an die Stadt Koblenz:

„Weder in dem Edikt vom 22. Mai 1815, noch „in dem Artikel 13. der Bundes-Akte iſt eine Zeit „beſtimmt, wenn die landſtändiſche Verfaſſung ein„treten ſoll. Nicht jede Zeit iſt die rechte, eine Ver„änderung in die Verfaſſung des Staates einzufüh„ren. Wer den Landesherrn, der dieſe Zuſicherung „aus ganz freier Entſchließung gab, daran erinnert, „zweifelt freventlich an der Unverbrüchlichkeit ſeiner „Zuſage, und greift ſeinem Urtheil über die rechte „Zeit der Einführung dieſer Verfaſſung vor, das „eben ſo frei ſein muß, als ſein erſter Entſchluß es „war. Jeder Kommun, jeder Korporation und je„dem Einzelnen ſteht es frei, am Thron, wie bei den „Miniſtern und Behörden, ſein Geſuch vorſtellig zu „machen; das Auffordern, zu ſuppliciren, kann aber „nicht geſtattet werden, und ein ſolches Auffordern „liegt augenſcheinlich darin, wenn eine Bittſchrift „im Lande umhergeſchickt und nachgefragt wird, „wer von der Einwohnerſchaft unterzeichnen will. „Die mir vor einigen Tagen zugekommene Vorſtel„lung mehrerer Stadt- und Dorfgemeinden, und „Einwohner des Coblenzer Regierungs-Departe„ments, datirt vom 18. Octbr. v. J. kann alſo nur „mein gerechtes Mißfallen erregen. Ich werde be„ſtimmen, wenn die Zuſage einer landſtändiſchen „Verfaſſung in Erfüllung gehen ſoll, und Mich,

„durch unzeitige Vorstellungen, im richtigen Fort„schreiten zu diesem Ziele, worüber unlängst Meine „Erklärung bei dem Bundes-Vereine abgegeben ist, „und demgemäß die weitere Vorbereitung erfolgen „wird, nicht übereilen lassen. Der Unterthanen „Pflicht ist es, im Vertrauen auf Meine freie Ent„schließung, die jene Zusicherung gab, und den be„treffenden Artikel der Bundesacte veranlaßte, den „Zeitpunkt abzuwarten, den Ich, von der Uebersicht „des Ganzen geleitet, zu ihrer Erfüllung geeignet fin„den werde. Fr. Wh."

Der Gemeinde Hanzenport, von welcher er erfuhr, daß sie jene Adresse an den Bundes-Tag, ohngeachtet sie dazu aufgefordert war, nicht unterzeichnet, sondern erklärt hatte: sie sei mit ihrem Zustande völlig zufrieden, äußerte er seine Zufriedenheit mit den Worten: er habe solches gern vernommen und wolle daher der Gemeinde, an deren Wohlergehen er stets Antheil nehmen werde, sein Wohlgefallen darüber zu erkennen geben.

Die an die Koblenzer gerichtete Kabinetsordre erregte manche Unzufriedenheit, indem man das Petitions-Recht gekränkt glaubte; indessen wurden in keinem Lande so viel Petitionen eingereicht wie bei uns, und zwischen diesen und Adressenschmieden und Unterschriftensammlern — man weiß ja, wie es dabei hergeht — liegt ein himmelweiter Unterschied.

So wenig nun etwas über den Inhalt der künftigen Konstitution verlautete, so geschah doch etwas,

worauf die Freunde derſelben neue Hoffnungen gründeten. Man rief die alten Brandenburgiſchen Stände zuſammen. Dieſes hatte aber keinen andern Zweck, als den, die Provinzial-Kriegs-Schulden zu ordnen.

In militairiſcher Hinſicht war der Bau der Feſtungen am Rhein das Wichtigſte, was Friedrich Wilhelm im Jahre 1817 anordnete, und die bereits in dieſem Jahr anſehnlich vorgeſchritten waren. Preußen iſt der Verfechter Deutſchlands am Niederrhein, und den Mangel der Feſtungen, dieſer Schutzwehren, hatte man in frühern Kriegen empfindlich gefühlt. — Die Feſtungswerke von Minden und Saarlouis waren verſtärkt, die vom Felſenneſt Luxemburg wiederhergeſtellt worden. — Jülichs Bollwerke waren verbeſſert. In einem furchtbaren Vertheidigungs-Stand befand ſich Weſel, und noch immer arbeiteten Hunderte von Menſchen an dem Fort Blücher daſelbſt. Köln war mit ſeinen Montalembert'ſchen Thürmen eine Feſtung erſten Ranges geworden. Koblenz mit Ehrenbreitſtein, der Karthauſe und dem Petersberge bildeten vier ſich unterſtützende Feſtungen an beiden Ufern des Rheins und der Moſel. —

Strenge hielt der König auf Dienſtpflicht, nn eine Kompagnie Garde du Corps, ſeiner Lieblingslingstruppen, welche ſich gegen ihre Vorgeſetzten aufgelehnt hatte, ward ſofort unter andere Regimenter geſteckt und ein ſtrenger Parole-Befehl deshalb erlaſſen. — Seine Söhne ſollten Krieger wer-

den, weil Preußen ein kriegerischer Staat ist, daher befahl er, daß die Prinzen den Sitzungen des Kriegs-Ministerii beiwohnen mußten, und vertraute seinem Sohne, dem Prinzen Wilhelm, den Befehl über die Garde-Brigade an.

Mit fremden Mächten schloß er außer mehreren unwichtigen Kartell-Verträgen, in Gemeinschaft mit andern Großmächten, die vorzugsweise merkwürdige Convention vom 25. April, nach welcher endlich die Forderungen der Privat-Personen an Frankreich auf ein Aversional-Quantum von 240 Millionen Franken bestimmt, die in 12,040,000 Franken Renten auf das große Buch der Staatsschuld Frankreichs eingeschrieben wurden. Hiervon bekam Preußen 2,600,000 Franken Rente, und sofort ward mit der Vertheilung an die Gläubiger vorgeschritten.

Mit Rußland wurden die Grenzen in Gemäßheit des Vertrags vom 11. Novbr. des vorigen Jahres festgestellt. Mit dem deutschen Bunde ward das Kontingent verabredet, welches Preußen zum Bundes-Heer stellen sollte, es betrug 84,000 Mann, und eben soviel lieferte Oestreich. Die Provinzen Ost- und Westpreußen und Posen wurden aber vom deutschen Bunde, als nicht zu Deutschland gehörig, ausgeschlossen.

Was der in diesem Jahre gehaltene Congreß in Aachen brachte, soll am Schlusse der Geschichte desselben erzählt werden.

Zahllos waren die Wohlthaten, welche der König Einzelnen erwies. Er befahl den Bau des Hafens von Swinemünde, um den Handel Stettins zu beleben; er schenkte der Stadt Thorn 60,000 Thlr. Baugelder und 6000 Thlr. zum Bau der Kirche; der Stadt Aachen die ihr von Napoleon abgenommenen warmen Bäder. In Berlin ward der Bau des abgebrannten Komödien-Hauses angeordnet. Er ließ allen Militair- und Civil-Pensionairs die Rückstände aus der Leidenszeit Preußens nachzahlen, befahl die Wiederanstellung der durch den Tilsiter Frieden brodlos gewordenen Offizianten und die Nachzahlung des Diensteinkommens, das sie gehabt hatten. Doch wer kann das Gute alles erzählen, was der edle Monarch gethan hat! —

Schon bei der Trennung im vorigen Jahre hatte der König seiner Tochter, der Großfürstin von Rußland, versprochen, sie zu besuchen. Nun war sie am 29. April von einem Prinzen entbunden, und die Sehnsucht, Tochter und Enkel zu umarmen, zogen ihn mächtig nach Rußland hin. Man kam überein, in Moskau das Fest des Wiedersehns zu feiern. Am 27. Mai verließ der König, nachdem er seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, zum Reichsverweser während seiner Abwesenheit ernannt hatte, in Begleitung des Kronprinzen und des Herzogs Carl von Mecklenburg Berlin, und ging über Posen, Thorn und Königsberg, wo er überall Revüe über die Truppen hielt, nach Moskau, wo er am 16. Juni eintraf. Seine

erhabene Tochter kam ihm bis zum letzten Nachtquartier entgegen, und am folgenden Morgen geschah der feierliche Einzug in die Kaiserstadt. Feste folgten auf Feste bis zum 27. Juni, wo der König seinem schon vorangereis'ten hohen Wirth, dem Kaiser Alexander, nach Petersburg folgte. Ebenso feierlich war hier der Empfang, und rührend die Aufmerksamkeit des Kaisers gegen seinen königlichen Freund. Er hatte unter andern die Gemächer des Königs bis auf die größte Kleinigkeit denjenigen, die er in Berlin bewohnte, nachbilden lassen, so daß er sich in Petersburg wie zu Hause fühlen mußte. Aber die Tage der Freude wurden dadurch getrübt, daß sein Schwiegersohn die Masernkrankheit bekam, und seine Gattin, als treue Pflegerin des Kranken, abgehalten wurde, an den Festlichkeiten Theil zu nehmen, die zur Ehre der Gäste bereitet wurden. Später verfiel sie in dieselbe Krankheit, doch ging sie bei beiden leicht vorüber.

Den König riefen wichtige Geschäfte zurück, er reisete am 16. Juli ab und traf am 30. gesund in Berlin wieder ein; der Kronprinz blieb noch bei seinen theuren Kranken zurück und kam erst am 17. August, als alle Gefahr beseitigt war, nach Berlin zurück.

Die Zusammenkunft der drei Monarchen in Aachen war verabredet und am 17. Sept. traf Alexander zu diesem Zweck in Berlin ein. Jetzt bereitete ihm Friedrich Wilhelm einen ähnlichen feier-

lichen Empfang, wie er in Petersburg genossen hatte, aber hiebei begegnete dem Kaiser ein Unfall, der die schrecklichsten Folgen hätte haben können, denn indem er zwischen der Mohren- und Bärenstraße an die Spitze seines Küraßier-Regiments gelangte, wo ihn der Kronprinz begrüßte, trat sein Pferd im Rinnstein fehl und stürzte. Der gewandte Reiter schwang sich aber sofort wieder in den Sattel und setzte den Zug fort. Ein lauter Volksjubel begrüßte ihn, denn man hatte die Hülfe noch nicht vergessen, die er den Preußen 1813 gebracht hatte. Am folgenden Morgen ward die neue Haupt-Wache eingeweiht, und am 19. der Grundstein zu dem Sieges-Denkmal auf dem Temptower-Berge gelegt, bei welcher Gelegenheit der König folgende Kabinetsordre erließ.

„Nachdem auf den denkwürdigsten Wahlplätzen den gefallenen Helden Denkmäler errichtet worden, ist es mein Wunsch, auch in der Hauptstadt des Reichs Meinem treuen Volke, und insbesondere allen denen, die aus seiner Mitte den Kampf für Freiheit und Recht bestanden, als gemeinsames Anerkenntniß edler Hingebung für König und Vaterland, ein Denkmal von Eisen zu widmen. Am heutigen Tage ist der Grundstein dazu gelegt worden. Die Anwesenheit Meines erhabenen Freundes und Bundesgenossen, des Kaisers von Rußland Majestät, hat die Feier dieser Handlung verherrlicht. In Jahresfrist wird das Denkmal vollendet sein, eine ehrende Erinnerung für die muthigen Streiter

der großen Zeit, und eine ernste Mahnung an die Jugend des Volks, ihnen nachzueifern in Tapferkeit und treuer Liebe für König und Vaerland! —

Berlin, den 19. Sept. 1818.

(gez.) Friedrich Wilhelm."

Die Truppen erhielten am Abend Freibillets zum Schauspiel, wo Johanna von Orleans aufgeführt ward. — Darauf reiseten die Monarchen zum Congreß nach Aachen ab. —

Viel ward in der Welt über die Zwecke dieses Congresses geschwatzt, und doch waren sie so einfach. Die Monarchen hatten bei dem Pariser Friedensschluß verabredet, von Zeit zu Zeit zusammen zu kommen und sich darüber zu besprechen, was zur gänzlichen Beruhigung Europa's und zur Erhaltung des Friedens nöthig sei. Nach Verlauf von drei Jahren mußte nun die Verabredung in Erfüllung gehen. Hiezu kam, daß nach diesem Frieden Frankreich mindestens drei Jahr das Beobachtungskorps aufnehmen sollte, daß aber auch diese Frist bis auf fünf Jahre verlängert werden konnte. Diese drei Jahre waren vorüber und es kam nun darauf an, sich zu berathen, ob der Zustand Frankreichs so weit geordnet sei, daß man ohne Gefahr die Kriegsvölker aus demselben zurückziehen könne. Dieses war der einzige Zweck der Zusammenkunft in Aachen.

Der König traf am 27. Sept. dort ein, um seine Gäste zu empfangen.

Am folgenden Tagen gegen Mittag langte Kaiser Franz an. Der König war ihm entgegen gefahren. Beide, in einem Wagen sitzend, zogen unter dem Jubel des Volks ein. Am Abend traf Alexander, vom Könige gleichfalls eingeholt, ein, und Beide begaben sich sogleich zu dem Kaiser Franz, wo die drei Monarchen ihr Wiedersehen mit Innigkeit feierten. —

Unglaublich war die Zahl der Fremden, welche sich in Aachen zusammenfanden, und ungeheure Miethen wurden von ihnen bezahlt. Nicht allein, daß die drei Monarchen ihre Minister und ihr Gefolge bei sich hatten; von Seiten Frankreichs erschien auch noch der Herzog von Richelieu, und von Seiten Englands der Herzog v. Wellington und Lord Castlereagh mit einer zahlreichen Begleitung. Aber auch die kleinen Mächte hatten Abgeordnete geschickt, um zu erforschen, was in dem Rath der Großen vorgehe. Außerdem waren die Banquiers Rothschild aus Paris, Baring aus London und Hope aus Amsterdam, um die Geldgeschäfte, welche vorgenommen werden möchten, zu besorgen, gegenwärtig. Täglich gab es Vergnügungen und Feste. Die Catalani sang, Eslair spielte; aber bei allem diesem rauschenden Treiben wurden die Konferenzen der Minister dennoch Vor- und Nachmittags gehalten. Doch es ward über dasjenige, was vorging, ein solcher Schleier des Geheimnisses geworfen, daß Niemand erfuhr, was eigentlich verabredet ward, ja

nicht einmal was der Gegenstand der Verhandlungen war. Die Monarchen und auch ihre Staatsmänner lebten höchst einfach, sie fuhren nur mit zwei Pferden spazieren, worüber sich die Aachner sehr wunderten, die sie gern mit Achten hätten kutschiren sehen; kein großes Gefolge begleitete sie, und oft vermuthete man nicht, daß der einem begegnende Mann im blauen Frack und runden Hut der Sieger von Belle-Alliance oder ein großer Staatsmann sei. Dagegen bewiesen sich die Monarchen gegenseitig die herzlichste Freundschaft und die zarteste Aufmerksamkeit. Als Kaiser Franz das Grab und die Reliquien Carls des Großen besah, empfing ihn dort Friedrich Wilhelm. Es bewies dieses eben soviel Zartheit des Gefühls als Hochsinn, und es schien, als müsse der Genius des großen Ahnherrn aus der Gruft emporsteigen, um beide Monarchen zu vereinigen.

Am 9. Octbr. ward das Hauptwerk des Congresses vollendet, denn es ward die Konvention mit Frankreich geschlossen, nach welcher letzteres sofort geräumt werden sollte, dagegen aber die Verpflegungs-Kosten der Heere für die beiden Jahre, welche den Truppen früher abgingen, mit 265 Millionen Franks und unter diesen 100 Millionen in Inscriptionen von Renten auf das große Buch zahlen sollte.

Nun ergab sich auch, zu welchem Zweck die Banquiers nach Aachen gekommen waren. Sie besorgten nämlich die hierdurch nöthig werdenden gro-

ßen Geldgeschäfte. Erhaben war die Feier des 18. October, des Jahrstags der Schlacht bei Leipzig. Es ward ein feierlicher Militair-Gottesdienst im Freien gehalten, und beim Schlusse desselben standen die drei Monarchen, die Rechte in einander legend, so wie vor 5 Jahren auf dem Schlachtfelde von Leipzig, und gelobten sich von neuem gegenseitige Freundschaft und treue Fürsorge für ihre Völker.

Am 20. October reiseten Friedrich Wilhelm und Alexander zur Armee nach Frankreich ab, hielten Revüe über die Preußen bei Sedan, und gingen dann nach Paris. Der Kaiser Franz blieb in Aachen zurück. Auch Alexander hielt sich nur einen Tag in der Hauptstadt Frankreichs auf, aber der König, Großfürst Constantin und Prinz Carl von Preußen blieben acht Tage dort, genossen der ausgezeichnetsten Aufnahme vom Könige von Frankreich und vom französischen Volk. Selbst die Damen der Halle brachten ihnen einen großen Blumenstrauß; wohl konnten sie dem Könige für die bewiesene Mäßigung dankbar sein. Am 3. November reis'ten die Fürsten wieder ab und kehrten nach Aachen zurück. Nachdem man Frankreich noch förmlich aufgefordert hatte, dem allgemeinen Friedensbunde beizutreten, und das Heil der Völker durch dessen Erhaltung zu bewirken zu suchen, und dieses solches freudig zu thun erklärt hatte, so ward am 15. Novbr. die Schluß-Session des Congresses gehalten und in derselben nachstehende Deklaration von demselben Tage erlassen.

„Jetzt, wo die Wiederherſtellung des Friedens in „Europa durch den Entſchluß, die fremden Truppen „von dem franzöſiſchen Gebiete zurückzuziehen, voll„endet iſt, und die Vorſichtsmaßregeln aufhören, „welche die beklagenswerthen Ereigniſſe nothwendig „gemacht hatten, haben die Miniſter und Bevoll„mächtigten J. J. M. M. des Kaiſers von Oeſtreich, „des Königs von Frankreich, des Königs von Groß„britannien, des Königs von Preußen und des Kai„ſers aller Reußen von ihren Souverainen den Be„fehl erhalten, den Erfolg ihrer Zuſammenkunft zu „Aachen allen europäiſchen Höfen mitzutheilen und „zu dem Ende nachſtehende Declaration zu machen: „Die Uebereinkunft vom 9ten Octbr., welche die Voll„ziehung der in dem Friedens-Tractat vom 20ten „Novbr. 1815 eingegangenen Verpflichtungen defini„tiv beſtimmte, wird von den Souverainen, welche „dieſelbe abgeſchloſſen haben, als Schlußſtein an dem „Gebäude des Friedens, und als die Vollendung des „politiſchen Syſtems betrachtet, welches deſſen Dauer „ſichern ſoll. Die innige Verbindung zwiſchen den „Souverainen, welche dieſem Syſteme nicht minder „wegen ihrer eigenen Grundſätze, als aus Rückſicht „für das Wohl ihrer Völker huldigen, bietet Europa „das heiligſte Unterpfand ſeiner künftigen Ruhe. Der „Zweck dieſes Bundes iſt eben ſo einfach, als groß „und ſegenbringend. Er beabſichtigt keine neue „politiſche Combinationen, keine Veränderung der „durch die beſtehenden Verträge geheiligten Verhält-

„nisse. Ruhig und unwandelbar in seinem Wirken, „hat er keinen andern Zweck, als die Erhaltung des „Friedens und die Verbürgung der Verträge, welche „ihn begründet und befestiget haben. Indem die „Souveraine diesen erlauchten Verein schlossen, haben „sie als Grundlage den unwandelbaren Entschluß „angenommen, sich nie, weder in ihren Verhältnissen „unter sich, noch zu andern Staaten von der genau„sten Befolgung der Grundsätze des Völkerrechts zu „entfernen — Grundsätze, die in ihrer Anwendung „auf einen Zustand dauerhaften Friedens allein die „Unabhängigkeit jeder Regierung und die Festigkeit „des allgemeinen Vereins auf eine wirksame Art ver„bürgen können. Treu diesen Grundsätzen, werden „die Souveraine solche in den Zusammenkünften auf„recht erhalten, denen sie in Person beiwohnen, oder „die zwischen ihren Ministern stattfinden werden, sie „mögen nun die gemeinsame Berathung ihrer eige„nen Verhältnisse zum Gegenstande haben, oder sich „auf solche beziehen, bei welchen andere Regierungen „ihre Dazwischenkunft förmlich verlangt hätten. Der„selbe Geist, der ihre Berathungen leiten, und in „ihren diplomatischen Verbindungen herrschen wird, „soll auch diese Zusammenkünfte beseelen, und die „Ruhe der Welt beständig ihre Veranlassung und „ihr Zweck sein. In solchen Gesinnungen haben die „Souveraine das Werk vollendet, zu dem sie berufen „waren. Sie werden unaufhörlich trachten, es zu „befestigen und es zu vervollkommnen. Sie erken-

„nen feierlich, daß ihre Pflichten gegen Gott und ge„gen die Völker, die sie regieren, es ihnen zum Ge„setz machen, der Welt, so viel an ihnen ist, das Bei„spiel der Gerechtigkeit, der Eintracht und der Mä„ßigung zu geben, und preisen sich glücklich, in Zu„kunft alle ihre Kräfte nur auf den Schutz der Künste „des Friedens, auf die Vermehrung der innern Wohl„fahrt ihrer Staaten und auf die Wiederbelebung „jener religiösen und moralischen Gefühle verwenden „zu können, deren Herrschaft durch das Unglück der „Zeiten nur zu sehr geschwächt ist.“

Aachen, den 15. Novbr. 1818.

Metternich, Richelieu, Castlereagh, Wellington, Bernstorff, Nesselrode, Capo d'Istria.

Diese Erklärung eröffnete der Welt das politische System, dem die fünf Großmächte huldigten. So lange hatten viere die Quadrupel-Alliance gegen Frankreich gebildet, jetzt ward dieses in dem allgemeinen Friedensbund mit aufgenommen. Man hielt an diesem Tage ein Abschiedsdiner. Die Kaufmannschaft gab einen Ball, auf dem die drei Monarchen erschienen und welchen Alexander mit einer Polonaise eröffnete, und in den folgenden Tagen reis'ten Alexander und Franz ab; der König, durch ein Schnupfenfieber zurückgehalten, kehrte erst am 20. Nov. nach seiner Residenz zurück, nachdem er noch zuvor den Herzog von Wellington zum Feldmarschall seiner Armee ernannt hatte. Er traf in Potsdam am 28ten Novbr. ein. Die Minister blieben noch einige Zeit

in Aachen zusammen, um manche Nebensache zu ordnen, was bis dahin in dem Drange der Hauptgeschäfte nicht möglich gewesen war.

Die Behandlung der Staatsangelegenheiten auf diesem Congreß machte Epoche. Sie war neu und wohlthätig, ein eigener Geist waltete darin, und durch diese bekam die Politik eine ganz andere Gestalt. Das feierliche Anerkenntniß, daß das Völkerrecht die einzige Grundlage für die Ausgleichung der Streitigkeiten unter den Staaten sei, war erhaben. Eben so edel die Wahrung der Rechte jener Völker, welche in dem Bunde nicht aufgenommen waren. Schön und groß aber der Schluß der vorerwähnten Deklaration.

* * *

Die ersten Tage des Jahres 1819 brachten eine Veränderung im Ministerio hervor. Der König hob das Polizei-Ministerium auf und vereinigte es mit dem Ministerium des Innern, welchem der Herr von Schuckmann vorstand; von diesem trennte er wiederum die ständischen Angelegenheiten, alle Kommunal-Sachen, das Provinzial- und Kommunal-Schulden-Wesen, die Militair-Sachen, so weit sie nicht dem Kriegsministerio zustehen, und setzte diesem den Minister v. Humboldt vor, welcher auch noch die Führung der Neufchateller Angelegenheiten erhielt. Der bisherige Polizei-Minister Fürst von Wittgenstein ward Minister des Königlichen Hauses, und so trat dieser Ehrenmann, vielleicht der einzige, den der Kö-

nig mehr als seinen Freund, denn als seinen Beamten schätzte, in noch engere Verbindung mit ihm. Der Staats-Kanzler behielt nur, außer der allgemeinen Leitung der ganzen Verwaltung, die Ober-Rechnungs-Kammer und das statistische Büreau unter seiner speciellen Aufsicht.

Der Kronprinz, welcher nun zu reifern Jahren gelangt war, erhielt Sitz und Stimme im Staatsministerio, um die schwere Regierungs-Last praktisch zu üben und dem Vater in der Verwaltung des Staats beizustehen; sein Bruder Karl hingegen ward feierlichst in den Staatsrath eingeführt.

Hiernächst ward das Steuer-System, welches die Verordnung vom 26sten Mai 1818 vorbereitet hatte, noch weiter ausgedehnt, es wurde eine Steuer auf Branntwein, Braumalz, Weinmost und Tabaksblätter gelegt, dagegen aber alle Accise-, Gemeinde- und andere Abgaben, welche den Verkehr belästigten, und auch die Handels-Accise von Vieh, um jede Beschränkung des Gewerbes zu vermeiden, aufgehoben. Handel und Gewerbe mit allen natürlichen und künstlichen Erzeugnissen des Landes sollte zwischen den Städten und dem platten Lande, und zwischen den einzelnen Provinzen frei sein.

Die Fenster- und Thüren-Steuer am Rhein ward als eine landesherrliche Abgabe aufgehoben und den Städten überlassen, sie zu Kommunal-Zwecken beizubehalten und deren Ertrag hiezu zu verwenden, oder sie ganz eingehen zu lassen.

Die Armenpflege in Berlin wurde bis dahin vom Staate beſorgt, jetzt hob der König das Armendirektorium auf, legte die Verſorgung der Armen in die Hände der Kommunen, beſtimmte aber eine höchſt bedeutende Summe als ſeinen Beitrag zu dieſer Laſt. Es ward ferner ein neuer Chauſſee-Geld-Tarif feſtgeſtellt. Des Königs Auge richtete ſich milde auf den Bauernſtand, indem er die Leibeigenſchaft in dem Kottbuſſer Kreiſe, den beiden Lauſitzen und den übrigen ehemaligen ſächſiſchen Ländern aufhob und auch die Verleihung des Eigenthums im Kottbuſſer Kreiſe an die Bauern nach dem Edict vom 14ten Sepbr. 1811 anordnete. Den Bauern des Großherzogthums Poſen verſprach er dieſelbe Wohlthat, und ordnete ſchon jetzt an, daß ſie nicht mehr willkürlich von den Höfen entſetzt werden durften.

In den Rheinprovinzen fing er durch die Kabinets-Ordre vom 21. Juni an, das gerichtliche Verfahren auf einen beſtimmten Fuß einzurichten, er hob die Reviſions- und-Caſſations-Höfe in Düſſeldorf und Koblenz auf, und errichtete einen ſolchen Gerichtshof in Berlin; die übrigen von dem Staatsminiſter von Beyme gemachten Vorſchläge zur Einrichtung der Juſtiz-Verfaſſung wurden dem Staatsrath zur Prüfung vorgelegt.

Mit auswärtigen Mächten wurden fortwährend Verträge über die Freizügigkeit und Aufhebung des Abſchoſſes geſchloſſen, um auch dieſe Schranken, welche noch aus den Zeiten des alten Feudal-Syſtems

her auf der persönlichen Freiheit der Menschen ruhten, fortzuräumen. Das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz hatte auch durch die Kantons Kronenberg, Reiferscheid und Schleiden nach dem Pariser Frieden am Rhein eine Entschädigung für die Kriegskosten erhalten; diese kaufte der König für eine Million Thaler, in 20 vierteljährigen Terminen zahlbar, an sich und vereinigte sie mit Rhein-Preußen.

Dagegen verlieh er die Stadt Kratoszyn im Großherzogthum Posen und mehrere dabei belegene Dörfer, dem Fürsten von Thurn und Taxis unter dem Namen des Fürstenthums Krotoszyn und als freie Standesherrschaft, als eine Entschädigung für den Verlust des Postregals in den Rheinlanden, welche derselbe als deutscher Reichs-Postmeister früher ausgeübt hatte.

Das Pensionswesen der Diener der ehemaligen Reichsfürsten am Rhein ward vom Könige mit großer Liberalität geordnet und so ihrer drückenden Noth abgeholfen.

Alle Aufregung schien jetzt beendigt und man war geneigt, die Segnungen des Friedens ungestört genießen zu wollen, als eine schauderhafte That den Fürsten darüber die Augen öffnete, daß das Feuer immer noch unter der Asche glimme und nur Gelegenheit suche, in lichte Flamme auszubrechen, um Throne und Reiche umzustürzen und die Wohlfahrt der Völker zu zerstören. Es war dieses die Mordthat, welche der Student Sand aus Jena an dem

Staatsrath v. Kotzebue zu Mannheim am 23. März im fanatischen Eifer verübte, indem er ihn für denjenigen hielt, der sich der Freiheit des deutschen Volks entgegenstelle und als Spion Rußlands diene. Kotzebue hatte freilich den damals herrschenden Konstitutions-Schwindel und die Sucht nach unbeschränkter Preßfreiheit mit satyrischen Waffen bekämpft, aber dennoch verdiente dieser ausgezeichnete Schriftsteller nicht durch den Dolch eines Mörders zu fallen. — Kurze Zeit darauf ward ein ähnlicher Angriff, der glücklicherweise fehlschlug, auf den Nassauischen Präsidenten Ibell durch einen Apotheker Löning in Schwalbach gemacht, und es brachen im Oden-Walde wirklich Unruhen aus. Jetzt forschte man nach und kam bald dem weit verzweigten Bunde auf die Spur, welcher seine Haupt-Mitglieder unter der allgemeinen Burschenschaft, einem Studenten-Verein, der sich über alle Universitäten ausdehnte, hatte, der aber auch von ältern Männern unvermerkt geleitet ward, und der nichts weniger bezweckte, als alle Regierungsformen umzustürzen, und aus Deutschland ein Reich, sei es als Republik, oder als ein Kaiserthum, jedo mit einer sehr freien Verfassung, darüber waren die Glieder selbst uneins, zu bilden. Jeder Vater mußte Gott danken, wenn dieser Geist von den Universitäten, die eine Art Vehm-Gericht bilden wollten, vor welchem Niemand seines Lebens sicher war, wieder verbannt ward. Religiöser und politischer Fanatismus war den Deutschen bis dahin fremd gewesen. Wir

hatten keinen Ravaillac, keinen Clement aufzuweisen gehabt, der milde Geist der deutsch-katholischen und der protestantischen Kirche hatten die Entstehung des erstern verhindert. Jetzt schienen wir am Vorabende wichtiger Ereignisse zu stehen, der Charakter der deutschen Jugend schien sich umgewandelt zu haben, Verrath an dem Landesherrn, heimlicher Mord und politischer Fanatismus hatten sich der jugendlichen für alle heftigen Leidenschaften empfänglichen Gemüther bemächtigt.

Der König sah die Nothwendigkeit ein, ernstlichst einzuschreiten und diesem Unwesen ein Ende zu machen. Schon hatte er die Turn-Plätze schließen lassen, weil sie nicht bloß zu gymnastischen Uebungen benutzt wurden, sondern weil man hier die Jugend systematisch vorbereitete, um später die Grundsätze der Burschenschaft um so eifriger aufzufassen, weil man den Kindern dort Ideen in den Kopf setzte, die sich nur für reife Männer schickten. Man ermittelte, daß Professor Jahn, der Stifter des Turnwesens, sich von jenen demagogischen Verbindungen nicht frei gehalten hatte, er ward daher verhaftet, und die Untersuchung gegen ihn eingeleitet, dasselbe widerfuhr mehreren Studenten, Kandidaten und Referendarien, welche auf den Universitäten zu jenen strafbaren Verbindungen gehört hatten. Bei dem Buchhändler Reimer und bei den Professoren Arndt und Welcker in Bonn, welche sich stets sehr freisinnig geäußert hatten, wurden sämmtliche Papiere in Beschlag ge-

nommen. Der Zeitungsschreiber Follenius in Elberfeld wurde verhaftet. Professor de Wette bei der Universität, und Förster, Lehrer beim Kadetten-Korps, verloren ihre Stellen. De Wette hatte in einem Schreiben an die Mutter des Mörders Sand die Schandthat gerechtfertigt; seine Entlassung erfolgte von dem Könige mit der Bemerkung: daß de Wette den Mord zu vertheidigen gesucht habe, damit sei das wichtige Amt eines Lehrers der Moral und Gottesgelahrtheit nicht zu vereinigen. Der König würde sein Gewissen verletzen, wenn er einem Manne, der den Meuchelmord unter Voraussetzungen und Bedingungen für gerechtfertigt hielt, den Unterricht der Jugend ferner anvertrauen wollte, daher sollte er sofort von seinem Lehr-Amt entlassen sein. Es ist wohl nicht zu läugnen, daß man bei aller nothwendigen Strenge, die die Wichtigkeit der Sache erforderte, doch hie und da bisweilen zu weit ging, Unschuldige kränkte und die Aufregung vermehrte. —

Die Minister der verschiedenen Höfe kamen jetzt zu einem Congreß in Karlsbad zusammen, um sich darüber zu berathen, welche Maßregeln zu treffen seien, um diesen Revolutions-Schwindel zu ersticken und die Gährung zu dämpfen, in welcher sich die Gemüther befanden. Das Resultat der Berathungen auf diesem Congreß gab die 35ste Sitzung der Bundesversammlung vom 20. Septbr. kund, in welcher beschlossen ward,

1. wegen der provisorischen Executions-Ordnung, daß eine Kommission des Bundestags auch während der Ferien permanent sein sollte, und man die Beschlüsse der Versammlung nöthigenfalls durch Anwendung von Truppen aufrecht erhalten wollte.
2. Ueber die rücksichtlich der Universitäten zu treffenden Maßregeln, daß bei jeder solchen Lehranstalt ein Regierungsbevollmächtigter angestellt werden sollte, um auf die Erhaltung der Ordnung zu wachen; daß die Professoren, welche ihren Einfluß auf die Gemüther der Jugend mißbrauchen, entfernt, und alle geheimen Verbindungen, besonders aber die allgemeine Burschenschaft unterdrückt werden sollte.
3. Die Presse sollte fünf Jahre lang unter eine genauere Aufsicht genommen und
4. eine Central-Behörde ernannt werden, um in allen deutschen Staaten die sich zeigenden revolutionairen Umtriebe zu entdecken und zu verfolgen.

Diese Beschlüsse nahm der König ebenfalls an, und ließ sie förmlich in die preußische Gesetzsammlung einrücken, auch wurden sofort Regierungs-Bevollmächtigte bei den Universitäten ernannt, ein preußischer Kommissarius bei dem Central-Gerichtshof, welcher in Mainz seinen Sitz erhielt, bestellt, und ein Ober-Censur-Kollegium in Berlin errichtet.

Alle preußischen Unterthanen wurden von Jena, wo sich die ersten Aufregungen bei der Wartburgs-

Feier gezeigt hatten und von wo Sand nach Mannheim abgereis't war, um den schändlichen Mord zu vollführen, abberufen, und ihnen das Studiren auf dieser Universität untersagt.

Die fortgesetzten Untersuchungen gaben immer mehr Aufschlüsse über das Wesen und den Zweck des Bundes und über dessen Mitglieder; auch bei Görres wurden die Papiere in Beschlag genommen, weil er ein Buch, betitelt „Deutschland und die Revolution", geschrieben hatte, welches unter dem Schein, als ob es beruhigen sollte, die schädlichsten Grundsätze predigte; er selbst entwich nach Straßburg. — Der Gährungsstoff brach überall und in verschiedenen Formen hervor. In den meisten Städten Deutschlands begann man mit dem Ausruf Hep! Hep! dessen Sinn und Deutung man bis jetzt noch nicht erklärt hat, eine förmliche Juden-Verfolgung, und wohl schienen diese mit den demagogischen Umtrieben auf den Universitäten zusammen zu hängen und man dort über die Juden den Stab gebrochen zu haben.

Am Rhein fingen die katholischen Geistlichen jetzt zuerst an, bei gemischten Ehen von dem katholischen Theil das Versprechen zu verlangen, daß sie die Kinder in der katholischen Religion erziehen lassen wollten, und wenn dieses nicht ertheilt ward, die Einsegnung der Ehe zu verweigern, ein Verfahren, welches der König höchst mißbilligte und hiergegen durch den Ober-Präsidenten der Provinz eine förmliche Proklamation erließ.

Das Drängen um Ertheilung einer Verfassung erneuerte sich, und konnte nicht durch die Versicherungen, daß daran emsig gearbeitet werde, beschwichtigt werden.

Zu gleicher Zeit erhoben sich auch die Anfeindungen der Süddeutschen und besonders der Baiernschen Blätter gegen alle preußischen Einrichtungen mit einer Bitterkeit, die Preußen um Baiern nicht verdient hatte.

So war denn überall Unruhe und Gährung, welche dem Könige wohl manche sorgenvolle Stunde gemacht haben mögen. Einer der Ruhestörer, der bekannte Massenbach, ward durch das niedergesetzte Kriegsgericht zu einer 14jährigen Festungs-Strafe verurtheilt, obgleich er wohl den Tod verdient hatte.

Um nun endlich so manches, was noch in der deutschen Bundes-Verfassung dunkel war, auf das Reine zu bringen, ward der Carlsbader Congreß im Winter zu Wien fortgesetzt, wohin der König den Grafen Bernstorff abordnete.

In seinen häuslichen Verhältnissen hatte der König in diesem Jahre die Freude, seine Tochter Alexandrine mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin verlobt zu sehen.

Kurz zuvor, ehe er seine gewöhnliche Frühjahr-Reise zur Revûe unternehmen wollte, traf ihn ein empfindlicher Unfall. Er hatte zum Vergnügen der Prinzen und Prinzessinnen und des Hofstaats auf der Pfaueninsel eine Rutschbahn bauen lassen; ehe

die Prinzessinnen sie versuchten, wollte er sie selbst prüfen. Indem er herabfuhr, ward gerade der Wagen des Prinzen Carl hinaufgewunden; durch eine fehlerhafte Konstruktion der Bahn traf sein Wagen mit jenem hinaufgezogenen zusammen; er stürzte zum Schrecken der anwesenden Königl. Kinder und der Hofleute um, und das Leben des guten Königs war in großer Gefahr, jedoch kam er zum Glück mit einer starken Quetschung des Nasenbeins davon. Die Folge war, daß der Kronprinz und Prinz Wilhelm die Revue in Pommern und Preußen allein abnehmen mußten, indem der König das Zimmer nicht verlassen konnte.

Im Juli unternahm der König dennoch seine gewöhnliche Reise nach Teplitz, von wo er um die Zeit seines Geburtsfestes zurückkehrte. Am 2. Septbr. besuchte er das Herbstmanöver bei Kaysdorf in Schlesien. Hier war es, wo er noch einmal den sterbenden Blücher sah, ihm Muth in seinen letzten Stunden zusprach und den rührendsten Abschied von ihm nahm. Wenige Tage nachher, den 12. Septbr., war der greise Held nicht mehr. Des Königs Schmerz war tief und gerecht. Die Armee mußte um ihren ehemaligen Feldherrn 8 Tage lang trauern. In einem eigenhändigen, an die verwittwete Fürstin gerichteten Kondolenz-Schreiben drückte er sich dahin aus:

Ich empfange mit großer Betrübniß durch eingegangene Meldung die Nachricht von dem Tode Ihres Gatten, des Fürsten Blücher von Wahl-

ſtatt; ungern erneuere ich den Schmerz durch die Erinnerung an den großen Verluſt, den Sie erlitten haben, doch vermag ich nicht die Aeußerung einer lebhaften Theilnahme zurückzuhalten. Das Vaterland trauert mit uns um den Verluſt ſeines erſten Feldherrn. Es wird ihm dankbar ein unvergängliches Denkmal bewahren. Unfähig Ihnen Troſt zuzuſprechen, deſſen Bedürfniß ich ſelbſt fühle, kann ich nur wünſchen, daß die Zeit Ihren Kummer lindern möge, und die Verſicherung meines unveränderten Wohlwollens hinzufügen.

Berlin, den 14. Septbr. 1819.

Friedrich Wilhelm."

So wie das vorhergehende Jahr, ſo fing auch das Jahr 1820 wiederum mit einer Miniſterial-Veränderung an. Der Kriegs-Miniſter von Boyen, der Chef des 2ten Departements im Kriegs-Miniſterio, der Miniſter Beyme, bis dahin mit der Ordnung der rheiniſchen Juſtiz-Verfaſſung beauftragt, ſo wie der Miniſter, Freiherr von Humboldt, nahmen am Schluß des Jahres ihren Abſchied; an die Stelle des erſten trat der General Graf von Haake; die Stelle des zweiten erhielt der General v. Pirch; die Geſchäfte des Miniſters von Beyme wurden, ſo weit ſie die rheiniſche Juſtiz-Organiſation betrafen, einer beſondern Kommiſſion anvertraut, die Uebrigen gingen auf den Juſtiz-Miniſter von Kircheiſen über, er be-

hielt nur die Revision der Gesetzgebung; die Geschäfte des Ministers Freiherrn v. Humboldt wurden mit dem Ministerium des Innern vereinigt.

Es schieden hierdurch vortreffliche Talente aus der höchsten Verwaltung. Im Publikum gab man als Grund hiervon die beabsichtigte Beschränkung des Militairs an, hauptsächlich war aber wohl die Ursache ihres Ausscheidens, daß ihre freisinnigen Ideen in jener aufgeregten Zeit, wo man den überhand nehmenden Freiheitsschwindel, vielleicht mit zu großer Aengstlichkeit, zu bekämpfen suchte, mit den Ansichten der übrigen Machthaber nicht übereinstimmten, und sie daher vorzogen auszuscheiden, als genöthigt zu sein, einen Damm dem Strom entgegensetzen zu müssen, den sie als von dem fortschreitenden Geist der Zeit geleitet, als nicht mehr zu hemmen anerkannten. Die Meinung, daß der König das Institut der Landwehr hätte aufheben wollen, und dieses der Grund ihres Zurücktretens von ihren hohen Posten sei, fand seine Erledigung durch die Erklärung des Königs in der Kabinets-Ordre vom 22. Decbr., worin er nur eine andere, übrigens ganz gleichgültige Formation der Bataillone anordnete.

Ebenso unverbürgt ist die Sage, daß der König über mehrere Gegenstände der Verwaltung seine Unzufriedenheit geäußert, welche gerade die Departements dieser 3 Minister betrafen, daß hierauf von Beyme in ihren Namen einen Bericht erstattet, worin der Staats-Kanzler heftig angegriffen worden, dieses

der König übel bemerkt habe und solches die Ursache ihres Ausscheidens gewesen sei. Auch Gneisenau legte das Gouvernement von Berlin nieder, um, wie er sagte, sein hohes Gehalt dem Staate zu ersparen, welches der König mit Auszeichnung anerkannte.

Im Volke bewirkte das Zurücktreten dieser Männer von der Verwaltung eine nicht geringe Aufregung.

In der innern Verwaltung war in diesem Jahre wohl die wichtigste Verordnung, welche erschien, diejenige, welche die künftige Behandlung des gesammten Staatsschuldenwesens feststellte, aus welcher sich ergab, daß dasselbe nunmehr völlig geordnet war. Nach der Kabinets-Ordre vom 17. Januar 1820 sollte der Ausgabe-Etat des Staats 50 Millionen 863,160 Thlr. betragen und nicht erhöht werden, der Haupt-Finanz-Etat sollte auch von 3 zu 3 Jahren öffentlich bekannt gemacht werden, damit sich ein jeder überzeuge, daß nicht mehr an Abgaben vom Volke gefordert werde, als zur Erhaltung des Staats dringend nothwendig sei. Die Minister sollten für den gesammten Staats-Haushalt verantwortlich sein, und die General-Controlle darüber wachen, daß die Etats nicht verletzt würden. Der Verwaltung des Staasschuldenwesens ward eine besondere Haupt-Verwaltung, welche aus Männern, die das allgemeine Vertrauen besaßen, zusammengesetzt war, vorgesetzt, welche einen feierlichen Eid in Gegenwart des Justiz-Ministers, der Abgeordneten des Magistrats

und der Börsen-Vorsteher leisten mußten, in welchem sie sich verpflichteten:

a. kein Staatsschulden-Dokument, welches den Betrag der festgestellten Summe überstieg, auszustellen, noch ausstellen zu lassen und

b. für die prompte Verzinsung und Amortisation der Staatsschulden zu sorgen und sich hievon durch keine, selbst durch die höchste Staatsbehörde nicht abhalten zu lassen.

Dieser Eid, die offene Darlegung des Staatsschuldenwesens und die regelmäßige Erfüllung der der Verwaltung auferlegten Pflicht sind es, welche den seit jener Zeit so unwandelbaren Kredit des preußischen Staats fest begründeten. Durch die vorgelegten Etats erfuhr das Volk und ganz Europa, daß die verzinsliche preußische Staatsschuld

180,091,720 Thlr. 19 Sgr. 1 Pf.

die nicht verzinsliche, nämlich die Tresor- und Kassenscheine . . 11,242,347 — — — — — betrug, daß zur Verzinsung der ersten in diesem Jahr 7,637,177 — 5 — 10 — erforderlich, und zur Abzahlung der Schuld 2,505,850 — 15 — — — bestimmt waren. Für die Zukunft sollte außer der Summe, welche zur Bezahlung der englischen Anleihe vertragsmäßig ausgesetzt war, jährlich ein Procent der gegenwärtigen Höhe der Staatsschuld be-

stimmt und dieser die Zinsersparnisse beigefügt werden, jedoch sollte im Jahre 1833 ein neuer Plan gemacht werden und die gewonnenen Zins-Ersparnisse eine Abgaben-Erleichterung für die Unterthanen bewirken. Leider machte die Cholera und die polnische Revolution, welche ungeheure Ausgaben erforderte, es unmöglich, in jenem Jahre diese gehoffte Erleichterung eintreten zu lassen.

Zur Verzinsung und Tilgung der Staatsschuld bestimmte der König:

1. Die sämmtlichen Einkünfte der Domainen und Forsten, mit Ausnahme von 2,500,000 Thlrn., welche er sich zum Unterhalt der Königl. Familie, seines und der Prinzen Hofstaaten und der dazu gehörigen Institute als Kronfideikommiß vorbehielt.
2. Den Erlös aus dem Verkauf der Domainen
3. und endlich soviel von den Einkünften des Salz-Monopols, wie hierzu nöthig war.

An diesen geordneten Staatshaushalt reihten sich aber auch die jetzt zur Aufbringung der Bedürfnisse nothwendigen Abgaben, diese bestanden:

1. In den Zöllen und Verbrauchssteuern der ausländischen Waaren, nach dem Gesetz vom 26. Mai 1818.
2. In dem Einkommen von dem Salz-Monopol, wobei festgesetzt ward, daß die Tonne Salz an jedem Orte der Monarchie ohne Rücksicht, ob sie dem Staate an dem Verkaufsort wohlfeil

oder theuer zu stehen käme, mit 15 Thlr. bezahlt werden sollte.

3. In der Stempelsteuer.
4. Der Grundsteuer, nach der bisherigen Verfassung.
5. Der Steuer von Getränken und Tabak, nach dem Gesetz vom 8. Februar 1819.
6. Der Gewerbesteuer.
7. Der Klassensteuer und, wo diese nicht erhoben ward,
8. Der Mahl- und Schlachtsteuer.

Ueber diese Einrichtung des Abgaben-Wesens und über die Gewerbe-, Klassen-, Mahl- und Schlachtsteuer erschienen unterm 30. Mai die desfallsigen Gesetze. Dieses Abgaben-System besteht noch; hierdurch ist der Staatshaushalt gesichert, und von hier an schreibt sich die Ordnung, welche in demselben herrscht. —

Die Einkünfte, welche sich der König mit 2½ Millionen vorbehielt, erreichten noch lange nicht den Ertrag der alten Hohenzollernschen Familien-Stammgüter, welche 3,700,000 eintrugen, von welchen er also einen bedeutenden Theil dem Lande zukommen ließ, um seine Schulden zu bezahlen. Das Deficit, welches in dem vorigen Jahre 7 bis 8 Millionen betragen hatte, wollte der König, in so weit es nicht jene Abgaben decken würden, durch Ersparungen beim Militair zu ersetzen suchen. Die Nation kam dem

Herrscher entgegen, indem sich freiwillige Vereine bilden wollten, um die Abzahlung der Staatsschulden zu beschleunigen, aber er lehnte in der Kabinets-Ordre vom 20. März die ihn gemachten Anerbietungen in den huldreichsten Ausdrücken mit der Erklärung ab, daß er unter dem Beistand der Vorsehung selbst die Verzinsung und allmälige Tilgung der Staats-Schuld bewirken werde. Wie sehr sich aber der Credit des Landes befestigt hatte, zeigte der Umstand, daß, als die Bekanntmachung erschien, daß 30 Millionen Staats-Schuldscheine ausgegeben, und diese mit Prämien in 5 Jahren bezahlt werden sollten, jene große Summe in kurzer Zeit vergriffen war.

Höchst wichtig war ferner das Gesetz vom 30. Mai, in welchem dem in der Verordnung vom 21. Juni 1815 gemachten Vorbehalt gemäß, die Verhältnisse der ehemaligen unmittelbaren Fürsten, Grafen und Herren auf eine für sie ehrenvolle Weise festgestellt wurden. Sie behielten ihre Titel und Wappen, wurden zu den ersten Staatsherren des Reiches ernannt, ihnen ward eine Ehrenwache bewilligt, wenn sie sie halten wollten, sie sollten ihre eigenen Beamten behalten und in den Kirchengebeten, welche in ihren ehemals unmittelbaren Ländern gehalten wurden, ihrer gedacht werden. In peinlichen Sachen ward ihnen ein Ausprügel-Gericht von ebenbürtigen Standesgenossen zugestanden, die Steuerfreiheit ihrer Domainen eingeräumt u. s. w.

Den kleinern Städten gab der König die Polizei-Verwaltung, welche während der Kriegszeit von Seiten des Staats geleitet ward, zur eignen Verwaltung zurück, und befahl eine allgemeine Verminderung der Civilbeamten, um auch von dieser Seite, so viel als anging, zu ersparen. Endlich ordnete er an, daß der Ankauf der Remonte-Pferde für die Kavalerie und Artillerie, nicht mehr in Rußland, sondern in Preußen selbst geschehen sollte, weil die Pferdezucht im Lande sich zu einer solchen Vollkommenheit erhoben hatte, um die nöthigen Pferde für das Heer liefern zu können.

Mit der katholischen Geistlichkeit entspannen sich wiederum Zwistigkeiten; die General-Vicarien von Trier und Münster untersagten den jungen Geistlichen den Besuch der Universität Bonn, dafür wurden die Vorlesungen auf der katholischen Universität Münster sistirt. Nachdem sie eine gebührende Erklärung abgegeben hatten, ward diese Untersagung der Vorlesungen wiederum aufgehoben, und die Universität Münster wieder in Thätigkeit gesetzt. —

Die Untersuchungen wegen der demagogischen Umtriebe gingen fort. Jahn erhielt sein Endurtheil, die Untersuchungs-Kommission fand nehmlich, daß kein Grund zum Kriminal-Verfahren gegen ihn vorhanden sei, aber von Polizeiwegen ward er doch als ein für die Ruhe des Staats gefährlicher Mann in Colberg zurückgehalten.

Auf Veranlassung der Zentral-Untersuchungs-Kommission in Mainz wurden die Vorlesungen der Professoren Arndt und Welcker in Bonn unterdrückt und sie sogar ab officio suspendirt.

Bei diesen anscheinend harten Maßregeln, welche das Mißfallen vieler, die mit den Verhältnissen nicht vertraut waren, erregte, hielt es der Staat für nöthig, das Volk aus den Untersuchungs-Acten mit den Plänen der Jugend bekannt zu machen, auf welche jene Männer, wenn auch nicht unmittelbar, doch durch ihre unüberlegte Sprache und die von ihnen gepredigten Grundsätze, die jene freilich mißverstanden oder unrecht und sogar übertrieben ausgelegt, eingewirkt hatten, und es ist kaum glaublich, welche gräßliche Ideen von Mord, Brand, Zerstörung und Umsturz alles Heiligen und Gesetzlichen selbst unbärtige Knaben mit sich umhertrugen und welche fürchterliche Pläne sie ausheckten. Zum Glück, daß ihre Macht nicht ihrem bösen Willen gleich kam.

Gleichzeitig brach der Revolutions-Schwindel in Spanien, Portugal und in Neapel, wo sich der General Wilhelm Pepe an die Spitze der Unruhigen setzte, die Annahme der spanischen Konstitution proclamirte und die Königliche Gewalt völlig unterdrückte, zur offenen Flamme aus und schien immer weiter um sich greifen zu wollen, und selbst in Rußland empörte sich das Semenowsche Garde-Regiment gegen seine Vorgesetzte. In Frankreich gab es Verschwörungen, England war aufgeregt durch den

Scheidungs-Prozeß des Königs und der Königin. Die großen Mächte hielten daher eine gemeinsame Berathung darüber, wie man die Ruhe der Welt erhalten könne, für nöthig. Sie kamen zu diesem Zweck abermals in Troppau zusammen, wohin der Kronprinz und der Staats-Kanzler am 18. und 19. October, und der König, der inzwischen noch die Ankunft seines Schwiegersohns, des Großfürsten Nicolaus, abgewartet hatte, am 4. Nov. abreiseten. Herzlich war das Zusammentreffen des Königs mit dem Kaiser Franz v. Oestreich, der beiden alten, durch gleiche Unglücksfälle geprüft gewesenen Freunde, und Friedrich Wilhelm glaubte seine freundschaftlichen Gesinnungen gegen Oestreich dadurch an den Tag legen zu müssen, daß er seinen ersten Besuch bei dem Kaiser in der Uniform des seinen Namen führenden östreichischen Husaren-Regiments, die den schönen kräftigen Mann herrlich gekleidet haben soll, abstattete.

In Troppau ward beschlossen, daß Oestreich ernstlich einschreiten sollte, um die Ordnung in Neapel wiederherzustellen. Es kam nur darauf an, den König dieses Landes der Gewalt der Aufrührer zu entziehen. Nachdem die drei Monarchen, Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm an ihn aus Troppau eigenhändig geschrieben und ihn eingeladen hatten, zu einer Konferenz nach Laibach zu kommen, kehrte der König wieder zurück und der Kongreß der Minister ward nach Wien verlegt. Halb mit List und halb durch die Vorstellung, daß er versuchen wolle, die

Monarchen, welche gegen Neapel aufgeregt wären, zu besänftigen und sie zu bewegen, die Konstitution des Landes anzuerkennen, vermochte der König von Neapel die National-Repräsentanten (das Parlament), daß sie in seine Abreise willigten. Er begab sich darauf an Bord eines englischen Kriegsschiffs und segelte nach Livorno ab, um sich von hier nach Laibach zu begeben, wohin ihm der Kaiser von Oestreich und Rußland nebst den Ministern der übrigen großen Höfe entgegen kommen wollten. Die Regierung des Landes oder der hiervon gebliebene Schatten, hatte sein Sohn als Prinz-Regent übernommen. Inzwischen sammelten die Oestreicher in Ober-Italien ein bedeutendes Heer, um mit Gewalt das Ansehen des Königs von Neapel wiederherzustellen und der fernern Verbreitung der revolutionairen Ideen einen Damm entgegenzustellen. So schloß das Jahr, indem sich der politische Horizont immer mehr verfinsterte. —

Das Privat-Leben des Königs war in diesem Jahre nicht ohne erheiternde Momente. Er besuchte, nachdem er die Revue bei Stargardt in Pommern abgehalten hatte, seine neuen Unterthanen in Stralsund; er begab sich im Juli nach Carlsbad, und im August nach seinem ihm so lieben Teplitz. Der Gebrauch der Heilquellen hatte einen sichtbaren wohlthätigen Einfluß auf seine Gesundheit.

Am 24. Septbr. verlobte er seine Tochter Alexandrine mit dem damaligen Erbgroßherzog Paul von Mecklenburg-Schwerin, und am 15. October erfreute

ihn der Besuch seiner Tochter und seines Schwiegersohns aus Rußland. Der König empfing sie in Friedrichsfelde. Der Jubel des Volks bei dem Einzuge der geliebten Königstochter und ihres Gatten war ungeheuchelt und ausgezeichnet.

Der 18. October (Tag der Schlacht bei Leipzig), welchen der König sonst immer mit einer großen Parade zu feiern pflegte, wozu dieses Mal wegen der Anwesenheit des Großfürsten Nicolaus doppelte Veranlassung war, ging still vorüber, denn an diesem Tage versetzte man die Leiche des verewigten Fürsten Blücher aus der Kirche in Kriblowitz nach der von ihm selbst gewählten und nunmehr gehörig eingerichteten Grabstätte. Der Kronprinz ward vom Könige abgesandt, um mit der ganzen Breslauer Garnison dieser Feierlichkeit beizuwohnen. So ehrte Friedrich Wilhelm das Andenken des Helden. Am 19. October hingegen ward in Gegenwart des Großfürsten eine große Parade, wozu das seinen Namen führende Kürassier-Regiment nach Berlin beordert ward, abgehalten, wobei jener das Regiment dem Könige vorbeiführte. Die Anwesenheit des Großfürsten gab die Veranlassung, daß die Vornehmsten des Hofes sich zu einem großen Feste vereinigten, bei welchem ein höchst glänzender Festzug erschien, dessen Gegenstand aus dem Gedicht: Lalla Rookh von Thomas Moore, hergenommen war. Der Glanz desselben war außerordentlich, und wird durch Beschreibungen und Zeichnungen der Nachwelt aufbewahrt.

Das Land fühlte jetzt immer mehr die Segnungen einer väterlichen Regierung. Die Thätigkeit seiner Einwohner war auf Wohlfahrt und Bildung gerichtet. Welch ein Unterschied in allen Zweigen des Lebens zwischen 1806 und 1820. Friedrich Wilhelms Regierung umfaßte das Ganze einer herrlichen Reform weise und väterlich in der Richtung des Zeitgeistes ausgeführt. Seit dem Jahre 1811 wirkte die neue Gesetzgebung unabläßlich schaffend fort. Ein neuer und unschätzbarer Bestandtheil der Nation.

Der freie Bauer und der der Vormundschaft entlassene Bürger gewann durch sie an Raum und Kraft, und bewährten dem Staat moralische, finanzielle und militairische Stärke. Die Gesetzgebung, ruhig fortschreitend in Frieden und Stille, gewährte dem Volke von selbst die Freiheit, welche anderwärts durch revolutionaire Stürme errungen werden sollte, und aus welchen nur der glühende Heerd der Factionen und die Befriedigung selbstsüchtiger Zwecke hervorgingen. Aber das folgende Jahr sollte noch wichtigere Gesetze, als dieses schon geliefert hatte, bringen, nämlich die Gemeinheitstheilungs- und Ablösungs-Ordnung.

Am Schlusse der Geschichte dieses Jahres wollen wir noch bemerken, daß in demselben, jetzt völlig unbeachtet, die Gräfin Lichtenau starb, welche einst von dem Schauplatz der Welt, begleitet von der Verachtung jedes Gutgesinnten, abtrat und dem gu-

ten König vor dem Antritt seiner Regierung gewiß manche bittere Stunde gemacht hatte. —

* * *

Mit dem Anfang des Jahres 1821 begaben sich die Kaiser von Rußland und Oestreich nach Laibach, wo dann auch der König von Neapel erschien. Man erwartete ebenfalls den König Friedrich Wilhelm daselbst, indessen schienen ihm die Unruhen in Neapel wahrscheinlich zu fern zu liegen, als daß er sich hätte von seinen Staaten, deren Verwaltung ihm so sehr am Herzen lag, auf längere Zeit hätte entfernen können. Der Staats-Kanzler, der Minister Bernstorff und des Königs Gesandter am Oestreichischen Hofe v. Krusemark mußten seine Rechte daselbst vertreten. Man forderte von dort aus das Neapolitanische Parlament auf, auseinander zu gehen. Der König von Neapel schrieb selbst einen eindringlichen Brief an seinen Sohn, den Prinz-Regenten; allein umsonst. Die Volks-Repräsentanten von Neapel machten ungeheure Rüstungen; selbst der Prinz-Regent stellte sich, aber gewiß wider seinen Willen, an die Spitze der Armee. Man prahlte mit Floskeln aus der Freiheitszeit der Griechen. Die Säle des Parlaments hallten von patriotischen Reden wieder, aber es war viel Geschrei und wenig Wolle dabei. Am 13. Februar erklärten die großen Mächte, daß sie genöthigt wären, einzuschreiten, um die Ordnung in Neapel wiederherzustellen, und die Oestreicher unter General Frimont überschritten den Po; auch die Russen zogen

große Streitkräfte in dem Süden ihres Landes zusammen, um allenfalls, wenn sich Frankreich der Neapolitaner annehmen sollte, die Oestreicher zu unterstützen.

Letztere zogen durch den Kirchenstaat, aber bei dem ersten Zusammentreffen mit den Neapolitanern, liefen diese sämmtlich in der größten Unordnung davon und hielten nirgends Stich; in wenigen Tagen zogen die Oestreicher in Neapel ein; das Parlament ging auseinander, und die alte Regierungsform ward wieder hergestellt. Das Ausreißen der Neapolitaner, fast ohne Schwertstreich, war damals ein Gegenstand des allgemeinen Gespöttes in der Welt. Während dieses geschah, brach aber im Rücken der Oestreicher, in Piemont, eine Revolution aus, welche, wie die Neapolitanische, von der Armee ausging. Auch diese proclamirten die Verfassung der spanischen Cortes. Der König Victor Emanuel legte die Krone nieder und ernannte den Prinzen von Carignan zum Regenten; wahrscheinlich sollte dieser Aufstand, welchen, wie in Neapel, der Bund der Carbonari leitete, mit dem Kampf der Neapolitaner zusammentreffen; er war darauf berechnet, daß er von diesen unterstützt werde; aber dieser Kampf war kaum begonnen, als er auch schon bei der Feigheit der Neapolitanischen Freiheits-Helden wieder beendet war. —

Der treugebliebene Theil der Truppen des Königs von Sardinien machte mit Hilfe der Oestreicher unter Bubna auch diesen Unruhen bald ein Ende;

indeſſen beharrte der König bei ſeiner Thron-Entſagung unerſchütterlich; ſein Bruder Carl Felix übernahm die Regierung. In Frankreich folgte ein Attentat auf das Leben und die Perſon des Königs, auch andere Unruhen, und ſelbſt der am 5 Mai auf St. Helena erfolgte Tod Napoleons, der bis dahin noch immer eine geheime Urſache der Beſorgniß für die Bourbons geweſen war, ließ ſie nicht freier athmen, denn überall erhob ſich der Geiſt der Factionen; ein Theil wollte den Erben Napoleons auf den Thron erheben, ein anderer den König noch mehr beſchränken, ein dritter gar Frankreich zur Republik machen, ein vierter bezweckte nur den Wechſel des Regierungs-Syſtems der Miniſter. Alle eiferten gegen die Bourbons, Keiner dachte an das Glück des Landes, ſondern nur an die Erreichung ſelbſtſüchtiger Zwecke. In Spanien treiben Quiroga und Riego ihr Unweſen, und während es ſo im Süden und Weſten überall loderte und brannte, brach auch in Griechenland, und zuerſt in der Moldau und Walachei, unter Alexander und Demetrius Ypſilanti, der Aufruhr gegen die Türken aus.

Theils war der Zweck des Kongreſſes in Laibach erfüllt, theils drängten auch die griechiſchen Unruhen die Kaiſer, nach ihren Hauptſtädten zurückzukehren. Es ward derſelbe, nachdem die Kabinete in einer Declaration vom 10. Mai ihr Verfahren gegen Neapel und Sardinien gerechtfertigt, und ihren Entſchluß kundgegeben hatten, ſich dieſen revolutionären Umtrie-

den, welche die Welt beunruhigten und die Throne umzustürzen drohten, entgegenzusetzen, aufgelöset. Hardenberg war schon im Februar abgereiset, hatte, nachdem die Oestreicher die Neapolitaner zu Paaren getrieben, sich nach Rom begeben und dort das ewig denkwürdige Concordat mit dem Pabst zu Stande gebracht, wovon weiter unten die Rede sein wird. —

Während überall der revolutionäre Geist aufwallte und gährte, blieb allein das nördliche Europa ruhig; nur, wer hätte es glauben können, in unserm Preußen ward ein lächerlicher Versuch gemacht, die Regierungsform umzustürzen.

Ein Oberförster von Heidemann, welcher den Krieg mitgemacht, sich darauf dem Forstfach gewidmet und bei Stargardt in Westpreußen ein Forstamt erhalten hatte, ein höchst excentrischer Kopf, welchem sein mäßiges Glück nicht genügte, faßte diesen kühnen, aber unüberlegten Entschluß. Er versammelte um sich einige Mühlen- und kleine Gutsbesitzer, Feldmesser, Schreiber, Leute die einem solchen Unternehmen, so wenig rücksichtlich des Geistes, als nach ihren materiellen Mitteln, gewachsen waren. Ihr Plan ging dahin, sich des Landwehrzeughauses in Stargardt zu bemächtigen, und den Kronprinzen, wenn er auf seiner Reise von Pommern nach Preußen, um die Truppen zu besichtigen, die Gegend von Stargardt berührte, gefangen zu nehmen. Vielleicht rechnete er auf den Beitritt der dort wohnenden Gutsbesitzer polnischen Stammes, denn die Zahl der Verschwornen war zu einem

solchen Unternehmen zu klein. Sie trieben aber ihr ganzes Unwesen mit einer solchen Unvorsichtigkeit und Oeffentlichkeit, daß es den Behörden nicht verschwiegen bleiben konnte und so wurden sie sämmtlich aufgehoben, nach Marienwerder gebracht, und die Untersuchung gegen sie eröffnet. Der König milderte ihre wohlverdiente Strafe; Heidemann ward nur zu lebenslänglicher Haft, die übrigen Theilnehmer zu mehrjährigem Gefängniß verurtheilt. So endete dieser Duodez- und Karrikatur-Revolutions-Plan, denn die wüste Gegend um Stargardt, deren Bewohner auch in geistiger Bildung damals sehr zurück waren, dieses sogenannte Kassuben-Land war gewiß nicht der Ort, von welchem das Heil Preußens ausgehen konnte. Auch auf den Universitäten war das Uebel noch nicht ausgerottet. Noch immer beschäftigten sich die jungen Leute mit politischen Dingen, worüber ihnen weder ein Urtheil zustand, noch wobei ihnen eine Mitwirkung geziemte; dieses schien die Sache der selbstständigen Männer und Bürger des Staats zu sein. Die Jünglinge sollten sich blos ausbilden, um künftig einst nützliche Bürger des Staats werden zu können; in ihrer Bildungs-Periode war es zu voreilig und unbesonnen, sich mit der Umwälzung der Verwaltung zu beschäftigen, welche ihre Väter theils selbst leiteten oder unter welchen diese glücklich waren. Der König erließ zur Wehrung dieses Unwesens am 7. Juli einen strengen Kabinetsbefehl an die Regierungs-Bevollmächtigten auf den

Universitäten, diejenigen Studenten, welche sich als unruhige Köpfe zeigten und sich unerlaubten Verbindungen hingaben, von den Universitäten ohne Weiteres zu entfernen.

Der Aufstand der Griechen, von welchen derjenige des Alexander Ypsilanti in der Moldau und Walachei sehr bald gedämpft ward, welcher aber dagegen im Süden Griechenlands immer mehr um sich griff, veranlaßte die Türken zu den himmelschreiendsten Grausamkeiten; die angesehensten Griechen in Konstantinopel, unter ihnen der griechische Patriarch, wurden unter fürchterlichen Martern hingerichtet, die Töchter derselben auf den Sclaven-Märkten verkauft, die griechischen Kirchen zerstört, die Moldau und Walachei, selbstständige Fürstenthümer unter russischem und türkischem Schutz, wurden von den Türken besetzt. Dieses alles veranlaßte den russischen Kaiser, der sich als Schutzherr der griechischen Kirche betrachtete, die Türken aufzufordern, diesen Grausamkeiten ein Ende zu machen, die Kirchen wieder herzustellen und die Moldau und Walachei zu räumen, und als sie sich dessen weigerten, ein Heer am Pruth zusammen zu ziehen und seinen Gesandten aus Konstantinopel abzuberufen. Gegen das Ende des Jahres war es höchst zweifelhaft, ob es zum Kriege zwischen beiden Mächten kommen würde, und man rechnete nur deshalb darauf, daß die Türken den an sie gemachten Forderungen nachgeben würden, weil sie von einer andern Seite durch

die Perser bekriegt wurden. Wenn nun auch Friedrich Wilhelm keine Rüstungen vornahm, so erklärte er doch den übrigen Mächten, daß er mit den von Rußland genommenen Maßregeln einverstanden sei; inzwischen durchdrangen die Wehklagen der Griechen ganz Deutschland und veranlaßten manchen feurigen Jüngling sich nach Griechenland zu begeben, und für die Unterdrückten zu kämpfen und überall wurden heimlich und öffentlich Sammlungen zur Ausrüstung und zur Unterstützung der Griechen veranstaltet.

So war die Lage der Welt, deren Unruhen, obgleich Friedrich Wilhelm sie nicht aus den Augen verlor, ihn dennoch nicht abhielten, mit Besonnenheit und festem Schritt tief eingreifende und weise Einrichtungen in der innern Verwaltung seines Landes zu machen, und die trefflichsten Gesetze zu geben; die wichtigsten, welche in diesem Jahre erschienen, waren:

1. Die Verordnung wegen anderweitiger Einrichtung der Gensd'armerie, vom 30. Decbr. 1820.
2. Die Publikation des Einnahme- und Ausgabe-Etats des Staats, vom 7. Juni 1821.
3. Die Gemeinheitstheilungs-Ablösungs-Ordnung, von demselben Tage.
4. Die Sanction der päbstlichen Bulle de salute animarum, vom 23. August 1821.
5. Das Gesetz über die Münz-Verfassung des Staats, vom 30. Septbr. 1821.

Nach der erstern wurden die ausgesuchtesten und zuverlässigsten Männer aus dem activen Militair

ausgewählt und ihnen als Gensd'armes die Unterstützung der Civil Behörden bei polizeilichen Zwecken übertragen. Sie erhielten eine militärische Verfassung und einen ehrenvollen Rang in der Armee, indem sie den Unteroffizieren und ihre Unteroffiziere den Wachtmeistern gleichgestellt wurden, und ihnen bei einer gemeinschaftlichen Dienstthätigkeit vor den Linienſoldaten der Vorrang und hiebei das Kommando anvertraut ward. Wie sehr diese vortreffliche Truppe zur Erhaltung der Sicherheit und Ordnung im Lande gewirkt hat, und noch wirkt, ist jedem Preußen bekannt. Groß war das Geschrei darüber, daß diese einer Soldateska anvertraut war, man glaubte hierin eine Unterdrückung der persönlichen Freiheit zu finden, man konnte nicht begreifen, daß Soldaten den Bürger zur Ruhe und Ordnung anhalten konnten, aber wie bald kam man davon zurück, denn sie störten nicht die bürgerliche Freiheit, sondern hielten sie überall aufrecht und wurden ein Schrecken für und ein Schutz gegen die schlechten Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft. Niemand anders als diese haben den Druck der Gensd'armerie gefühlt, alle jene Besorgnisse waren ungegründet, sie ist ein Schirm gegen Unterdrückung geworden und so steht das Korps derselben noch jetzt höchst achtungswerth da.

Das bekannt gemachte Budjet des Staats, welches sich an den im vorigen Jahr veröffentlichten Etat der Verzinsung und Bezahlung der Staats-

schulden anreihte, erhöhte ungemein das Zutrauen in die sparsame und ordentliche Verwaltung der Staats-Einkünfte. Die Einnahme ward darin auf 50 Millionen berechnet, zu welchem die Steuern und Abgaben ..... 35,857,850 Thlr. das Salzmonopol ..... 3,800,000 — die Verwaltung der Domainen und Forsten, nach Abzug der 2½ Millionen, welche sich der König als Kron-Fideicommiß vorbehalten hatte, 5,604,650 — und der Verkauf der Domainen 1,000,000 — liefern, der Ueberrest aber aus andern geringern Staats-Einkünften entnommen werden sollte.

Die Ausgabe ward auf eine gleiche Summe von 50 Millionen bestimmt, von welcher das Kriegs-Ministerium ..... 22,804,300 Thlr. und die Verzinsung und Amortisation der Staats- und der vom Ganzen übernommenen Provinzial-Schulden 11,302,750 — fortnahm; der Ueberrest aber den verschiedenen Ministerien zu ihren Verwaltungszwecken überwiesen ward. Noch konnte aber nichts für den Schatz zurückgelegt werden.

Die Gemeinheitstheilungs- und Ablösungs-Ordnung hat die segensreichsten Wirkungen gehabt und wird sie ferner haben. Der seit 1807 ausgesprochene Grundsatz, daß das Grund-Eigenthum von allen Servituten und sonstigen Beschränkun-

gen befreit und alle Fesseln gelöset werden müßten, welche eine bessere Kultur des Bodens hemmten, damit ein jeder Grundbesitzer ungehindert denselben so benutzen könne, wie es seine Intelligenz und seine Geldmittel gestatteten, fand hierin seinen Schlußstein. Die agrarische Gesetzgebung, das große Werk, zu welchem der Freiherr von Stein den Grundstein legte, war nun vollendet; der große Mann hat, wenn er sich auch nicht mehr am Staatsruder befand, dennoch in seiner Zurückgezogenheit gewiß mit Freude gesehen, daß der schöne Bau ausgeführt ward, von welchem er den Plan entwarf, zu welchem er den Riß zeichnete und dessen Grundstein er legte.

Die päbstliche Bulle de salute animarum vom 16. Juli stellte nunmehr das Verhältniß der katholischen Kirche im preußischen Staate fest, und war ein redender Zeuge der Fürsorge des Königs für seine katholischen Unterthanen und der Munificenz desselben gegen den katholischen Clerus. Der Staats-Kanzler, welcher den östreichschen Truppen folgend, von Laibach nach Rom gegangen war, hatte das in der Bulle enthaltene Uebereinkommen am 25. März vermittelt. In vier Tagen war es zu Stande gekommen, und Hardenberg drückte sich darüber gegen den Fürsten von Taris folgendergestalt aus:

> Wenn man mit Redlichkeit und gutem Willen zu Werke geht, ist mit Rom leicht zu unterhandeln; ich ging zum Pabste und und sagte ihm offen: Heiligster Vater! Mein König hat mich

abgeschickt, um über die kirchlichen Angelegenheiten seiner katholischen Unterthanen mit Ew. Heiligkeit zu unterhandeln. Mein König will sie so behandeln, daß sie nicht fühlen sollen, einem protestantischen Landesherren anzugehören. Hier ist die Dotation der bischöflichen Sitze und Kapitel reduzirt auf Grund und Boden; dieses giebt der Staat! Alles Kirchliche und Geistliche anzuordnen, überläßt mein König Ew. Heiligkeit; — und rasch ward die Sache beendet.

Wie hat sich dieses Verhältniß seitdem geändert?

Die Ausstattung der bischöflichen Sitze war theils durch Napoleon, theils durch den Reichsdeputations-Schluß von 1803, theils durch die Verordnung wegen Einziehung der Klöster und Stifter vom 30. Octbr. 1810 zum Staats-Vermögen eingezogen worden; eine neue Dotation derselben war nothwendig. Preußen hatte, als es aus dem Freiheitskampf siegreich hervorging, am Rhein und in Westphalen weitläuftige Landstrecken erhalten, deren Bewohner zum großen Theil dem katholischen Glauben zugethan waren. Das Bedürfniß einer neuen, das Ganze umfassenden Diözesan-Einrichtung erschien unerläßlich. Bis dahin waren aber die Anforderungen des Augenblicks an den Staat zu groß, die vorangegangene Zerstörung und Erschütterung hatte zu tiefe Spuren nachgelassen, welche erst vermischt werden mußten, ehe der König die Angelegenheit der

katholischen Kirche, welche überaus wichtig für die Beruhigung der Gewissen, für die Verbesserung der Sitten und für die Einbürgerung patriotischer Gesinnungen war und die er daher noch keinen Augenblick aus den Augen verloren hatte, ordnen konnte; jetzt konnte solches mit Uebereinstimmung des Pabstes geschehen. Preußen erhielt zwei Erzbisthümer und sechs Bisthümer. Ein Erzbisthum, das alte Köln mit seinen untergeordneten drei Bisthümern, Münster, Trier und Paderborn, und eins in Achen zum Andenken an diesen ehrwürdigen Kaisersitz gestifteten Kollegial-Kapitels, in dem westlichen Theil; das Erzbisthum Gnesen und Posen und die drei Bisthümer, Ermeland, Kulm und Breslau in dem östlichen Theil der Monarchie. Diese ehrwürdigen Sitze wurden der Geschichte erhalten und das Grab des heiligen Adalbert in Gnesen durch das dort seinen Sitz erhaltende Domcapitel geehrt. Die Inhaber dieser Bischoffsitze wurden sämmtlich preußische Bischöfe und verwalteten die Seelsorge in Preußen. Breslau behielt seinen Kirchsprengel in Oestreichisch-Schlesien, und den Bischöfen von Olmütz und Prag verblieb die kirchliche Sorge für einige Ortschaften in Preußisch-Schlesien. Die beiden Erzbischöfe und der Bischof von Breslau erhielten neben freier Wohnung ein Einkommen von 12000, und die übrigen Bischöfe von 8000 Thlr. Die Prälaten und Domherrn von 2000 bis 800 Thlr. herunter. Das Recht der Capitel, die Bischöfe zu wählen, ward ihnen

vorbehalten, aber in einem besondern Breve wies sie der Pabst an: nur solche Personen, ohne Rücksicht auf adelige Geburt, zu wählen, die dem Könige genehm wären. Die Stellen der Dompröbste und die Canonicate, welche im Januar, März, Mai, Juli, September und November erledigt wurden, behielt sich der Pabst zu besetzen vor, diejenigen der Dom-Dechanten und die in den übrigen Monaten erledigten Canonicats-Stellen sollten die Bischöfe vergeben. So war denn auch dieser wichtige Gegenstand beseitigt, die katholischen Unterthanen und der Clerus, dem der König die ertheilten Zusagen pünktlich erfüllte, befriedigt. In Folge dieser Uebereinstimmung mit dem katholischen Clerus, hob der König die Bezeichnung „Protestanten" gänzlich auf, und befahl, daß sich Lutheraner und Reformirte künftig evangelische Christen nennen sollten.

Die Münzordnung hob die Verschiedenheit in den Münzgattungen, welche in manchen Provinzen herrschte, auf. Es sollte von jetzt an der Friedrichsd'or die preußische Gold-Münze sein und doppelte und halbe geprägt werden. Die Silbermünze sollte der Thaler sein, und vierzehn aus der feinen Mark, wie bisher, geprägt werden. Es sollte künftig nur ½ und ⅙ Thaler geben und der Thaler in 30 Silbergroschen getheilt und alle andere Münzen sollten nach und nach eingezogen werden.

Das Verfassungswerk ward auch wieder aufgenommen und unter dem Vorsitze des Kronprinzen

eine Kommission zur Entwerfung der Constitution ernannt. Die Vorgänge in Spanien, Neapel und Piemont und selbst in manchen constitutionellen Staaten Deutschlands hatten wohl die Ueberzeugung gewährt, daß darin kein Heil für die Völker liege, und in diesen Versammlungen und bei diesen Berathungen entschied man sich für die Ansicht, daß Provinzial-Stände genügten, um die Stimme des Volks bei der Gesetzgebung zu erforschen und die Rechte desselben zu verwahren, und daß sie für einen aus so vielen fremdartigen Substanzen zusammengesetzten Staat, wie der preußische ist, zweckmäßiger, wie Reichsstände wären. Das Jahr 1823 rief die Provinzialstände endlich in das Leben. —

Für die Kunst wirkte der König wiederum höchst thätig; denn am 30. März, dem Tage des Einzugs in Paris, ward das Volksdenkmal auf dem Kreuzberge enthüllt. Eine große Parade erhöhte die Feier. Die von dem Könige entworfene Inschrift an demselben lautet:

„Der König dem Volke, das auf seinen Ruf Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte, den Gefallenen zum Gedächtnisse, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung."

Er erließ auch an das Heer eine herrliche Kabinets-Ordre, worin er dasselbe aufforderte, die Tugenden seines Volkes, welche sich so kräftig ausgesprochen hatten, nämlich Einigkeit und unerschütter-

liches Vertrauen zwischen Fürst und Volk treulich zu bewahren. Am 26. Mai ward das neue Schauspielhaus mit Göthe's Iphigenia eröffnet; am 21. October die Statue Luthers in Wittenberg eingeweiht. Der König war nicht gegenwärtig, obgleich er sich gerade in Paretz, also nur eine Tagereise von Wittenberg, aufhielt. Endlich ließ er von dem Engländer Eduard Solly, für eine höchst bedeutende Summe, dessen Sammlung alter Gemälde kaufen, worunter sich auch das große Gemälde von Johann v. Eyck, welches jener für 100,000 Franks während des Kongresses in Achen gekauft hatte, befand. Solly hatte sie in der Zeit der Unruhen in Italien aus Klöstern und Kirchen zusammengebracht, und sie war darum für die Kunstgeschichte wichtig, weil sie nur alte Gemälde enthielt und er keine Restauration derselben gestattet hatte. Diese und die Giustinianische Sammlung sollte den Stein derjenigen bilden, für welche der König das Museum zu bauen beabsichtigte. Er kam noch mit Solly in einen Streit, indem dieser hinterher die Kaufgelder in Gold verlangte, obgleich der Preis in Courant bedungen war, jedoch ward die Sache durch Vergleich abgemacht.

Der König besuchte in diesem Jahr das ihm so werthe Teplitz nicht, sondern machte im Sommer eine Reise in die Rheinischen Provinzen, wohin er am 1. Juni abging, und der Kronprinz und Prinz Wilhelm ihn begleiteten. In Spaa kamen sie mit dem Großfürsten Nicolaus und dessen Gattin so wie

mit vielen andern Prinzen, unter andern dem Prinzen Friedrich von den Niederlanden zusammen. Der König musterte die Truppen und ward überall mit Freudenbezeugungen empfangen. Bei dem Besuch in Saarlouis legte er den Festungs-Werken, welche seit der Erbauung mit Nummern bezeichnet waren, die Namen seiner Kinder, mehrerer ausgezeichneten Generäle und der Erbinnen und Begründer der Festung Vauban und Choisy bei. Am 17. Juli war er aus den Rhein-Provinzen zurückgekehrt; am 19. Juli, dem Sterbetage der Königin, erfüllte er wie gewöhnlich in Charlottenburg die traurige Pflicht, ihrem Andenken das Opfer der Verehrung zu bringen. Für den Herbst ward der Befehl zur Zusammenziehung eines bedeutenden Uebungs-Korps bei Berlin gegegeben, wovon ein großer Theil in Zelten campiren sollte. Hierzu fand sich auch der Erzherzog Ferdinand von Oestreich, welchen der König mit großer Auszeichnung aufnahm, und eine große Anzahl fremder Offiziere ein. Am 30. August hielt der König die erste Parade über 10,000 Mann Kavalerie, der Großfürst führte sein Regiment dem Könige vorüber, nahm dann in einer kräftigen Anrede von demselben Abschied, und reisete mit seiner Gattin, nach einem 10½ monatlichen Besuch, welcher nur durch die Badereise nach Ems und Spaa unterbrochen ward, wieder nach Rußland zurück. Der König begleitete seine erhabene Tochter in einem offenen Wagen durch die Stadt bis Friedrichsfelde; Berlins Bürger bewiesen

ihr die lebhafteste Theilnahme durch den oft wiederholten Ruf: „bald wiederkommen!“

Am 28. September begab sich die ganze Königl. Familie nach Schwedt, um den Kronprinzen, der mit seinem pommerschen Corps in jener Gegend manövrirte, einen Besuch abzustatten. Der herannahende Winter verdoppelte des Königs Thätigkeit in den Regierungsgeschäften.

Vierter Abschnitt.

Die letzten 18 Regierungs-Jahre des Königs.

Die letzten 18 Jahre der Lebenszeit Friedrich Wilhelms nähern sich der Geschichte unserer Tage und sind jedem zu bekannt, als daß ich es nöthig hätte, sie mit der Ausführlichkeit zu beschreiben, wie die frühern so bewegten Lebensjahre. Wir können jetzt die chronologische Ordnung verlassen und die Begebenheiten dieser Periode zusammenfassen.

Sein Wirken fand ein ruhigeres Geleise in der schon abgesteckten Bahn. Die letzte Zeit seiner Tage hat aber auch Clio noch nicht so aufgeklärt, um die Begebenheiten derselben mit der gehörigen Klarheit vor Augen legen zu können. Noch ist zu vieles mit dem dunkeln Schleier verhüllt, den erst später die Geschichte den Begebenheiten entreißt, um das Zusammenwirken und das Gewebe derselben der Nachwelt zu zeigen. Auch ist der Umfang, welchen dieses Geschichtsbuch haben sollte, schon weit überschrit-

ten und mahnt mich kurz zu sein, um die Geduld der Leser nicht zu ermüden. —

Nur eine bewegte Zeit zwang den König, seinen Blick auf die politischen Verhältnisse ernstlich zu wenden; es war dieses die Zeit der Juli-Revolution und ihrer Wirkungen auf alle Länder, besonders auf Polen. Zu diesen Stürmen gesellte sich damals noch die fürchterliche Seuche, welche gleichsam ein Sirocco aus dem heißen Asien in unsern kalten Norden getragen hatte. Im Innern des Landes kränkten den König und verbitterten ihm die letzten Tage seines Lebens jene katholischen Wirren, die der Dämon des Fanatismus herbeiführte, und die ohne alle Veranlassung, wie finstere Gewitterwolken dem blauen Himmel eines freundlichen Sommertages erschienen. Sonst war seine Mühe und Sorgfalt vorzugsweise der innern Verwaltung des Staats und der Gesetzgebung gewidmet.

Seine treuesten Rathgeber verließen ihn nach und nach, dem allgemeinen Looſe des Menschen unterliegend. Der König ward älter, und schmerzlich vermißte er Diejenigen, welche ihm in der verhängnißvollen Zeit so treu beigestanden hatten. Sein scharfer Blick fand aber sehr bald aus der Menge der ihm treu ergebenen Diener Diejenigen heraus, welche für die erledigten Stellen geeignet waren, und selten hat er sich in der Wahl Derjenigen geirrt, welche er in seine nächste Umgebung zog, oder an die Spitze eines Verwaltungs-Zweiges stellte. Der

König beachtete bei seiner Wahl nicht Geburt, noch Namen, noch gab er den Einflüsterungen der ihm Naheſtehenden Gehör; er prüfte ſelbſt und bezwang oft eine perſönliche Abneigung, wenn er glaubte, den rechten Mann für die erledigte Stelle gefunden zu haben. Dieſer wichtige Blick, dieſe treffende Auswahl iſt der Grund, daß die preußiſche Staats-Verwaltung als ein Muſter vor allen daſteht, denn der König hatte ſie guten, treuen Händen und hellen Köpfen anvertraut, die, wie er ſelbſt, von dem Streben, das Beſte des Volks zu befördern, auf das Heiligſte beſeelt waren, welche nicht von Selbſtſucht und Beförderung eigennütziger Pläne auf ihre Laufbahn getrieben wurden, ſondern nur ein Ziel, des Volkes Glück, vor Augen hatten.

Der erſte ſeiner Staatsdiener, welcher in dieſer Periode von ihm ſchied, war Derjenige, der ihm am nächſten ſtand, ſein treueſter Rathgeber und ſeine Stütze in der Zeit der Noth, ſein Gefährte auf der Bahn des Glücks und des Ruhms. — Es war der Staatskanzler Fürſt von Hardenberg. Seine Geſundheit ward durch unendliche Arbeit untergraben.

Der König, fühlend, wie ſehr ihm Erleichterung in den Geſchäften Noth that, hatte ihm bereits im September den Miniſter von Voß als eine Hülfe beigegeben, indem er dieſen zum Vice-Präſident des Staats-Raths und des Staatsminiſterii ernannte.

Hardenberg hatte den König zum Kongreß nach Verona begleitet. Von hier wollte er eine Erholungsreise durch das nördliche Italien machen, aber schon zu Pavia ward er am 17. November von einer Brustkrankheit überfallen, er kam noch bis Genua, hier ging das Uebel in ein Asthma über, und ein Nervenschlag machte am 26. November 1822 seinem hochverdienten Leben ein Ende. Einen wichtigen Tag, denjenigen der Errichtung der ständischen Verfassung, woran er unablässlich gearbeitet hatte, und welchen er so sehnlich herbeiwünschte, erlebte er nicht! Der Tod rief ihn früher ab, als dieses Werk vollendet war! — Was er dem Könige und dem Staate gewesen ist, haben diese Blätter genugsam ergeben. Nie hatte ein König einen treuern und anhänglichern Diener, aber auch selten empfing ein solcher so viele und deutliche Beweise der unwandelbaren Huld und des höchsten Vertrauens seines Herrschers in einer so langen Reihe von Jahren, wie er. Ein Staatskanzler ward nicht wieder ernannt; das Präsidium des Staatsraths und Staatsministerii ging auf den Minister v. Voß, und, als dieser auch kurze Zeit darauf starb, im Jahr 1825 auf den Herzog Karl von Mecklenburg über. Den persönlichen Vortrag beim Könige in Verwaltungs-Angelegenheiten erhielt der Graf v. Lottum. Die Minister wurden durch den Abgang des Staatskanzlers selbstständiger gestellt. Namentlich war dieses auch der Fall mit dem General-Postmeister v.

Nagler, welchem bereits im Jahre 1821 die oberste Leitung des Postwesens anvertraut war.

Todesfälle auf Todesfälle führten immer neue Veränderungen in den Personen, welche die Verwaltung leiteten, herbei. Das Handelsministerium ward im Jahr 1825 dem bereits erkrankten Grafen v. Bülow abgenommen und dessen Arbeiten unter den Ministerien des Innern und der Finanzen vertheilt. Graf v. Bülow ging bald darauf mit Tode ab. In die Stelle des hochverdienten Ministers der Finanzen, v. Motz, trat, bei dessen im Jahr 1830 erfolgtem Ableben, der nicht weniger ausgezeichnete Mann, aber nur kurze Zeit dauerte seine segensreiche Verwaltung; er unterlag der Arbeit schon nach wenigen Jahren.

Der König überzeugte sich, daß die Geschäfte dieses Ministerii die Kräfte eines Mannes übersteigen, darum theilte er dasselbe in drei verschiedene Departements; das eine, betreffend die General-Verwaltung der Domainen und Forsten, ging auf das Ministerium des Königl. Hauses über, und erhielt dort einen besondern Chef, in der Person des Herrn von Ladenberg. Dennoch flossen die Ueberschüsse nach Abzug des Kronfidei-Commisses von 2½ Millionen Thaler wieder zur Administration des Finanz-Ministerii zurück. Das zweite, die Verwaltung des Gewerbe- und Bauwesens, ward dem Chef der Geldinstitute und des Staatsschuldenwesens, Herrn Rother, zugetheilt; das dritte, die Verwaltung der Steuern

und Zölle bildete jetzt das eigentliche Finanz-Ministerium unter dem Grafen v. Alvensleben, dem späterhin, im Jahr 1837, wegen Kränklichkeit des Ministers Rother auch das Handels-, Fabriken- und Bauwesen zufiel. Auch in der Justiz-Verwaltung trat an Kircheisens Stelle (den 23. April 1825) der Präsident Graf v. Dankelmann als Justiz-Minister, und nach seinem Tode, im Jahre 1832, der Geheime-Rath v. Kamptz, und der Präsident Mühler, von welchen ersterer die Leitung der Justiz-Verwaltung in den rheinischen Provinzen, und letzterer die in den östlichen Ländern erhielt, bis nach mehreren Jahren jene auch auf den letztern überging, und Herr v. Kamptz nur die Revision der Gesetzsammlung behielt.

Das Ministerium des Innern ward im Jahre 1830 in dasjenige des Innern und der Polizei, und des Handels und der Gewerbe-Angelegenheiten getheilt; ersteres bekam der Präsident v. Brenn, letzteres behielt v. Schuckmann; nach dem Abgange des letztern überkam Herr v. Rochow das eigentliche Polizei-Ministerium, und Herr v. Brenn erhielt dasjenige des Innern und der Gewerbe-Angelegenheiten. Dieses geschah im April 1834. Im Jahre 1837 ward das letztere aufgehoben und die von ihm verwalteten Gewerbe-Angelegenheiten, namentlich die Eigenthumsverleihung der Bauerhöfe, die Gemeinheits-Theilungen und Ablösungen wurden mit dem Ministerio des Innern und der Polizei verbunden,

theils gingen sie auf das Finanz-Ministerium über. Herr von Brenn ward in den Ruhestand versetzt. Im Jahre 1836 wurden Graf v. Alvensleben und die Geheime-Räthe Rother und von Ladenberg, welche bereits an der Spitze von Departements standen, auch zu Ministern ernannt.

Die im Jahr 1817 errichtete General-Kontrolle, welche nunmehr ihr schweres Werk, Ordnung in den Staats-Haushalt zu bringen und die Gleichstellung der Ausgaben und Einnahmen zu bewirken, beendet, ward 1826 aufgelöset und statt derselben eine Staatsbuchhalterei unter Leitung des Grafen v. Lottum und des Finanz-Ministers v. Motz errichtet. Freiherr von Stein, der Held von 1809, von welchem die Wiedergeburt Preußens zuerst ausging, ward im Jahr 1826 als Mitglied des Staatsraths berufen; es war ein Anerkenntniß des Königs, daß er seine Verdienste nicht vergessen hatte, wenn auch dieser treue, kräftige Diener jetzt nicht weiter in der Verwaltung thätig war.

Es ist nicht zu läugnen, daß diese oft erneuten Kräfte ein höchst reges Leben in die Verwaltung brachten und dieselbe bei jedem Wechsel einen neuen, sehr erfreulichen Aufschwung erhielt; indessen konnte es auch nicht ausbleiben, daß diese Veränderungen öfters neue Systeme schufen, welche begonnene Arbeiten nutzlos werden ließen, daß hierdurch manches angefangene Werk auf halbem Wege stehen blieb, und daß viel Zeit und Arbeit aus dem wiederholten

Sammeln der Notizen und deren Zusammenstellung entsprang, welche dem abgehenden Chef gegenwärtig gewesen waren und in dessen Kopf geruht hatten.

Um das Geschäft auch bei den Provinzial-Behörden zu vereinfachen und Ersparungen hierdurch zu bewirken, erließ der König am 31. December 1825 eine neue Instruction für die Ober-Präsidenten und Regierungen, welche eigentlich nur die frühere ergänzte. Es fanden in deren Gefolge vielfache Reductionen bei den Beamten der Administration statt, welche zwar die gesuchten Ersparungen herbeiführten, aber auch oft dem Dienst, welcher in den Stellen von gutbezahlten Beamten durch unbesoldete Supernumerarien versehen werden mußte, nachtheilig waren.

* * *

Das wichtigste, das ganze Volksleben und dessen Verbindung mit der Regierung aufzufassende Werk war wohl das Gesetz vom 5. Juni 1823 wegen Anordnung der Provinzial-Stände. Wie viel wird hierüber seit der oft erwähnten Königl. Verordnung vom 22. Mai 1815 gesprochen und geschrieben? Die geheimen Verbindungen, die Unruhen in allen Ländern, das Beispiel der constitutionellen Staaten, wo die reichsständische Verfassung nicht den gehofften Segen gebracht hatte, Görres mit seinen Schriften, Kotzebue's Tod, die Studenten-Verschwörungen, Sand, Louvel, Löning, gegründete oder auch nur eingebildete Besorgnisse, daß die demagogischen Umtriebe in der Repräsentativ-Verfassung einen sichern Anhalt

finden würden, die Ansicht, daß Preußen noch nicht reif für eine solche wäre u. s. w., hatten das Werk so lange aufgehalten; indessen war das Wort zu laut ausgesprochen, das Versprechen öffentlich gegeben, der Drang nach dessen Erfüllung zu allgemein. Es mußte ein entscheidender Schritt gethan werden. Zuletzt handelte es sich darum, ob eine reichsständische Verfassung zu ertheilen sei, oder dieser nicht die Wiederherstellung der alten Provinzial-Stände oder die Einführung neuer, da, wo solche noch nicht bestanden hatten, vorangehen, und sich aus ihnen das reichsständische Wesen erst entwickeln müsse. Hardenberg war für die erstere Ansicht; der Kronprinz, damals an der Spitze der das Verfassungswerk bearbeitenden Kommission stehend, entschied sich für die letztere Meinung, weil solches das Bedürfniß der Zeit und die Eigenthümlichkeit des Staats heischten, und wirklich ist derselbe aus so mannigfachen, in allen Rechten, Verhältnissen und Bedürfnissen verschiedenen Landestheilen zusammengesetzt, daß bei einer reichsständischen Verfassung nur Reibungen der verschiedenen Interessen gegen einander zu erwarten waren. Der Rheinländer hat andere Ansichten wie der Preuße, dessen Wünsche wiederum von denen der Schlesier abweichen; die materiellen Interessen jedes Landes-Theiles sind zu verschieden, und es frommt diesem, was dem andern gerade zum Nachtheil gereicht. Diese verschiedenartigen Interessen gegeneinander abzuwägen und aus-

zugleichen, mußte der Hand des Monarchen überlassen bleiben. Der Zweck: dem Volke eine verständige Theilnahme an der Verwaltung zu verschaffen, ihm Gelegenheit zu geben, das Petitionsrecht geltend zu machen und die zu erlassenden allgemeinen Gesetze zu berathen, ward durch die Einführung von Provinzial-Ständen erreicht.

Der König bestimmte daher:

1. Es sollten Provinzial-Stände in der Monarchie in Wirksamkeit treten.
2. Das Grund-Eigenthum sollte Bedingung der Standschaft sein.
3. Die Provinzial-Stände sollten das Organ der verschiedenen Stände der Unterthanen in jeder Provinz sein, und diesem gemäß sollten
   a. die Gesetz-Entwürfe, welche allein die Provinz angehen, an sie gelangen, ihnen auch,
   b. so lange keine allgemeinen ständischen Versammlungen stattfinden, die Entwürfe solcher allgemeinen Gesetze, welche Veränderungen in Personen- und Eigenthums-Rechten und in den Steuern zum Gegenstande hätten, so weit sie die Provinz beträfen, zur Berathung vorgelegt werden.
   c. Bitten und Beschwerden, welche das besondere Wohl der Provinz beträfen, sollten von ihnen angenommen und
   d. die Kommunal-Angelegenheiten derselben ihren Beschlüssen überlassen werden.

Der König behielt seiner landesväterlichen Fürsorge vor, zu bestimmen, wenn die Zusammenberufung der allgemeinen Reichsstände nöthig und wie sie dann aus den Provinzial-Ständen zusammengesetzt werden sollten. Hiernächst ward sofort mit der Einrichtung der Provinzial-Stände in den einzelnen Provinzen vorgegangen und die Provinzial-Landtage wurden abgehalten.

Den Eiferern für die constitutionelle Verfassung genügte dieser Ausgang der Sache nicht, indessen hatte sich der Schwindel schon sehr gelegt, und der kalte Beobachter sah ein, daß er bei dem Streben der Regierung auch ohne Reichsstände sich wohl befand, daher noch mehr die geringe Theilnahme zu tadeln ist, welche das wohlthätige Institut der Provinzial-Stände bei dem Volke fand, ebenso wie der frühere Drang nach einer reichsständischen Verfassung.

* * *

Bei dem hohen religiösen Sinn, welcher den König beseelte, war es natürlich, daß seine gesetzlichen Anordnungen auch mit ungemeiner Sorgfalt den Kultus umfaßten. Die Vereinigung der beiden Konfessionen, der Lutheraner und Reformirten, war bereits eingeleitet und rückte allmälig vor. Dies war seit der Reformation einer der wichtigsten Schritte. Jetzt ließ der König auch eine allgemeine Liturgie für die evangelische Kirche seines Landes entwerfen, durch welche eine Einheit in die äußere Gottesverehrung kam, nachdem bis dahin jede Provinz, oft eine

einzelne Stadt, ihre eigenen liturgischen Gebräuche gehabt hatten. Es wurden hierbei die Agenden aller Provinzen benutzt, alle unnützen Auswüchse weggeschnitten, und der Gottesdienst auf die Gebräuche einer, allein die reine Lehre des Evangeliums anerkennenden Kirche zurückgeführt.

Die katholische Kirche hatte durch die Bulle de salute animarum ihre feste Begründung erhalten; die evangelische erhielt sie durch die Vereinigung aller protestantischen Confessionen zu einer einzigen, allein die reine Lehre des Evangeliums anerkennenden Kirche, weshalb auch die Namen Lutheraner, Reformirte, Kalvinisten verschwinden mußten. Leider bildete sich wiederum ein Separatismus und ein Mystizismus, als Zeichen der Reizbarkeit der Zeit, und verbreitete sich gerade in Provinzen, z. B. Pommern und Preußen, am meisten, wo bis dahin Schwärmerei in dem ruhigen, überlegenden Charakter des Volkes nicht zu liegen schien. Anfangs wollte man den Stamm mit der Wurzel durch Anwendung der Gewalt ausrotten, aber hat nicht die Erfahrung aller Zeiten gelehrt, daß in geistigen Dingen nur Ueberzeugung wirken kann, und daß Verfolgungen nur Märtyrer erzeugen? Daher kam auch Friedrich Wilhelm bald von der Anwendung gewaltsamer Maßregeln zurück und that denselben Einhalt. So schmerzlich es ihm war, daß das Vereinigungswerk, welches einen so schönen Fortgang hatte (so daß schon im Jahr 1825 von 7782 Gemeinden bereits 5343 der Union beigetreten wa-

ren), durch diesen Separatismus ein Hinderniß fand, so fühlte er doch, daß der Zeit und der Belehrung der Einsichtsvollern es überlassen bleiben mußte, die Verirrten auf den rechten Weg zurückzuführen, und wo solches nicht gelang, da überließ er es — dem Gewissenszwange stets feind — jenen Gemeinden, bei ihren alten Gebräuchen zu bleiben und Gott nach ihrer Art zu dienen, wenn nur ihr Separatismus nicht in Gesetzlosigkeit, Meuterei und Konventikelwesen ausartete, weshalb er auch unterm 9. März 1834 eine Verordnung gegen die Anmaßung geistlicher Amtshandlungen von unbefugten Personen erließ. Die Bibelgesellschaften, welche im Jahr 1814 entstanden waren, von dem Könige in Schutz genommen wurden und nur den Zweck hatten, einen reinen, auf die Lehren der Bibel sich stützenden Sinn, den die Landesnoth erweckt hatte, zu befördern, und welcher noch mehr erwachte, als man sah, daß das Vertrauen auf Gott und seine Hülfe das Wunder der Rettung des Vaterlandes hervorrief, gewährten diesem Separatismus leider nicht blos eine Stütze, sondern nährten ihn, indem durch ihre Mitglieder die abgesonderten Andachten und das Konventikelwesen gebildet wurden. Von der andern Seite suchte der König die Gemüther durch die Kabinetsordre vom 30. April 1830, nach welcher die Vereinigung der einzelnen Konfessionen den Kirchen und kirchlichen Anstalten, den Geistlichen und Gemeinden nicht diejenigen pecuniairen Vorzüge entziehen sollte, welche ihnen bis da-

hin zugestanden hatten. Dies war besonders für die bisher reformirten Gemeinden wichtig, bei welcher bekanntlich der Geistliche keine Stolgebühren erhält. Für das Militair ward unterm 12. Februar 1832 eine eigene Militair-Kirchen-Ordnung eingesetzt.

Das Heilighalten der Sonn- und Festtage schien dem Könige eine Nothwendigkeit für die äußere Würde der Gottesverehrung zu sein, weshalb er unterm 7. Februar 1837 die Verwaltungsbehörden von neuem anwies, solches zu bewahren. Es mußten die kirchlichen Gegenstände mit hoher Zartheit behandelt und sie den rohen Angriffen im gewöhnlichen bürgerlichen Leben nicht ausgesetzt werden, weshalb er unterm 25. Februar 1837 verfügte, daß, da die öffentlichen Verhandlungen von Religions- oder kirchlichen Angelegenheiten ein Aergerniß geben könnten, das öffentliche Verfahren in Civil- und in Strafsachen, welche jene etwa berührten, ausgeschlossen sein sollte.

In vielen Gegenden waren mit der Verbreitung der Reformation katholische Kirchen wüste geworden, sie wurden wenig oder gar nicht benutzt, und die noch vorhandenen Gemeindeglieder befanden sich außer Stande, die Gebäude zu erhalten, welche allmälig in Schutt versanken, wogegen die evangelischen Gemeinden, während jene leer standen, sich oftmals keiner Gotteshäuser erfreuten; daher erließ er unterm 13. Mai 1833 das Gesetz über erloschene Parochien, worin bestimmt ward, wenn eine solche für erloschen zu achten sei; in diesem Fall sollte das Gebäude einer an-

dem christlichen Gemeinde überwiesen werden können, das Vermögen der Kirche aber dem Kultus in der Provinz vorbehalten werden, von welchem dasselbe bis dahin benutzt war. Aber wo es nöthig war, neue Kirchen zu errichten, verfallene auszubessern, oder eingegangene wieder herzustellen, da fehlte es dem Könige nie an Mitteln, und höchst bedeutend sind die Summen, die er nicht aus den Einkünften des Staats, sondern aus seinem Privat-Vermögen zu diesem frommen und milden Zweck hergab. Bekannt ist es, mit welcher Freigebigkeit er höchst bedeutende Summen zu der Erhaltung und Wiederherstellung der Dome in Magdeburg und Köln hergab, und wenn Kirchen neu gebaut wurden, so geschah es im reinsten Styl nach Schinkels geistreichen Zeichnungen. Eben so gab er willig die Mittel her, wenn es nöthig war, neue Kirchensysteme zu gründen und die Gemeinden nicht vermögend genug waren, die Gebäude zu errichten, und Geistliche und Lehrer zu besolden.

Pfarrer und Schullehrer sollten aber auch wegen ihres Einkommens mehr gesichert und nicht genöthigt sein, dasselbe durch prozessualische Weitläuftigkeiten einzuziehen. Daher befahl der König unterm 19. Januar 1836, daß dasselbe bis zu zweijährigen Rückständen kurzweg durch die Verwaltungs-Behörden im Wege der Execution beigetrieben werden könnte.

Geistliche und Schullehrer sollten als Diener des göttlichen Worts sich auch durch hohe Sittlichkeit auszeichnen, jeder Verstoß dagegen mußte strenge ge-

ahndet werden. Daher befahl der König die strengste Aufmerksamkeit auf ihren Wandel und ordnete unterm 23. April 1822 ein besonderes Verfahren wegen Amts-Entsetzung derjenigen an, welche durch Immoralität sich ihres hohen Berufs unwürdig machten.

Seine Fürsorge für die Gottesverehrung dehnte sich auch auf fremde Länder aus. Bei den Gesandtschaften wurden Kapellen errichtet und Geistliche angestellt, er half in Rio Janeiro eine evangelische Kirche gründen, er beschützte und unterstützte den Verein, welcher zusammentrat, um den gedrückten Waldensern Hülfe zu bringen. Wie sein Vorfahr, der große Churfürst, die aus ihrem Lande vertriebenen Hugenotten in Preußen aufnahm, wie solches später mit den Salzburgern geschehen war, so eröffnete er den Zillerthalern in Schlesien eine Freistätte, welche auswanderten, weil ihnen Oesterreich die Bildung einer Kirchen-Gemeinde versagt hatte. —

Je treuer seine Sorgfalt hiernach für Religion und Gottes-Verehrung bei allen Konfessionen sich zeigte, je bitterer mußten ihn die kirchlichen Wirren schmerzen, zu welchen die Intoleranz des Erzbischofs von Cöln die erste Veranlassung gab. — Bis dahin hatte man nie den Gedanken gehabt, daß die gemischten Ehen Veranlassung zu kirchlichen Zwistigkeiten geben könnten. Katholiken und Evangelische lebten in solchen ungestört und glücklich. Bis dahin war es zweifellos, daß das Streben der Lehrer auf den Hochschulen nur dahin ging, Aufklärung zu verbrei-

ten, die reinste Gottesverehrung zu befördern, jeder Verdumpfung entgegen zu arbeiten, und durch die angehenden Geistlichen den Samen der Geistesfreiheit, der Sittlichkeit und eines religiösen Sinnes auszustreun, und man setzte voraus, daß dieses in dem ächt christlichen Sinn der katholischen Geistlichkeit geschehe, und daß es dieser in dem geläuterten Geist der Zeit nicht mehr daran gelegen sein könnte, das Volk in Dunkelheit zu erhalten, sondern Licht, Wahrheit und Geistesfreiheit zu verbreiten. Mit dem Könige fühlte das ganze Volk den Schmerz über die Zerwürfnisse, die sehr füglich vermieden werden konnten, wenn die bürgerlichen und die Gesetze der katholischen Kirche richtig gewürdigt worden wären, und der katholische Klerus auf gleiche Weise wie die Regierung die helle Flamme der geistigen Freiheit zu entzünden strebte. Wer wollte in diesem Augenblick die kaum verharschte Wunde, indem man sie frech entblößt, wieder aufreißen? Wir alle kennen den Grund ihres Entstehens und den Gang der Heilung, es geschah ja alles unter unsern Augen, die traurigen Vorfälle gehören noch nicht der Geschichte an, sie leben noch in der Gegenwart. Aber das ganze Ereigniß mußte jeden treuen Vaterlandsfreund um so mehr betrüben, als dieses das erste Auflehnen gegen den Willen eines Königs war, der während seiner langen Regierung stets das Glück aller seiner Unterthanen gewollt hatte, mochten sie Christen oder Juden, Katholiken oder Evangelische sein, und der nur wenige Jahre zu-

vor die katholische Kirche so freigebig ausgestattet hatte.

Wir wollen den Mantel der Liebe über diese zu beklagenden Vorfälle decken, wir können uns aber nicht enthalten, zu glauben, daß den ersten Anstoß zu diesen Verwirrungen nicht das strenge Hängen des katholischen Klerus an den Satzungen der Konzilien und Päbste gab, denn es war von dieser Seite kein Grund vorhanden, gerade jetzt Verhältnisse anzugreifen, die seit Jahrhunderten ruhig bestanden hatten, ohne daß sie der katholischen Kirche den geringsten Eintrag gethan, oder bei derselben auch nur einmal Besorgnisse hätten erregen können, es war keine Veranlassung, jetzt ein Zetergeschrei zu erheben, als ob die katholische Kirche in Gefahr stehe, so daß fast die Unterthanentreue dadurch erschüttert worden wäre. Es scheint uns vielmehr, als ob der Wirbelwind aus einer andern Gegend hergekommen — von einem Orden nämlich, der aufgelöset war, weil sein Streben nach geistlicher Herrschaft die bürgerliche Ordnung der Dinge untergrub, der schon früher die Völker gegen ihre Herrscher aufreizte, der jetzt wieder von Neuem sein scheußliches Haupt erhebt, und über Belgien, von dem Heerde aller Revolutionen ausgehend, auch in unser glückliches und ruhiges Preußen den Samen der Zwietracht auszustreuen suchte, und den Klerus zum Widerstand gegen den König aufreizte, um im Trüben seine verbrecherischen Zwecke, nämlich die Völker in Finsterniß zu erhalten und Fürsten und

Völker am Gängelbande zu leiten, zu erreichen. Von jener Seite scheint den Völkern und Regenten noch viel Unglück zu drohen; möchten wir uns doch einst geirrt haben! — Aber vielleicht wird einst das Oberhaupt der katholischen Kirche sich überzeugen, daß jedes Eingreifen in die bürgerlichen Gesetze, jedes Aufregen des Volkes gegen den Willen des angestammten Herrschers und die bestehende Verfassung des Landes, die Grundfesten des so künstlichen hierarchischen Gebäudes der katholischen Kirche erschüttern muß, und sie hierdurch ihren eigenen Ruin herbeiführen wird; hat die französische Revolution, welche in ihrem ersten Eifer, Tempel und Altäre zerstörte, nicht Veranlassung gegeben, darauf zu achten? —

* * *

An die Sorge des Königs für die Gottesverehrung reihte sich diejenige für den Unterricht des Volks. Wir haben schon gehört, was er für die Universitäten gethan hat. Nicht Minderes geschah für die Schulen, nachdem die Ruhe des Friedens ihm erlaubte, die Mittel des Staats auch zu diesem hohen Zweck zu verwenden. Er wußte, daß ein Volk, welches gehörig unterrichtet, und dessen Geist aufgeklärt ist, und bei welchem der Same der Tugend in die jugendlichen Herzen reichlich ausgestreut ward, sich selbst glücklicher fühlt und daher treuer an dem Staat und dem König hängt und den Gesetzen folgt, wie ein rohes, ungebildetes. Im Großherzog-

thum Posen und in West- und Ostpreußen wurden viele Hunderte von neuen Schulen durch seine Milde gegründet und ausgestattet. Das Vermögen der aufgehobenen Klöster ward hier für die Schulen überhaupt, vorzugsweise aber für die Elementar-Schulen, verwandt; so entstand das katholische Gymnasium in Kulm, welches den Zweck hatte, eine höhere wissenschaftliche Bildung im Volke zu verbreiten und durch diese mehr junge Katholiken zur Wahl des geistlichen Standes zu veranlassen, damit dem drückenden Mangel an unterrichteten katholischen Geistlichen abgeholfen würde.

Die verderbliche Richtung, welche dem Sinn der Jugend zugleich mit dem Turnen gegeben ward, hatte den König veranlaßt, diese körperlichen Uebungen in den Schulen abzuschaffen. Die Lorinserſche Schrift „zum Schutz der Gesundheit in den Schulen" bestimmte ihn aber, eine strenge Prüfung dieser Schrift, der Disciplin auf den Schulen halber, zu veranlassen, welche die Folge hatte, daß die Behörden auf den Mangel der körperlichen Ausbildung, und daß solche durch die angestrengtere des Geistes unterdrückt würde, aufmerksam wurden, und man wieder anfing, auch körperliche Ausbildung, wiewohl mit mancherlei Widerspruch und unter verschiedenen Hindernissen von Seiten der Lehrer, wiederum einzuführen, sie aber durch bloße gymnastische Uebungen, ohne daß hierbei an Turnlieder, Turnlehrer und Turnfahrten gedacht wurde, zu erreichen.

Des Königs Fürsorge erstreckte sich nicht allein auf die öffentlichen Schulen, sondern auch auf Privat-Lehranstalten und auf diejenigen Personen, welche sich mit dem Unterricht beschäftigten. Das Gesetz vom 7. Septbr. 1811 über die Gewerbe-Freiheit hatte auch diesen Privat-Unterricht als ein freies Gewerbe betrachtet.

Unterm 10. Juni 1834 hob er die diesfallsigen Bestimmungen jenes Gesetzes auf, und unterwarf auch die Privat-Lehrer einer Prüfung, und ihre Anstalten der Aufsicht des Staats. Er befahl den Behörden, nicht nur auf die Tüchtigkeit der erstern für das Lehrfach, sondern auch auf ihre Sittlichkeit und die Lauterkeit ihrer Gesinnungen in politischer und religiöser Hinsicht zu achten.

Das preußische Schulwesen befindet sich auf einem so hohen Standpunkte, daß die Franzosen Gelehrte, unter andern den Professor Cousin, sandten, um sich über dessen Zustand, über die Lehrmethoden und über die Disciplin in den Schulen zu unterrichten.

So lebendig das wissenschaftliche Treiben auf den Universitäten war, so konnte doch der böse Geist, welcher den Studenten von jenem abzog und ihn veranlaßte, sich in die politischen Händel zu mischen, nicht gebannt werden. Dieser demagogische Geist erhob sein Haupt besonders von neuem, als die Juli-Revolution und der Aufstand in Polen im Jahr 1830 die Gemüther der Jugend aufregten, und spukte gewaltig in den Köpfen der Jugend auf allen preußi-

schen und deutschen Universitäten. Am meisten frei davon hielt sich noch Berlin und Königsberg. Es mußte jetzt ernstlichst eingeschritten werden.

Schon im Jahr 1823 hatte der König ein Gesetz wegen Bestrafung der geheimen Verbindungen auf Universitäten als Schlußstein des bis dahin gegen die Verirrungen der Jugend eingeleiteten Verfahrens erlassen. Als nun jener revolutionaire Schwindel wiederum erwachte, wollte er die preußische Jugend davor bewahren und verbot daher unterm 20. Mai 1833 den Besuch aller fremden Universitäten, und zwar derjenigen von Erlangen, Heidelberg und Würzburg unbedingt, weil die dortigen Studenten die Unruhen in Frankfurt besonders veranlaßt hatten.

Unterm 14. Novbr. 1834 unterwarf er die preußischen Universitäten derselben strengen Aufsicht, welche der deutsche Bund rücksichtlich der übrigen deutschen Universitäten angeordnet hatte; den 18. Decbr. 1834 verbot er den Besuch der schweizerischen Universitäten Zürich und Bern; unterm 21. Novbr. 1836 hob er das gegen jene drei deutschen Universitäten erlassene strenge Verbot, und nachdem überall die Maßregeln zur Erhaltung der Ordnung getroffen waren, unterm 13. Octbr. 1838 auch die gegen die übrigen Hochschulen verfügte Beschränkung wieder auf.

Mit der nothwendigen Strenge, welche die damaligen Umstände erforderten, verband er auch eine hohe Milde gegen die verirrten Jünglinge und den von ihnen bewiesenen Leichtsinn. Viele, die z. B. den

Studenten-Bund Arminia aufrichtig als sträflich anerkannten, demselben förmlich entsagten und ein treues Herz gegen ihren König und das Vaterland zeigten, wurden nicht allein begnadigt, sondern ihrer Laufbahn wiedergegeben, sie befinden sich sogar in ansehnlichen Aemtern und rechtfertigen das Vertrauen ihres milden Königs. Die gefangenen Studenten wurden mit schonender Berücksichtigung und Sorge für ihre Gesundheit und für ihre gewohnten Bedürfnisse behandelt. Das wiederauflebende Treiben der Burschenschaft nach der Juli-Revolution betrachtete er geradezu als eine bloße Verirrung, deren Grund nicht auf den Universitäten, sondern anderswo, nämlich eben da, von wo die kirchlichen Wirren ausgingen, gesucht werden mußte.

Die letzten Fäden des ganzen Gewebes dieser Umtriebe verloren sich immer in Paris, wo sich eine Propaganda zur Verbreitung republicanischer Grundsätze in allen Ländern zu befinden schien. Wit von Dörring sogar, dieser unruhige Kopf, welcher vielleicht am tiefsten in die revolutionairen Umtriebe eingeweiht war, der alle Länder gesehen und in Gefängnissen aller Länder bereits gesessen hatte, fand durch die Gnade des Königs eine Freistätte auf dem ererbten Gute Urbanowicz in Schlesien, und der Professor Cousin, dessen oben erwähnt ist und welcher von Wit von Dörring als Mitglied des Pariser comité directif der vorerwähnten Propaganda denunzirt war, ward seines Arrestes entlassen, ohngeachtet er sich von dem auf ihm lasten-

den Verdachte nicht reinigen konnte. Es geschah dieses auf den Grund eines die Milde des Königs bekundenden Befehls, aber keinesweges weil er sich durch das Aufsehen und die diplomatischen Anregungen, welche dessen Verhaftung veranlaßte, dazu bewogen gefühlt hätte. Unterm 7. Januar 1838 ward ein neues und geschärftes Gesetz gegen die Verbindungen der Studenten erlassen.

Die Sorge des Königs für das Aufblühen der Wissenschaften äußerte sich, ungerechnet der Begünstigung, die er Gelehrten zugestand, noch besonders in dem Schutz, welchen er ihrem Wirken angedeihen ließ. Unterm 7. April 1829 ertheilte er Goethe und den Erben Schillers und Jean Paul's Privilegien gegen den Nachdruck, und da die Beschlüsse der Bundesversammlung über den, den Schriftstellern und Verlegern zu gewährenden Schutz ihrer Rechte gegen denselben, sich verzögerten, so verordnete er unterm 16. August 1827, daß auf dem diplomatischen Wege mit den einzelnen Bundesstaaten vorläufige Vereinigungen zur gemeinsamen Abwehrung jenes Nachdrucker-Unfugs getroffen werden sollten, welche auch ihren glücklichen Fortgang hatten, und die Betheiligten so lange schützte, bis unterm 12. Februar 1833 der Bundestagsbeschluß über den Nachdruck auch als Gesetz für Preußen publicirt werden konnte. Unterm 11. Juni 1837 erschien endlich das Gesetz zum Schutz des Eigenthums an Wissenschaft und Kunst gegen Nachdruck und Nachbildung, welches nun die Schrift-

steller und Bildner, so wie deren Verleger, völlig sicher stellte.

Eine häufig sich laut aussprechende Unzufriedenheit des litterarischen Publikums ward durch die Strenge der Censur herbeigeführt, indem man eine größere Freiheit in der Benutzung der litterarischen Hilfsmittel begehrte, und wenn freilich eine strenge Bewachung der politischen Zeit- und Flugschriften im Allgemeinen für nöthig gehalten wurde, weil bei einer solchen eine Juli- und eine belgische Revolution gewiß nicht entstanden wären, man sich doch nicht überzeugen konnte, daß durch die Beschränkung der Censur in wissenschaftlichen und namentlich geschichtlichen und staatswirthschaftlichen Schriften das Revolutionsgift sollte abgehalten und der Demoralisation des Volkes sollte vorgebeugt werden können. Friedrich Wilhelm hatte sich schon im Anfange seiner Regierung durch die in der Mallinkrotschen Sache erlassene Kabinetsordre über den Vorzug eines freien Urtheils der Presse ausgesprochen, dennoch nöthigte ihn jetzt die Rücksicht auf seine Verhältnisse gegen Rußland und Oesterreich, welche Staaten der Presse einen harten Zwang auflegten, auch seinerseits nicht ganz im Verhältniß zu deren Anordnungen zurückzubleiben, und wenn auch eine mindere, doch jener ähnliche, Strenge zu üben. Freilich ward dabei nicht berücksichtigt, daß diese Länder durch geographische Grenzen eher eine litterarische Mauth aufrecht erhalten und der geistigen Contrebande den Eintritt in

das Land verwehren konnten, wie das von allen Seiten, besonders gegen Frankreich offene Preußen, an dessen Herzen Leipzig, der Stapelplatz des Büchermeßverkehrs, liegt. Unterm 18. Septbr. 1824 ordnete der König die fernere Fortdauer des strengen Censur-Edikts vom 18. Octbr. 1819, welches ursprünglich nur für 5 Jahre gegeben war, an, welches unterm 6. August 1837 in manchen Stücken noch geschärft ward.

War nun auch die Presse beschränkt, so war doch wohl nirgends das Recht der freien Rede unbeschränkter wie in Preußen, und artete wohl auch oft in Frechheit aus, weshalb der Polizei-Minister v. Brenn die Beamten ermahnte, ihre vorlauten Urtheile über Regierungsmaßregeln nicht in Restaurationen, Kaffee-Häusern und an öffentlichen Orten laut werden zu lassen. Es erregte dieses Gebot allgemeine Unzufriedenheit, so daß es auch nie befolgt, und nach wie vor die Kritik der Regierungsmaßregeln, selbst von Beamten, geübt worden ist, denn sie wußten, daß der König kein Feind einer freien Rede und eines freien Urtheils war. —

Höchst wahrscheinlich würden jene strengen Censurgesetze nie erlassen worden sein, wenn sich die Schriftsteller selbst in den gebührenden Schranken gehalten und sie die Preßfreiheit nicht in Preßfrechheit hätten ausarten lassen.

* * *

Es war eine glückliche Wahl, die Friedrich Wilhelm traf, als er aus so vielen würdigen Männern den Präsidenten Mühler als Justiz-Minister an die Spitze der Justiz-Verwaltung stellte. Mit ihm trat eine neue Aera in derselben ein. Sein Streben war sofort auf die Beseitigung des Formen-Wesens und auf die Vereinfachung des Rechtsganges gerichtet. Jahre lang dauerten die Entscheidungen bei dem höchsten Gerichtshofe, dem Geheimen Ober-Tribunal; er bewog den König, drei Senate in demselben anzuordnen, welches nicht blos eine bei weitem schnellere Aburtelung der Sachen, sondern auch eine bei weitem gründlichere Bearbeitung derselben bewirkte, weil jedem Senat Angelegenheiten aus denselben Provinzen, auf deren Entscheidung besondere Verfassungs-Rechte oder Eigenthümlichkeiten des Landes Einfluß hatten, überwiesen wurden. Die Erkenntnisse desselben waren bis dahin bloße Orakelsprüche, indem Niemand die Gründe erfuhr, weshalb dieser hochverehrte Gerichtshof so oder anders entschieden hatte; denn man hatte geglaubt, daß die Mittheilung derselben nur Veranlassung zu unnützen Querelen geben möchte, die, nachdem die Sache unwiderruflich beendigt war, zu nichts mehr führen konnten. Jetzt, am 19. Juli 1832, ward die Ausfertigung der Tribunals-Urtel mit Darlegung der Gründe angeordnet, und die Erfahrung hat gezeigt, daß die Betheiligten sich viel eher beruhigen, wenn sie die Gründe erfahren, welche den höchsten Gerichts-

hof bei seiner Entscheidung leiteten, als früher, wo sie nur ahnten, worauf sich dieselbe stützte. Im nächsten Jahr, am 3. Juni, erschien die Verordnung über den Mandats- und summarischen Prozeß und denjenigen in Bagatell-Sachen, wodurch alle Prozeß-Angelegenheiten in Sachen von minderer Erheblichkeit zu einem mündlichen Verfahren verwiesen wurden, und ihnen durch dieses und die sofortige Aburtelung ein bei weitem schnellerer Rechtsgang angewiesen ward. Noch in demselben Jahre, am 30. Novbr., wurden Kreis-Justiz-Räthe angeordnet. Man wollte den eximirten Gerichtsstand des Adels, der Gutsbesitzer und der Beamten, einem so gerechten Tadel derselbe auch unterliegt, nicht aufheben, weil man hiedurch die Eximirten zu verletzen fürchtete, aber man wollte es dem Publiko erleichtern, diese Personen in Anspruch zu nehmen, ohne zu dem entfernten Sitz des Obergerichts seine Zuflucht nehmen zu müssen, daher ernannte man die Kreis-Justiz-Räthe als beständige Kommissarien des Gerichts in den Kreisen selbst. Zugleich sollten sie auch Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit über das Vermögen der Eximirten aufnehmen. Am 14. Decbr. erschien das Gesetz wegen Revisionen und Nichtigkeits-Beschwerden. Die dritte Instanz ward in den Sachen, welche durch zwei gleichlautende Erkenntnisse entschieden waren, aufgehoben, dagegen ein Nichtigkeits-Verfahren zugelassen, wenn gegen das klare Gesetz entschieden oder in der Form gefehlt war. Im Jahr 1834, am 4.

März, erschien eine neue Executions-Ordnung, welche die Rechtshilfe ernster machte und von der Einwendung von Chikanen befreite, und eine Bestimmung über den Subhastations- und Kaufgelder-Liquidations-Prozeß, welche auch bei diesem das Verfahren vereinfachte. Im Jahre 1835 kam das Gesetz über Verträge zahlungsunfähiger Schuldner zum Nachtheil der Gläubiger, welches die abscheulichen Simulationen verhinderte, welche von erstern, um die letztern um ihre gerechten Forderungen zu bringen, bis dahin vorgenommen worden waren. —

Um die Gleichförmigkeit bei den Rechtssprüchen zu erhalten und zu bewirken, daß einmal ausgesprochene Grundsätze und Auslegungsregeln nicht in Vergessenheit kommen konnten, ward unterm 1. August 1836 die Anlegung von Protokoll- und Spruchbüchern bei dem Geheimen Ober-Tribunal angeordnet, in welche dieselben eingetragen, und von welchen Auszüge öffentlich bekannt gemacht wurden. Unterm 31. März 1838 wurden, um das Publikum gegen öfter schon beseitigte Ansprüche zu sichern und um dieses zur prompten Abmachung der Forderungen zu veranlassen, kürzere Verjährungsfristen bestimmt. Das Institut der Schiedsmänner, höchst wohlthätig, wenn das Volk die Anwendung desselben begreift, und die Schiedsmänner selbst es sich angelegen sein lassen, die übernommene Pflicht treu zu erfüllen, ward von der Provinz Preußen, wo es zuerst versuchsweise eingeführt war, immer weiter ausgedehnt.

So trat die Gerichts-Verfassung einen großen Schritt vorwärts.

* * *

Der Staatshaushalt war geregelt, und wie es der König versprochen hatte, so ward auch dem Volke von drei zu drei Jahren der Etat des Staatshaushalts vorgelegt, um sich selbst von dem Zustande der Finanzen zu überzeugen, und welcher sich jedesmal auf eine erfreulichere Weise heraus stellte. Die Einnahmen und Ausgaben hatten sich bei der Bekanntmachung des ersten Etats auf 50 Millionen ergeben. Im Jahr 1838 belief sich die Einnahme schon auf 52,681,000 Thlr. Die Zinsen, und also auch im Verhältniß die Schulden, hatten sich von 7,637,177 auf 5,500,000 Thlr. vermindert; die zur Schuldentilgung bestimmten Summen und noch mehr, als planmäßig dazu jährlich ausgesetzt worden, waren auch zu diesem Zweck redlich und treu verwandt worden. Die Staatsschuld betrug im Jahr 1820, als der Staatshaushalt endlich geordnet werden konnte,

	191,334,067	Thlr. 23	Gr. 11	Pf.
an Provinzialschulden	25,914,694	— 8	— 9	—
	217,248,762	— 8	— 8	—
wozu noch ein zufällig erhöhtes Agio von	569,796	— 7	— 8	—
kam, mithin ihr ganzer Betrag	217,818,558	— 16	— 4	—

war.

Bei dem Ableben des Königs betrug sie noch an verzinslichen Schulden

143,955,258 Thlr. — Sgr. — Pf.

an unverzinslichen 11,242,347 — — — — —

155,197,605 — — — — —

Es waren also in 18 Jahren abbezahlt worden . . . . . 62,620,953 — — — — —

mithin mehr wie ¼ der gesammten Staatsschuld, und wenn auch (wie wir weiter unten sehen werden), eine größere Zahl von Kassen-Anweisungen, wie die unverzinsliche Schuld betrug, im Umlauf waren, so befanden sich dafür auch eben so viel Staatsschuldscheine in deposito; daher war auch der Staats-Credit unbegrenzt und die Staatsschuldscheine standen über 100 Prozent, weil jeder Kapitalist nach dem Besitz derselben strebte. Es blieb dem König nichts weiter übrig, als diejenigen Staatsschuldscheine, welche alljährlich bezahlt werden sollten, durch das Loos auswählen zu lassen (Kabinetsordre vom 13. Mai 1824), welches Verfahren aber nach zwei Jahren wieder aufgehoben und wiederum die Einziehung der Staatsschuldscheine durch Ankauf vorgezogen werden mußte, weil inzwischen eine unglückliche Handels-Conjunctur eintrat, die den Cours derselben wiederum etwas herunterbrachte.

Eben so beliebt waren die Kassen-Anweisungen, und sind es noch. Da sie nun dem öffentlichen Verkehr nicht genügten, so wurden im Jahr 1827 sechs

Millionen Staatsschuldscheine eingezogen, und dafür eben so viel unverzinsliche Kassen-Anweisungen ausgegeben, wodurch jährlich 240,000 Thlr. in Zinsen erspart wurden.

Die Summe der im Umlauf befindlichen Kassen-Anweisungen belief sich also auf 17,242,347 Thlr. Damit aber nur einerlei Papier-Geld im Lande coursire, ließ der König die Scheine der Bank einziehen und gegen Kassen-Anweisungen austauschen, wogegen diese Institute eine gleiche Summe Staatsschuldscheine deponiren mußten. Die Kassen-Anweisungen vermehrten sich hierdurch bis auf 22,742,374 Thlr., ohne daß sich jedoch die Summe der Staatsschulden erhöhte.

Auf diese Summen wurden im Jahr 1836 neue Blätter gegen Einziehung der ältern ausgegeben, weil sie sich mit der Zeit abgenutzt hatten. Im Mai 1837 wurden wiederum 3 Millionen neue Kassen-Anweisungen geschaffen, und eben so viel verzinsliche Dokumente eingezogen. Die Erfahrung lehrte es, daß der Geldmarkt mit diesem Papier-Gelde noch nicht überfüllt war, und so stieg ihre Summe auf 25,742,344 Thlr.

Ein segensreiches Wirken des Königs ist der Zoll-Verband, gleich wichtig für die Erhöhung der Einnahme des Staats, für die Verminderung der Ausgaben, für die Erleichterung des freien Verkehrs und am wichtigsten für die Einheit und die innige Verbindung sämmtlicher Deutschen zu einem Volke und

zu einem Föderativ-Staat, so wie für die Moralität der Nation. Durch dieſen Verband iſt der innere Verkehr in allen Vereinsſtaaten frei, die Zölle werden an den Grenzen erhoben und nach Verhältniß der Einwohnerzahl unter alle theilnehmende Länder vertheilt. Dagegen mußten ſich aber auch diejenigen Staaten, welche ſich demſelben anſchloſſen, zur Erhebung einer gleichförmigen indirecten Steuer von den Gegenſtänden verpflichten, von welchen die Abgaben im Innern des Landes erhoben werden.

So wurden denn die Schlagbäume fortgeräumt, welche 20 Millionen ſtammverwandte Menſchen von einander ſchieden; ſie konnten nunmehr ein einziges Volk ſein, welches gleiche materielle und geiſtige Intereſſen beſeelte, welches, da es von einem Stamm war und dieſelbe Sprache führte, nicht getrennt ſein durfte. Die Schmuggelei, dieſe moraliſche Peſt, hörte im Innern des Landes auf, und konnte, wenn ſie noch an den Grenzen Bewohner zur Verletzung der Geſetze verleitete, leichter unterdrückt werden. Die großartige Idee der Bildung eines ſolchen Vereins ging vom Miniſter Maaßen aus. Der König, welcher von der Wahrheit durchdrungen war, daß Handel und Gewerbe nur durch völlige Freiheit des Verkehrs gedeihe, daß dieſe gegenſeitige Freiheit des Verkehrs die Völker zur Einigkeit und Freundſchaft führe und daß ſie das heilige Band ſein müſſe, welches die Deutſchen mit einander feſt vereinige, griff dieſe Idee mit Lebendigkeit auf. Klein war der Anfang. Der

erste Versuch ward im Jahr 1822 mit Schwarzburg-Rudolstadt gemacht und der Vertrag, merkwürdig genug, in Verona ratificirt. Wie weit sich jetzt dieser wohlthätige Verein erstreckt und daß er beinahe ganz Deutschland umfaßt, ist bekannt genug. Preußen brachte im Anfange große Opfer, welche Millionen kosteten, um den Zollverband zu Stande zu bringen, denn es erlitt bedeutende Ausfälle an den Einnahmen von den Zöllen und den indirekten Abgaben. Jetzt hat sich solches wieder ausgeglichen. Man vermuthete, daß alle preußischen Fabriken dabei zu Grunde gehen würden, wenn der Verkehr im Innern Deutschlands frei sei, aber es hat sich gerade das Gegentheil gezeigt. Berlin ist seitdem erst eine Fabrikstadt geworden. Selbst die Frankfurter Messen, deren gänzliches Aufhören man weissagte, indem die Leipziger sie unterdrücken würden, bestehen noch in gutem Flor und erhielten durch die revidirte Meßordnung vom 31. Mai 1832 eine neue Aufhilfe.

Des Königs Sorge für das Aufblühen des Handels, vorzugsweise angeregt, so lange der Minister Graf v. Bülow dem Handelsministerio vorstand, hat sich auch sonst noch deutlich gezeigt. Es geht solche aus den Rhein-, Weser- und Elbe-Schiffahrts-Acten hervor, und wenn die Rheinschiffahrt von den Holländern trotz allen Verträgen noch sehr gehindert wird, so war dieses seinem Willen ganz entgegen; für die Wortbrüchigkeit der holländischen Regierung wird auch dereinst die wohlverdiente Rüge nicht ausbleiben.

Mit den meisten bedeutenden Mächten wurden Handels-Verträge abgeschlossen, in welchen den preußischen Handelsständen günstige Bedingungen ausbedungen wurden. Selbst mit Brasilien ward im Jahr 1827 ein Vertrag errichtet und sofort von der Seehandlung Schiffe dorthin gesendet, um gewissermaßen den Kaufleuten diesen neuen Handelsweg zu zeigen. Mit Griechenland und der Türkei wurden ebenfalls Verträge abgeschlossen, und zum erstenmal erschien die preußische Flagge vor dem stolzen Konstantinopel. Um die Schiffahrt nach entfernten Welttheilen zu beleben, ward bestimmt, daß die Zeit, welche Matrosen bei solchen Reisen auf preußischen Schiffen zubrachten, ihnen bei ihrer Militair-Dienstzeit angerechnet werden sollte. Die Handelsstädte Stettin, Danzig, Königsberg und Memel bekamen neue Statuten für die Kaufmannschaft und Börsen-Ordnungen, die Häfen Swinemünde und Danzig wurden mit einem ungeheuern Aufwand von Kosten verbessert und hiernächst neue polizeiliche Ordnungen für dieselben gegeben. Die Riesenbauwerke der Molen bei Swinemünde und Danzig sind unvergängliche Denkmäler, die Friedrich Wilhelms Namen bis in die spätesten Zeiten verherrlichen werden. Ueberall wurden Leuchtthürme erbaut, deren Feuer, nach den besten Erfindungen eingerichtet, die Schiffahrt und das Eigenthum der Kaufleute gegen manche Gefahren sicherten, und die Zahl der Schiffbrüche an den preußischen und pommerschen Küsten sehr vermindert haben. —

Eine erleichterte Verbindung giebt dem Handel Leben und Gedeihen. Friedrich Wilhelm fand, als er den Thron bestieg, nur die Chaussee von Berlin nach Potsdam, welche mehr zur Bequemlichkeit des Hofes als zur Erleichterung des Verkehrs erbaut war. Wie viele hundert Meilen chaussirten Weges durchkreuzen jetzt das ganze Land. Es ist anzunehmen, daß während der Regierung des Königs nahe an tausend Meilen Chaussee gebaut sind, und jährlich darauf eine Million verwendet worden ist, und dies geschah in der jetzigen Periode der Ruhe.

Ein neuer Chaussee-Tarif, am 28. April 1828 erlassen, bestimmte eine mäßige Abgabe für den Gebrauch der Kunststraßen, und Expropriations-Gesetze von 1832 und 1834 erleichterten den Erwerb der zu Chausseen und Kanälen, zu Strom- und Uferbauten nöthigen Flächen. Auch Eisenbahnen entstanden, und der König unterstützte deren Errichtung durch das Gesetz vom 3. Novbr. 1838; die Wasser-Communications-Wege wurden, durch Sprengung der Felsen im Rhein und durch die Verbesserung der Fahrt auf der Elbe, Oder und Weichsel befördert und die Abgaben auf den innern Wasserstraßen des Landes durch die Verordnung vom 24. Juni 1828 erleichtert.

Wenn wir von der Leichtigkeit der Verbindungen reden und daß hierdurch jeder Verkehr belebt wird, so können wir hieran das Lob der preußischen Postverbindungen reihen. Der Minister v. Nagler hat

sie auf den jetzigen Standpunkt gehoben und wenn alle Zweige der Verwaltung in Preußen zu einer solchen Vollkommenheit gebracht wären, wie dieser, so könnte es mit größerem Recht wie China das himmlische Reich genannt werden. Täglich wurden verbesserte Einrichtungen zur Bequemlichkeit und schnellern Fortschaffung der Reisenden und zur raschern Beförderung der Korrespondenz gemacht und dennoch lieferte das Postwesen einen Ueberschuß von 1,200,000 Thlrn. zu den Staatskassen ab. Das Porto-Reglement vom 18. Dechr. 1824 ordnete die Erhebung der Brief-Beförderungsgelder und schaffte die Willkühr ab, welche dabei geherrscht hatte. Doch blieb hierbei dem Publiko der dringende Wunsch einer Ermäßigung des hohen Betrags, der sich auch jetzt noch oft genug hören läßt.

Nicht bloß dem Handel, sondern auch jedem andern Gewerbe suchte er aufzuhelfen; er hatte hierbei den richtigen Grundsatz, daß Geldunterstützungen, an einzelne Fabrikanten gespendet, weggeworfen wären. Das Beispiel Friedrichs des Großen, der ungeheure Summen auf diese Weise fruchtlos fortgegeben, hatte ihn dieses gelehrt. Nach Friedrich Wilhelms Ansicht mußte der Aufschwung der Gewerbe aus der Mitte der Gewerbetreibenden selbst hervorgehen; aber er sorgte für die Bildung derselben durch die in allen größern Städten angelegten Gewerbe-Schulen, vor allem aber durch das großartige von ihm errichtete Gewerbe-Institut in Berlin, und er hatte wiederum

das Glück, einen Mann an dessen Spitze zu stellen, der Kenntniß, Kraft und Willen besaß, um das Werk zu leiten. Wer erkennt solches nicht an in dem trefflichen Geheimen Ober-Regierungs-Rath Beuth. — Es sind in diesem Institute herrliche Talente ausgebildet worden; die besten wurden in das Ausland auf Reisen gesandt, verbreiteten dort den Ruf des Instituts und brachten von dort neue Erfindungen mit. Bis nach dem gewerbethätigen Nordamerika dehnten sich die auf Königl. Kosten gemachten Reisen der Zöglinge aus.

Des Königs Fürsorge für das Gewerbe ließ die Gesetze vom 13. Mai 1833 wegen Aufhebung der ausschließlichen Gewerbeberechtigung, der davon zu zahlenden persönlichen Abgaben und der Zwangs- und Bann-Rechte im Großherzogthum Posen ins Leben treten. Bei dem vermehrten Gebrauch der Dampfmaschinen, durch welche in andern Ländern so manches Unglück vorgefallen war, erließ er am 1. Januar 1831 das Gesetz, welches die Aufstellung derselben einer strengern polizeilichen Aufsicht unterwarf, und welches die Wirkung gehabt hat, daß bei uns noch keine erheblichen Unglücksfälle vorgekommen sind.

Bei allem Schutz, den er dem Gewerbe angedeihen ließ, wollte er doch nicht, daß die Jugend in den Fabriken wie in England verkümmern sollte, daher erließ er unterm 9. März 1839 ein Regulativ, nach welchem die Arbeiten der Kinder in den Fabriken auf bestimmte Stunden festgesetzt und angeordnet ward,

daß nur solche in den Fabriken beschäftigt werden sollten, welche schon die nöthigste Schulbildung erhalten hatten.

Der Landbau blühte unter Friedrich Wilhelm in diesen letzten Jahren seiner Regierung herrlich auf, wozu die agrarischen Gesetze das meiste beitrugen. Zwar mußte er im Jahr 1822 die im Jahr 1820 über die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse in den westlichen Provinzen gegebenen Gesetze größtentheils sistiren, weil sich zu viele Stimmen gegen die darin ausgesprochenen durchgreifenden Maßregeln erhoben, aber unterm 21. April 1825 erschienen sie wieder in einer verbesserten Gestalt, und wirken jetzt dort eben so segensreich, wie die Gesetze vom 14. Septbr. 1811 in den alten Ländern. Durch das Gesetz vom 8. April 1823 ward auch dem Bauerstande in der Provinz Posen und in dem Kulm- und Michelauschen Kreise das Glück, das Eigenthum ihrer Höfe zu erhalten und aus dem Druck befreit zu werden, welcher auf ihm in den Ländern mit sarmatischer Bevölkerung noch mehr wie in den deutschen Ländern lastete. Es haben die Bauern in dem Jahr 1831, als die Flamme der Empörung im Nachbarstaat ausbrach, das ihnen gewordene bessere Schicksal durch Ruhe und Anhänglichkeit an ihr neues Vaterland dankbar zu erkennen gegeben.

Unterm 13. Juli 1829 erließ der König für die westlichen Provinzen eine Ablösungs-Ordnung der

Real-Lasten, durch welche der Landbau von den drückenden Fesseln befreit ward, die auf ihm lasteten.

Der Landbau ward jetzt als Wissenschaft behandelt, der bloße Praktiker kam nicht mehr fort, daher stiftete der König zur Ausbildung junger Landwirthe, außer der Lehr-Anstalt in Mögelin, die landwirthschaftliche Academie in Eldena und unterstützte das Institut des Amtsraths Block in Schierau. Zur Verbesserung der Schäfereien ward die Stammschäferei zu Frankenfelde angelegt, und zur Ausbildung der Kenntniß des Gartenbaues die Gärtner-Lehr-Anstalt und Landesbaumschule bei Potsdam eingerichtet. Höchst bedeutend waren die Unterstützungen, die er fortwährend den Gutsbesitzern in Preußen und Posen bewilligte. Als die Getreide-Preise so niedrig waren, daß kein Landmann dabei bestehen konnte, bewilligte der König eine Million Thaler, um Getreide anzukaufen und es bis zu den Preisen von 1 Thlr. für den Scheffel Roggen zu bringen. Im Jahr 1822 wurden wiederum dem Landmann Brod- und Saatgetreide vorgeschossen, welche Vorschüsse sie zum Theil durch Hand- und Gespanndienste bei den Chausseen wieder abverdienten. Späterhin trat wiederum eine trübe Zeit für den Absatz ein, da bewilligte der König 1826 drei Millionen allein für die Gutsbesitzer in Preußen, von welchen die Hälfte zur Deckung der Ausfälle verwandt wurden, die das landschaftliche Credit-Institut bei den subhastirten Gütern erlitt, die andere Hälfte aber solchen Gutsbesitzern zufloß, die

sich in dem Besitz ihrer Güter durch eine Unterstützung erhalten konnten.

Bis zum Jahre 1833 dauerte der, der Landschaft in Preußen bewilligte Indult, und dann wurde ein Tilgungs-Fond gebildet, um die landschaftl. Schulden zu vermindern. Am 15. August 1824 ward die ritterschaftliche Privatbank in Pommern gestiftet und von dem Könige mit einem Kapitalfond versehen. Dieses Institut hat den dortigen Gutsbesitzern nicht allein eine wesentliche Hilfe bei Geldverlegenheiten verschafft, sondern sich auch an die Spitze großartiger industrieller Unternehmungen gestellt, und namentlich die, ganz Pommern durchstreichenden Chausseen gebaut.

Das Monopol des Salzes drückte sehr, besonders aber den Landmann und den Gewerbtreibenden, von welchen erstere dasselbe zur Erhaltung der Gesundheit des Viehs, und letztere zu mannigfachen Fabrikationen bedurften, daher ward ihnen durch die Verordnung vom 21. Juni 1838 das Salz, nachdem es zum Gebrauch bei den Speisen untauglich gemacht war, zu dem Selbstkostenpreise des Staats überlassen, und eben dieses geschah zum Einsalzen der Heringe, um diesen Erwerbszweig an Pommerns und Preußens Küsten zu beleben.

Die Königl. Domainen-Güter wurden theils vererbpachtet, theils auf eine lange Reihe von Jahren auf Zeitpacht ausgethan, und so manchem tüchtigen Landwirth Gelegenheit verschafft, seine erworbenen

Kenntniſſe praktiſch auszuüben. Die Forſten wurden nunmehr nach einem feſten, auf die Erhaltung ſowohl als auf eine beſſere Verwerthung der Waldprodukte abzweckenden Syſtem behandelt. Zum Schutz derſelben wurden mit allen benachbarten Staaten Konventionen zu einem gemeinſamen Wirken gegen die Waldfrevel geſchloſſen. Es war bereits im Jahr 1821 ein Geſetz über die Holzdiebſtähle, deren Unterſuchung und Beſtrafung erlaſſen; im Jahre 1837 ward den königlichen Forſtbeamten und ſelbſt denjenigen der Privatperſonen, in ſo fern ſie auf Lebenszeit angeſtellt waren, der Gebrauch der Waffen zum Schutz der Forſten und ihrer Perſon geſtattet.

Für den Bürgerſtand war das wichtigſte Geſetz die revidirte Städte-Ordnung vom 17. März 1831. Hierdurch ward den Bürgern der neu- oder wiedererworbenen Provinzen dieſelbe Wohlthat zugewendet, welche diejenigen Städte durch die Städte-Ordnung von 1808 genoſſen, welche in den Ländern liegen, die damals den preußiſchen Staat ausmachten. Der Stadt Poſen ward ſie unterm 4. Juni 1832 als eine Anerkennung ihres ruhigen Benehmens während der polniſchen Unruhen und in der unglücklichen Cholera-Zeit verliehen.

Dem Adel in den alten Provinzen zeigte ſich die königliche Gnade durch viele Wohlthaten, welche beſonders den Rittergutsbeſitzern zufloſſen. In den rheiniſchen Provinzen, wo das franzöſiſche Geſetz den Adel aufgehoben hatte, ſtellte er denſelben unterm 18.

Januar 1826 wieder her, und gab ihm durch das Gesetz vom 25. Februar d. J. Gelegenheit, mittelst Errichtung von Familien-Fidei-Kommissen den alten Glanz der Familien wieder herzustellen.

Preußen ist ein militärischer Staat, auf seine stete Rüstigkeit, auf sein vortreffliches Heer ist sein Bestehen gegründet. Der dauernde Friede konnte nur durch das stete Bereithalten eines schlagfertigen Heeres gesichert werden. Friedrich Wilhelm hinterließ seinem Sohn und Nachfolger 350,000 Mann Landwehren und 157,000 Linien-Truppen, zusammen mehr wie 500,000 Streiter. Ungeheuer sind die Vorräthe an Kriegsmaterialien aller Arten, die in den Zeughäusern aufgehäuft wurden. Hat doch mancher Soldat fünf Uniformen. Waffen sind für die doppelte Stärke des Heeres vorhanden. Alle Festungen sind mit Kanonen und allen Vorräthen versehen, um sofort eine Belagerung aushalten zu können. Die erforderlichen Pferde hält das Land, nach dem Gesetz vom 24. Febr. 1834, stets bereit, und es erscheint möglich, daß das ganze Heer binnen 14 Tagen schlagfertig aus seinen Garnisonen rücken kann.

Besonders war des Königs Augenmerk auf den Stand der Beamten gerichtet, denn er wußte, daß in der Integrität derselben die Bürgschaft für die Freiheit und Wohlfahrt der Bürger des preußischen Staats liegt. Diese Integrität ist die beste und haltbarste Konstitution; sie zu erhalten, schrieb er unterm 21. Febr. 1823 ein Verfahren wegen Entlassung derselben,

wenn sie sich ihres Standes unwürdig machten, auf administrativem Wege vor. Unterm 27. April 1830 erließ er strenge Bestimmungen wegen unfreiwilliger Pensionirung von Geistlichen und Schullehrern, die wegen Vergehen in Untersuchung gewesen waren. Unterm 21. November 1835 erließ er eine ernste Verordnung wegen der Pflicht der Amtsverschwiegenheit der Beamten.

Den redlichen Staatsdiener wollte der König aber auch nicht unbelohnt lassen, daher das erweiterte Gesetz wegen der Orden vom 18. Januar 1830; die zweite Klasse des rothen Adler-Ordens sollte in zwei Abtheilungen, mit und ohne Stern, zerfallen und das allgemeine Ehrenzeichen ward zur vierten Klasse des rothen Adler-Ordens umgeschaffen. Für den edlen Menschenfreund, der seinen Nächsten aus Lebensgefahr rettete, ward unterm 1. Februar 1833 ein eigenes Ehrenzeichen gestiftet.

* * *

Die Sorge für die Gesundheit der Bewohner des preußischen Staats war nie aus den Augen verloren worden; die Medizinal-Anstalten waren vortrefflich und man glaubte gegen das weitere Umsichgreifen von ansteckender Krankheit gesichert zu sein; da brachte der Krieg in Polen, denn ein Unglück kommt nicht allein, die asiatische Cholera ins Land, welche in Danzig zuerst ausbrach. Unbekannt mit der Natur dieser fürchterlichen Krankheit, welche

jedoch, wie sich nachher zeigte, in unserm Norden schon einen Theil der Wuth abgelegt hatte, welche sie im heißen Süden bewies, wurden auf Anrathen der größten Aerzte, die sie für eine Kontagion erklärten, die sich durch Quarantainen abwehren lasse, die strengsten Maßregeln gegen dieselbe angeordnet. Es wurden Cordons durch Militairs von Memel bis Krakau längs der Grenze gezogen, und unterm 15. Juni 1831 ein strenges Gesetz gegen diejenigen erlassen, welche die Anordnungen zur Abwendung der Cholera überschreiten würden. Es ward sogar der Gebrauch des Feuergewehrs gegen solche Uebertreter gestattet. Den unglücklichen Abgesperrten vergönnte man Testamente unter geringerer Förmlichkeit in ihrer Noth zu machen. Die Cholera übersprang aber alle Cordons. Nun sperrte man die angesteckten Orte ab, aber glaubte man sie vor sich zu haben, so war sie hinter den Absperrungs-Linien ausgebrochen. Der furchtlose König unterwarf sich der Absperrung seiner Wohnung, als die Krankheit in Berlin ausbrach, nur auf wenige Tage. Bald ergab sich, daß die Angst der Abgesperrten, die Hemmung des Verkehrs und die hierdurch herbeigeführte Theuerung der Lebensmittel verderblich auf die Gemüther wirkte und die Krankheit nicht allein gefährlicher machte, sondern auch die Krankheitsfälle vermehrte. Der König kam daher bald von diesen strengen Maßregeln zurück und erließ unterm 5. Februar 1832 schon eine gemäßigtere Instruktion, welcher unterm 8. August 1835

das Regulativ über die Vorschriften bei ansteckenden Krankheiten folgte. Der Anblick dieses scheußlichen Ungeheuers war nicht mehr so furchtbar, als man sich gedacht hatte. Die Krankheit hat viele Opfer hingerafft, aber doch nicht mehr wie schon früher ansteckende Krankheiten es gethan haben, wenigstens lange nicht so viele, wie der Typhus, welcher zur Zeit der Rückkehr der Franzosen aus Rußland herrschte. Aber ungeheuer sind die Kosten, welche auf die gegen die Verbreitung derselben ganz erfolglos getroffenen Maßregeln verwandt worden sind, denn sie achtete keine Sperren und Quarantaine-Anstalten. Die Märsche der Truppen, die Wachthäuser, die Quarantaine-Anstalten, die Lazarethe u. s. w. haben Millionen verschlungen, und so konnte die Herabsetzung der Abgaben, die nach dem ersten Staatsschulden-Etat vom 17. Januar 1820 nach 10 Jahren bewirkt werden sollte, nicht erfolgen. Dagegen haben wir die Ueberzeugung gewonnen, daß bei der Reinlichkeit und Ordnung, welche bei uns herrscht und von der Polizei erhalten wird, eine Seuche nie so gefährlich werden kann, wie in andern Ländern. Wir haben die theure Probe des Sperrsystems gemacht, andere Staaten richteten sich darnach, unterließen es und schützten sich bloß durch eine geregelte Diät.

Ehe wir die Darstellung der Verwaltung des Innern und der Gesetzgebung unsers guten Königs schließen, wollen wir Einiges anführen, was er rück-

sichtlich des Zustandes der Juden in diesem Zeit-Abschnitt angeordnet hat, und welches sich in der gewählten Reihefolge nicht abhandeln ließ.

Der Zustand dieses Volkes war in den alten Provinzen durch das Gesetz vom 1. Mai 1812, in welchem ihm ein beschränktes sogenanntes Staatsbürgerrecht zugestanden war, geordnet. In den neuen und wiedererworbenen Provinzen blieben ihre Verhältnisse noch so, wie sie bei der Besitznahme angetroffen wurden. Unterm 1. Juni 1833 wurden sie in der Provinz Posen dahin geändert, daß die Juden kirchliche Korporationen bilden sollten, sie mußten bestimmte Familien-Namen annehmen, die unbescholtenen und ein festes Gewerbe treibenden, oder mit Grundstücken von einem bestimmten Werth angesessenen Juden sollten naturalisirt werden. Die Fähigkeit, Staatsämter zu bekleiden, als Deputirte auf den Landtagen zu erscheinen, Ehrenrechte bei dem Besitz der Landgüter auszuüben, ward ihnen nicht ertheilt, und ihr Wohnsitz auf die Provinz Posen beschränkt. Die nicht naturalisirten durften nur in Städten wohnen, erhielten keine kaufmännischen Rechte. Der Hausirhandel ward ihnen untersagt, nur erst nach dem 24sten Jahre durften sie heirathen und Darlehnsgeschäfte nur gegen gerichtliche Schuldverschreibungen abschließen. So lastete denn auf ihnen noch mancher Druck. Indessen war auch die Mehrzahl der Israeliten in den ehemals polnischen Provinzen rücksichtlich ihrer Bildung mit denjenigen,

die unter Deutschen wohnten, nicht zu vergleichen. Sie mußten erst nach und nach für ein besseres Verhältniß erzogen werden, und dieses konnten sie erlangen, wenn sie zur Klasse der naturalisirten Juden übergingen. Fremden jüdischen Handwerksgesellen ward der Aufenthalt in Preußen ungehindert auf 2 bis 3 Jahre gestattet, weil man die Juden immer mehr ermuntern wollte, vom Schacher abzustehen und sich andern bürgerlichen Gewerben, namentlich den Künsten und Handwerken, zu widmen.

Obgleich nun die Juden in den deutschen Provinzen unter keiner solchen Beschränkung lebten, wie im Großherzogthum Posen, so war es doch nöthig, ihrer Ansiedelung in einigen Kreisen von Westphalen Schranken zu setzen, denn hier hatten sie durch schändlichen Wucher die Landleute um ihr Vermögen und selbst um ihre Grundstücke gebracht, und sie genöthigt, bei ihnen als Knechte und Mägde arbeiten zu müssen; daher ward ihnen der Erwerb ländlicher Grundstücke nur unter der Bedingung gestattet, daß sie solche mit jüdischem Gesinde bearbeiteten.

(Kab.-Ordre v. 20. Septbr. 1836.)

* * *

Dieses waren die wichtigsten Einrichtungen, die der König in den letzten 18 Lebensjahren in seinem Lande traf, und die erheblichsten gesetzlichen Bestimmungen, die er zum Wohl seiner Völker erließ. Die letzte Kabinetsordre, welche eine gesetzliche Anordnung

betrifft und in der Gesetzsammlung bekannt gemacht ist, war vom 21. Mai 1840 über den Waffengebrauch der im Kommunal- oder Privat-Dienste angestellten Korps-Jäger zum Schutz der Forsten und über die Glaubwürdigkeit ihrer Aussagen vor Gericht, bald nachher übertrug er seiner Krankheit wegen, und vielleicht das Herannahen seines Endes fühlend, die Leitung der Staats-Geschäfte seinem theuren Sohne, unserm jetzt regierenden König und Herrn.

* * *

Wir wenden uns zu den politischen Verhältnissen, in welche der König und der preußische Staat in dieser letzten Zeit verwickelt wurden. Wir haben gehört, daß die Unruhen in Piemont und Neapel nach dem Kongreß von Laibach durch die Oestreicher mit leichter Mühe unterdrückt waren. An der Spitze dieser Empörer stand das Militair, welches die Pflicht, vorzugsweise den Herrscher zu vertheidigen, vergaß und gleich den prätorianischen Kohorten Könige ein- und absetzen wollte. Es schloß sich ihnen ein unruhiges und ungebildetes Volk an, nicht wissend, was es selbst wollte, dem ein heißes Blut, die Folge des Klimas, in den Adern wallte, dem Mord und Banditen gewöhnliche Begriffe sind und welchem einige schöne Phrasen von Volkswillen und Volksfreiheit die Köpfe verdreht hatten. Es verließ aber seine Anführer, sobald Krieger erschienen, die den Geist der Ordnung in ihr Land hinüber trugen

und jene Parteiführer, ohne Muth und Charakter, verjagten.

Bedeutender und vielleicht gerechter erschien die Revolution in Spanien. Ferdinands Regierungsweise läßt sich von keiner Seite vertheidigen, das Land seufzte unter einem ungeheuren Drucke, und so stand es auf, den legitimen Herrscher zum bloßen Schattenkönig herab zu würdigen. Auch in Portugal kochte und gährte es, und die großen Mächte hielten es für nöthig, dem Revolutions-Sturm, welcher von Westen aus die Welt in Flammen zu setzen drohte, einen festen Damm entgegen zu setzen. Ebenso erregten die griechischen Unruhen wenn auch keine Besorgnisse, doch die innigste Theilnahme aller christlichen Völker, da jetzt gerade die Sache der Griechen fast gänzlich verloren schien. Rußland, welches noch immer mit der Türkei zerfallen war, nahm sich ihrer an. Diese Verhältnisse schienen wichtig genug, daß sich die großen Mächte über die Mittel beriethen, die Ruhe in Europa zu erhalten. Man beschloß daher, in Verona zusammen zu kommen.

Zu diesem Kongreß ging auch der König, nachdem er seinem erlauchten Sohn die Leitung der Regierungsgeschäfte übertragen hatte, am 20. September 1822 ab, und traf daselbst, nachdem er noch Frankfurt, Darmstadt, beide Orte ihm so theuer aus der Blüthenzeit seiner Jugend und seines ersten Zusammentreffens mit Louisen, Carlsruhe, Straßburg, Neufchatel, seine alten treuen Unterthanen,

die ihn so selten sahen, besuchend und Mailand berührt hatte, am 15. October ein. Seine Söhne, die Prinzen Wilhelm und Karl, begleiteten ihn. Es hatten sich die Kaiser von Rußland und Oestreich, die Könige von Sardinien und Neapel, und die Gesandten von Frankreich und England eingefunden. Der ersten Konferenz wohnten die Monarchen selbst bei, und bald hatte man sich über dasjenige vereinigt, was man wollte, und überließ nun die weitere Ausführung den Ministern. Ludwig dem XVIII. ward es übertragen, Spanien wieder unter den Scepter des absoluten Königs zurückzuführen. Ueber das Schicksal Griechenlands konnte man noch nicht einig werden. Der König fand Muße, von Verona aus einen Abstecher nach Venedig und dann über Rom nach Neapel zu machen. Auf dem zweiten Ausfluge stattete er auch dem Pabst einen Besuch ab und in Neapel ward ihm das Schauspiel eines Ausbruchs des Vesuvs. Am 4. Januar 1823 traf er, nachdem er noch einmal Verona berührt und den Abschluß der Verhandlungen genehmigt hatte, in Potsdam wieder ein.

Die Franzosen durchflogen Spanien von den Pyrenäen bis Cadix, und ihr leichter Sieg zeigte, daß auch diese Revolution nicht aus dem festen Willen und der reinen Ueberzeugung des Volks hervorgegangen war. Der Aufstand erhob sich in den Seestädten des Südens, einige Offiziere (Quiroga und Riego) setzten sich an dessen Spitze, hoffend, daß bei der

unsichern Haltung des Königs sie ein leichtes Spiel haben und sich am Hofe Ehrenstellen, Ehrenzeichen und Reichthümer erwerben würden. Die Liberalen behaupteten, Frankreich habe den Siegesflug bis zum Trocadero nur durch Bestechung möglich gemacht; aber welch ein elendes Volk, dessen Machthaber, wenn sie für das Höchste, für die Freiheit des Vaterlandes begeistert sind, der Bestechlichkeit zugänglich sein können, und was kann es wirken, wenn sich Einzelne bestechen lassen, sobald ein ganzes Volk, so bedeutend wie die Spanier von drei Seiten vom Meer umgeben und auf der vierten durch hohe Gebirge geschützt, unter sich einig ist, und den festen Willen hat, seine Grundsätze, seine Verfassung und seine Freiheit als seine heiligsten Güter zu vertheidigen. Was der Volkswille vermag, hat der Befreiungskrieg der Niederländer, die französische Revolution, selbst Spanien von 1808—1812 und die Erhebung Preußens im Jahr 1813 gezeigt.

Leider fand die Sache der Griechen in Verona keinen Anklang, obgleich wohl Rußland dafür gesprochen haben mag. Aber man hätte das Prinzip der Legitimität verletzt, wenn man den Aufstand der Spanier unterdrückt und den der Griechen begünstigt hätte. Die Großen der Erde wären mit sich selbst in einen Widerspruch gerathen. Man betrachtete die Griechen, ohngeachtet sich die Stimme ganz Europa's für sie erhob, als Empörer gegen ihre rechtmäßige Regierung. Auch in Preußen verbreitete

sich ein Mitgefühl für diese heldenmüthigen Streiter, die seit Jahrhunderten unter dem Scepter und der Geißel von Barbaren ihre Nationalität bewahrt hatten. Hatte doch in ihrem Lande Wissenschaft und Kunst einst die schönste Blüthe erlebt, waren ihre Klassiker nicht noch jetzt Meister in Rede und Schrift, ihre Tragödien und Heldengedichte von keinem Volk erreicht, lebte nicht die Geschichte ihrer Helden in dem Herzen des Knaben, wie des Jünglings und Mannes, und waren sie vor allen Dingen nicht Christen, die zugleich für den Glauben kämpften? —

Gern wären ganze Schaaren preußischer Jünglinge den Griechen zu Hilfe geeilt, denn sie ahneten damals noch nicht den schlechten Lohn, welcher den Philhellenen, die sich für sie aufgeopfert hatten, ward, man sah nur das hochherzige Streben, aber kannte es nicht, daß diese Nation durch den lange erduldeten Druck verderbt geworden war, daß sie nicht Treue und Glauben hielt und Dankbarkeit bei ihnen Chimäre war. Nackt und bloß kehrten die enthusiastischen Streiter zurück, nachdem die Mehrzahl in Griechenland begraben war und voller Unmuth über die unwürdige Behandlung, die man ihnen hatte widerfahren lassen.

Der König hielt seine Preußen davon zurück, nach Griechenland zu gehen. Denn die preußische Jugend war ihr Leben und ihre Kraft dem Vaterlande schuldig, und dieses stand höher, wie die so heilig geachteten Interessen des Auslandes. Er wollte

nicht, daß das Leben, das Blut und Vermögen seiner Landeskinder für eine fremde Sache hingegeben werden sollten, und wahrscheinlich hat er in seiner Weisheit den Charakter des griechischen Volkes richtiger beurtheilt, wie die Freunde der Griechen, wahrscheinlich hat er vorausgesehen, daß man sie ausstoßen werde wie nutzlose Drohnen, nachdem man ihre Arbeit und ihr Blut benutzt hatte, und dann ist er doppelt zu preisen, daß er eine Anzahl kühner Jünglinge unserm Preußenlande zu nützlichern Diensten erhielt. Bald aber blinkte die Sonne der Freiheit auch auf das griechische Volk. Schon hatten die Großmächte den Türken verboten, neue Truppen nach Griechenland zu senden, die Aegypter, welche unter Ibrahim hinüber geschifft waren, und Reschid Pascha mit seinen Türken reichten aus, Griechenlands Untergang zu bewirken. Da brachte der Engländer Canning 1825 den Pacifications- und Interventions-Vertrag zwischen Rußland, Frankreich und England zu Griechenlands Gunsten zu Stande. Nach der Absicht dieser drei Mächte sollte Letzteres den Türken tributpflichtig bleiben; da aber der Sultan den Vorschlag nicht annahm, so vereinigten sich die englische, französische und russische Flotte, um endlich den Strömen Blutes in Morea ein Ende zu machen, welche dort Ibrahim Pascha vergoß. Man sah, daß die Griechen nicht zu beugen waren und ein Vernichtungskrieg dem ganzen Volk den Untergang drohte, und die Menschlichkeit gebot diesem

vorzubeugen. Am 20. October 1827 zerstörten jene die türkisch-egyptische Flotte bei Navarin, bald säuberten die Franzosen das Land von den Unterdrückern und nahmen die griechische Halb-Insel und den Archipel in ihren Schutz.

Inzwischen erhoben sich auch die russischen Waffen für Griechenland. Der russische General Diebitsch überschritt den Balcan, die Türken flohen, und Diebitsch eroberte Adrianopel, die zweite Hauptstadt des Reichs. Jetzt erschien Friedrich Wilhelm als Friedensstifter. Er hatte bis dahin nicht für die Russen, nicht für die Griechen, noch für die Türken Partei genommen, seine Dazwischenkunft war aber jetzt nöthig, damit das Kriegsfeuer nicht weiter um sich griffe, denn schon sah Oestreich mit Eifersucht und Bangigkeit der Eroberung Konstantinopels entgegen, schon hatten die Fortschritte der Russen die Besorgnisse Englands und Frankreichs, daß Rußland zu übermächtig werden könnte, erregt, sie hätten die Schlacht vor Navarin gern ungeschehen gewünscht. Der Fall Konstantinopels schien einen allgemeinen Krieg entzünden zu wollen, denn die übrigen Mächte konnten es nicht zugeben, daß die Türkei gänzlich zu Grunde ging und unter Rußlands Botmäßigkeit kam; dieses gestattete die Idee der Aufrechthaltung des politischen Gleichgewichts nicht. — Jetzt trat also Friedrich Wilhelm als Vermittler auf; sein persönlicher Einfluß auf den Kaiser Nicolaus, die Geschicklichkeit seines Generallieutenants Müffling, welchen

er nach Konstantinopel sandte und welcher den Divan von den friedlichen Wünschen und der Uneigennützigkeit des russischen Kaisers überzeugte, ließen das Werk der Vermittelung gelingen. — Die Selbstständigkeit Griechenlands ward in dem Frieden von Adrianopel vom 14. September 1829 anerkannt, Rußland zog sich zurück und erließ den Türken auf Friedrich Wilhelms Fürsprache noch 3 Millionen von der festgesetzten Kriegs-Entschädigung von 10 Millionen Dukaten. Ob die Türken und die Griechen es wohl anerkennen, was der König für sie gewirkt hat?

Doch kaum war hier der Friede und die Ruhe Europa's gesichert, so brach das Ungewitter von der andern Seite ein. In Frankreich erhoben sich in den Tagen des Juli 1830 Unruhen, welche sich von dort aus immer weiter nach Osten verbreiteten. Das allgemeine Aufstehen aller Parteien von so verschiedenen, selbst entgegengesetzten Zwecken und politischen Farben gegen die Regierungen zeigte, daß ein gewisser Geist des Mißvergnügens und ein allgemeines Bestreben, das Bestehende aufzuheben, die Ursachen derselben waren. Es schien nunmehr gewissermaßen eine Revolutions-Krankheit in Europa zu herrschen, welche die Menschen für ein Mißvergnügen mit dem Bestehenden empfänglicher gemacht hatte und die zwar hauptsächlich ihren Einfluß auf den Geist der Menschen ausübte, welcher aber zum Theil auch tellurische Einwirkungen nicht fremd waren. Indessen hat es die Geschichte aller Zeiten gelehrt, daß die

Völker eine lange Ruhe nicht ertragen können, sie müssen einen Gegenstand haben, an welchem sie die Kraft des Geistes stählen; der allmächtige Regierer der Welt scheint dieses zuzulassen, wie die Ebbe und Fluth das Meer bewegt, damit die Geister durch den langen Stillstand nicht schaal und dumpfig werden, sondern die nöthige Spannkraft behalten. Preußen, von allen Seiten bedroht, in den allgemeinen Strudel hineingezogen zu werden, ward durch Friedrich Wilhelms weise Leitung demselben entzogen, und man möchte das Benehmen des Königs in dieser verhängnißvollen Zeit als den Glanzpunkt seiner Weisheit in seiner langjährigen Regierung bezeichnen. — Mit klarem Blick durchschaute er alle Verhältnisse und wählte unter den vielseitigsten Lagen jederzeit den besten, für Preußen und für die Welt ersprießlichsten Ausweg. Wir haben seine Geistesstärke im Unglück bewundert, jetzt mußten wir aber die Klarheit seines Verstandes und die Sicherheit der Ueberlegung bei seinen Entschlüssen hoch verehren. —

In Frankreich fing der Sturm an. Des Volkes Abneigung gegen Karl X. steigerte sich zum Haß, als er den Fürsten Polignac, welcher sich durch den schärfsten Aristokratismus auszeichnete, zum Präsidenten seines Minister-Raths ernannte. Er war der heftigste Feind der Charte, dieses französischen Staats-Vertrages zwischen Herrscher und Volk, und ein eifriger Anhänger des absoluten Königthums. Die

Deputirten des Volks baten Karl X. in einer ehrfurchtsvollen Adreſſe um die Entlaſſung des Miniſters, letzterer veranlaßte dagegen den König, die Kammern aufzulöſen. Jetzt ſuchte derſelbe dem Volke eine andere Spielpuppe hinzuwerfen, um ſeine Beſtrebungen von dem Gegenſtande abzuleiten, mit dem ſich alle Gemüther beſchäftigten, denn Einige wollten eine republikaniſche Verfaſſung, Andere wollten dem König nur ein Veto geſtatten und alſo die Monarchie noch mehr einſchränken. Die Mehrzahl beſtand auf die unabänderliche und getreue Erfüllung der Verſprechungen der Charte. Alle Parteien aber waren auf das höchſte gegen Polignac aufgebracht. Man machte daher die Expedition nach Algier, und wirklich kannte Polignac die Franzoſen recht gut und wußte, daß dies leichtſinnige Volk ſehr ſchnell von einem Gegenſtand, der ihr ganzes Gemüth ergriffen hat, auf einen andern übergeht, wenn es ihrer National-Eitelkeit ſchmeichelt; er dachte aber nicht an die Tauſende von Menſchen, die dieſe Expedition koſten mußte und ſeitdem ſchon gekoſtet hat. Dieſes Mal hatte er die Rechnung ohne Wirth gemacht. So ſehr die Franzoſen ſich von der Eroberung in Afrika ergriffen fühlten, ſo blieb ihnen das Schickſal des Vaterlandes doch näher ſtehen. Die neue Deputirten-Wahl brachte eben ſo viel Gegner Polignacs in die Deputirten-Kammer, wie ausgeſchieden waren. Der König löſte ſie zum zweiten Male auf und erließ die bekannte Ordonnanz, welche das ganze

Volk aufregte und die Veranlassung zu der Revolution vom 27., 28. und 29. Juli 1830 war; der König und seine Minister unterlagen; er mußte der Krone entsagen und fliehen. Den Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, ernannte man erst zum Statthalter des Reichs, rief ihn aber am 7. August schon zum Könige aus. —

Frankreich hatte nichts dadurch gewonnen, es ist seitdem nicht glücklicher, nicht zufriedener, noch ruhiger geworden, seine Charte erhielt fünf abgeänderte Paragraphen, seine Kocarde ward statt weiß dreifarbig, der König ward statt von Gottes, von Volkes Gnaden, und das Land erhielt statt einer erblichen Pairs-Kammer einen vom Fürsten gewählten Senat, dessen Stellen an wohlverdiente Personen gespendet, am Ende ein Invalidenhaus ward. Nur eine auf Erblichkeit gegründete Pairs-Kammer vermag ihre Bestimmung, das System der Stabilität der Regierungs-Normen aufrecht zu halten und dem Thron als Gegengewicht und Schutz gegen die Wechsel der ewig schwankenden und sich gegenseitig bekämpfenden Meinungen und Systeme der Volks-Repräsentanten zu dienen, erfüllen. Statt des Vertrauens, welches alle Herrscher der übrigen Völker Frankreich geschenkt hatten, trat jetzt ein politisches Mißtrauen gegen dessen Regierung ein.

Der einzige Gewinn für Frankreich war, daß es einen König bekam, der kräftiger und weiser zu handeln verstand, wie sein schwacher Vorgänger, aber

auch dieser selbst gewählte König war seitdem keinen Augenblick seines Lebens sicher.

Von hier wandte sich im August und September der Revolutions-Dämon nach Belgien und schwang dort seine Fackel. In Frankreich erzeugte die Unruhen der Haß gegen den Aristokratismus und Despotismus Polignac's, denn Karl X. stand sehr im Hintergrunde der Volksmeinung. Nie ist aber wohl ein Aufstand ungerechter gewesen, wie in Belgien, welchen der katholische Klerus und der hohe Adel erregte. Ersterer wollte die Kirche ganz von der weltlichen Herrschaft emancipiren, er wollte das Volk in Dummheit erhalten und lehnte sich dagegen auf, daß der König Schulbildung beförderte und die Köpfe aufzuklären strebte; beide vereint wollten nicht länger dem bravsten und freisinnigsten Fürsten gehorchen, der das gesammte Niederland durch gleiche Einrichtungen und eine gleiche Gesetzgebung zu einem einzigen Volke zu vereinigen strebte. Als Vorwand zur Empörung diente den Belgiern, daß ihr Land Theil an der niederländischen Staatsschuld nehmen sollte, doch sie bedachten nicht, daß es auch an seinen Kolonien, seinen Handelsfreiheiten und so vielen trefflichen Institutionen Theil hatte, und am Ende hätte, wenn hier ein Mißverhältniß sich offenbarte, auch ohne Rebellion ein Ausweg sich finden lassen können. Die Katholischen erreichten ihren Zweck. Belgien bekam aber, sonderbar genug, nachdem man die Krone förmlich ausgeboten und sich keim anderer

Bewerber gefunden hatte, ſtatt eines proteſtantiſchen Königs von Naſſau-Oraniſchem Stamm, einen ebenfalls proteſtantiſchen König aus dem Sachſen-Koburgſchen Hauſe, aber ſtatt daß Holland und Belgien vereinigt einen bedeutenden Rang in der Reihe der europäiſchen Staaten einnehmen konnte, ſanken ſie beide zur Unbedeutenheit zurück. Der belgiſche Klerus, kühn gemacht durch ſeine Erfolge, ſtrebte nun weiter und regte auch in Preußen die Biſchöfe und die Geiſtlichkeit auf, ſich gegen die Geſetze des Staats und ſeine Einrichtungen aufzulehnen. Jetzt erwachten auch in Deutſchland überall Unzufriedene, faſt in allen großen Städten gab es Volks-Emeuten, die oft einen höchſt ſpießbürgerlichen Charakter hatten, wie z. B. in Berlin die berüchtigte Schneider-Revolution. — Nur in Braunſchweig ward ſie wichtiger. Man vertrieb am 7. September den angeſtammten Fürſten Karl, welcher ſich freilich durch Despotie, unerſättliche Habgier und Verſchwendung, und dadurch, daß er die edelſten Männer ſeines Landes, unter deren Leitung daſſelbe, während er unter Vormundſchaft geſtanden hatte, glücklich geweſen war, verfolgte, dieſes Loos ſelbſt zugezogen hatte. Man verbrannte ſein Schloß mit allen darin befindlichen Kunſtſchätzen, indem er ſich darin zu vertheidigen ſuchte, und ſein Bruder Wilhelm ward genöthigt, nicht als Reichsverweſer, ſondern im eignen Namen die Regierung zu übernehmen, damit das Land nicht für die Dynaſtie verloren ginge. Hier

war also wiederum ein ganz anderer Grund die Veranlassung zum Umsturz der Verfassung, nämlich das Aufstehen der Bürger gegen einen unerträglichen Druck des Regenten. Nun übersprang der Revolutionsgeist Preußen und erhob sich wieder mit fürchterlicher Kraft in Polen. Wie die Cholera von Osten nach Westen zog, ganze Landstriche überspringend, so nahm dieser Geist der Unruhe den umgekehrten Weg und bekundete seine oben angeführte treffende Aehnlichkeit einer epidemischen Krankheit.

In Polen ward die Fahne des Aufruhrs von einem Lieutenant und einigen Kriegsschülern am 29. November 1830 zuerst erhoben, und bei seinem geringen Anfange schien sein Entstehen mehr ein Werk des Zufalls, wie eines tief durchdachten und sorgsam angelegten Plans zu sein, und so war es auch! Er ward nicht durch das Bedürfniß, nicht durch den Willen des Volks erregt, denn für Polens Aufblühen sorgte Rußland väterlich. Es mußte sich offenbar material wohler befinden, als je unter der Regierung eigener Könige. Was diese Jugend veranlaßte, sich zu erheben, war nur ein historischer Gedanke, die Rückerinnerung an das, was Polen gewesen war, der Schmerz über die verlorene Selbstständigkeit, der sich der jungen Gemüther bemächtigte; hiezu gesellte sich ein ritterlicher, nach Thaten dürstender Sinn, ein Drang nach Unruhen und nach Auszeichnung, welcher sich durch die ganze Geschichte Polens bewegt, und dann auch die Klagen über die

eiserne Strenge des Vice-Königs, Großfürsten Konstantins, über die Rohheit seiner russischen Soldaten und über den Druck seiner geheimen Polizei. Mord und Blutschuld besudelte den Anfang des Befreiungswerks, welches bei einiger Energie von Seiten Konstantins mit leichter Mühe hätte unterdrückt werden können. Bald ergriffen aber die Adlichen, wie es immer in Polen gewesen war, die Zügel der Gewalt und führten das begonnene Werk zu dem traurigsten Ende. — Bürger und Bauern nahmen wenig Theil daran, sondern fügten sich nur, wie es in Polen ebenfalls immer geschehen war, sklavisch in die Anordnungen des Adels. Der Kampf gegen Rußlands mächtige Heere entwickelte in der polnischen Jugend die angeborene ritterliche Tapferkeit, durch welche sie sich stets ausgezeichnet hat. Der Pole ist ein geborner Soldat; tapfer, ja sogar kühn, bis zum Uebermaaß, geduldig, alle Beschwerden ertragend. Die Leitung des Kampfes und der Revolution selbst zeigte aber, daß der National-Charakter des polnischen Adels, welcher den Untergang der Nation herbeigeführt hatte, noch nicht erstorben war, und auch nicht durch die gemeinsame Noth und das hohe gemeinsame Ziel in Schranken gehalten werden konnte. Jeder Edelmann in Polen will herrschen, keiner gehorchen, keiner sich der Regel und Ordnung gehorsam unterwerfen, denn er denkt sich schon als künftiger König. Uneinigkeit und Hader anzustiften, Intriguen zu leiten, ist ihm unentbehrlich. Mißtrauen in

des Andern Talente oder in dessen Redlichkeit ist allgemein, daher der wiederholte Ruf: wir sind verrathen, oder dieser oder jener hat uns verkauft, welcher so oft gehört wird, wenn die Sache nicht so ging, wie man es wünschte. Dem Eigensinne, seinen Willen durchzusetzen, opfert der polnische Edelmann Alles, selbst das Wohl des Landes, daher das liberum veto, wodurch Polen unterging. —

Hätten die Polen jene Eigenthümlichkeiten besiegen können, hätte sie ein reiner, allgemeiner und übereinstimmender Volkswille geleitet, wären sie ihren enthusiastischen Schwüren, für Polens Freiheit zu sterben, treu geblieben, so hätte die vereinte polnische Armee den Russen noch viel zu schaffen machen können, statt daß sich dieselbe in vier Heerhaufen getheilt und von Romarino, Rybinski, Chlapowski und Gielgud geführt, wohlbehalten und wohlgerüstet am Ende den Preußen und Oestreichern in die Arme warf.

Jener ritterliche Sinn, den die Einzelnen der Nation im Kampfe zeigten, und die hohen Gegenstände: Nationalität und Selbstständigkeit, für welche sie kämpften, gewannen den Polen überall, und besonders auch in Preußen, eine hohe Theilnahme. Man dachte dabei an die Zeit der selbsterlebten Unterdrückung und an das muthige Auferstehen aus der Bedrängniß. Diese Theilnahme und dieses Mitgefühl ließ die Polenfreunde übersehen, daß die Nation nicht mehr zur Selbstständigkeit tauge, daß dieser

Kampf nur die Zuckungen des Aristokratismus und der Herrschsucht war und aus demselben kein Heil für das Volk hervorgehen werde. Es würde dasselbe die Peitsche der eignen Landsleute, wenn die Macht in ihre Hände gelangt wäre, schmerzhafter als die Knute der Russen gefühlt haben, und unfehlbar würde Polen, hätte es seine Selbstständigkeit errungen, wie früher ein Heerd von steten Conföderationen, auf welchem das Feuer der Zwietracht stets loderte, und ein Blutfeld der Bürgerkriege, des Mordens, Sengens und Brennens geworden sein, dessen Unruhen die Nachbarn in steter Besorgniß gehalten hätten.

Die Theilnahme, welche die Polen in Preußen fanden, ließ am ersten besorgen, daß von dort aus der Befreiungsschwindel auch bei uns Eingang finden würde, besonders da die angrenzenden Provinzen zu einem großen Theil von Polen bewohnt waren. —

So war denn die Westgrenze Preußens von der französischen und belgischen Propaganda bedroht, die ganze Ostgrenze dem polnischen Einflusse hingegeben, und am Herzen des Reichs, in Braunschweig und Sachsen nagte die Natter des Aufruhrs ebenfalls. Mit hoher Weisheit wußte sich Friedrich Wilhelm in dieser besorglichen Lage zu benehmen und die Ruhe zu erhalten.

Im Innern Preußens waren, wie immer, zwei Parteien, die Ultraliberalen und Ultraroyalisten. Letztere verlangten, der König sollte mit der Gewalt

der Waffen Karl X., oder wenigstens den Herzog von Bordeaux als Heinrich V., auf dem französischen, und das Haus Oranien, welches mit ihm in so nahen verwandtschaftlichen Verhältnissen stand, auf dem belgischen Thron erhalten; rücksichtlich der Polen aber ein kräftiges Einschreiten zum Vortheil Rußlands vornehmen. Die alte liberale Partei wünschte, der König sollte sich an die Spitze der allgemeinen Bewegung in Deutschland setzen und sich zum Oberhaupt eines constitutionellen ungetheilten Deutschlands erheben, oder wenigstens das Protectorat von Norddeutschland übernehmen, Polen sollte er kräftig gegen Rußland unterstützen, damit es als selbstständiges Zwischenreich ein Gegengewicht gegen das Umsichgreifen des Völker-Kolosses Rußland diente.

Wer weiß, was ein Friedrich der Große in seiner Jugend und vielleicht Friedrich Wilhelm selbst gethan hätte, wenn er noch Jüngling gewesen wäre; denn von beiden Extremen winkte ihm eine Vergrößerung seiner Macht, ein Zuwachs von Ländern und ein besseres Arrondissement seiner Staaten, mithin auch ein größerer Einfluß. Aber ohne die blutigsten Kriege, deren Ausgang immer zweifelhaft blieb, waren beide Pläne nicht auszuführen. —

Wollte der König mit seinen Bundesgenossen Karl den X. oder den Herzog von Bordeaux wieder auf den Thron erheben, so vereinigte sich unbedingt die gemäßigte Partei der Franzosen, welche Ludwig

Philipp zum König erwählt hatten, mit den republikanisch Gesinnten, und man proclamirte die Republik. Dann war die Zeit von 1792 und 1793 wieder zurückgerufen. Italien hätte sich alsdann gleichfalls erhoben. Denn dieses war wie ein Vulkan, wo die Gluth unter der Asche brannte. Italien hätte Oestreich vollauf beschäftigt; Rußland hatte mit den Polen genug zu thun; von den deutschen Völkern war wenig Beistand zu hoffen, weil diese sämmtlich mehr oder weniger mit der Partei der Bewegung sympathisirten. Preußen hätte also den Krieg mit Frankreich allein führen müssen, und noch dazu mit einem von dem epidemischen Schwindel aufgeregten Volke; und was es heißt, mit einem ganzen Volke Krieg zu führen, welches für seine Sache entflammt ist, dieses hatte ihn seine eigene Geschichte gelehrt. Sobald also Ludwig Philipp die Verträge von 1815 zu erfüllen versprach, so war es nicht gerathen, den Franzosen eine ihnen verhaßte Dynastie aufdringen zu wollen; diese Dynastie war sogar so kraftlos, daß sie sich selbst nicht helfen konnte, noch den Anstrengungen, die zu ihrem Gunsten hätten geschehen können, Beistand zu leisten vermochte; denn Karl X. war ein höchst schwacher Fürst, der Herzog von Bordeaux ein Kind und die ganze Umgebung der Bourbons ein Gegenstand des Hasses und Spottes der Franzosen. England erkannte Ludwig Philipp zuerst als König der Franzosen an, und Friedrich Wilhelm folgte. Hierdurch

bekam sein Thron erst eine Stütze, denn bis dahin konnte ihn, dem ein Volksauflauf darauf geholfen hatte, ein zweiter auch wieder herabwerfen.

Die belgische Revolution hätte der König sehr schnell beendigen können, wenn er die am Rhein stehenden Truppen nach Belgien einrücken ließ, denn es fehlte dem Volke, welches nur von den Pfaffen und dem Adel aufgeregt war, an allen Mitteln zur Vertheidigung. Aber die Belgier fanden Unterstützung bei der zahlreichen republikanischen Partei in Frankreich, der franz. König hatte sein Regiment noch nicht dergestalt befestigt, daß er deren Einfluß zu widerstehen vermochte und das bewaffnete Einschreiten Preußens wäre offenbar die Veranlassung zum Kriege mit Frankreich gewesen. So nahe Friedrich Wilhelm dem edlen König von Holland stand, so grundlos der belgische Aufstand war, so war ihm doch die Erhaltung der Segnungen des Friedens zum Wohle seiner Unterthanen wichtiger, als das Interesse seines nahen Verwandten. Es soll seine Schwiegertochter, die Prinzeß Albrecht so weinend gebeten haben, sich ihres Vaters kräftig anzunehmen, aber von ihm mit den Worten zurückgewiesen sein, daß das Wohl seiner Verwandten dem seines Landes nachstehe.

Alle Gutgesinnten verachteten die belgische Revolution und wären mit einer Intervention einverstanden gewesen, jedoch war der Preis zu hoch! — Man konnte sich auch um so eher bei der Untreue der Bel-

gier gegen ihren trefflichen König beruhigen, da dieser sie selbst aufgab, und die Hilfe seines Blutsverwandten nicht begehrte, indem ihm nichts an Unterthanen gelegen sein konnte, bei welchen vorauszusehen war, daß sie sich bei der ersten Veranlassung wieder losreißen würden. —

Am verwickeltsten waren die Verhältnisse mit Polen. — Der Ruf: „Auf, für den polnischen Ruhm, „für die Selbstständigkeit Polens!" drang über die Grenze nach dem Großherzogthum Posen und nach Westpreußen, und wenn es gleich weniger die Bauern und friedlichen Bürger ergriff, so regte er um so mehr die Gemüther der jungen Edelleute, der Gymnasiasten und Studenten und vor allen der Frauen auf, welche das Feuer zu lichten Flammen anschürten.

Ueber 2000 junge Männer eilten aus den preußischen Landestheilen den Polen zu Hilfe, die Gutsbesitzer verpfändeten ihre Güter, um die Ausrüstungskosten für sich und für andere zu beschaffen, und die Frauen sammelten Geld, Kleidungsstücke, Charpie, beraubten sich ihres Schmucks und sandten alles den Polen zu; Allen war der Kampf gegen die Russen eine heilige Sache! —

Der König sandte den Präsidenten Flottwell als Ober-Präsidenten, und Gneisenau als commandirenden General nach Posen. Der Ernst und die Strenge des erstern, und das hohe Vertrauen, welches letzterer genoß, die Leutseligkeit und das

wohlwollende Benehmen dieses letztern, vereinigt, beugten weitern Ausbrüchen der Theilnahme vor, und erhielten die Ruhe, so daß es nicht zu einem sehr besorgten Aufstande in Masse im Posenschen kam. —

Der Aufstand in Warschau konnte von Preußen aus in seinem ersten Entstehen, ehe er eine Stärke bekam und ehe die Russen aus den entfernten Gegenden des großen Reichs herankommen konnten, unterdrückt werden, denn drei Armee-Korps standen an den Grenzen schlagfertig. Aber Friedrich Wilhelm hatte einmal den Grundsatz angenommen, sich nicht in fremde Angelegenheiten zu mischen. Auch war ja abzusehen, daß Rußland allein mächtig genug war, um die Polen, wenn sie keine fremde Hilfe erhielten, zu bezwingen, warum sollte er also an diese fremde Sache preußisches Blut und Geld setzen? Er ließ nur die Grenzen durch solche Truppen, auf deren Treue er zählen konnte, besetzen, damit die Bewegung sich nicht seinem Lande mittheilte.

Der König hat viele nachtheilige und unüberlegte Urtheile über sich ergehen lassen und viele Verunglimpfungen darüber erdulden müssen, daß er den Polen nicht zu Hilfe eilte, und daß er den Russen gestattete, Lebensmittel durch sein Land ihrer Armee zuzuführen; aber wie konnte man verlangen, daß er einen Aufruhr hätte unterstützen sollen, der ihm drohte, das ganze Großherzogthum Posen und selbst

Westpreußen zu entreißen. Die Polen gingen ja noch weiter in ihren sanguinischen Plänen, indem sie öffentlich in ihren Staatsschriften und in ihren Reden zum Volk ganz Preußen bis an die Ostsee, wenigstens die alte Lehnsherrlichkeit über Alt-Preußen, wieder in Anspruch nahmen. Die Unterdrückung der polnischen Revolution war ja ebenso wichtig und nothwendig für ihn und seine Preußen, wie für die Oestreicher und Russen. Hätte er die Wiederherstellung Polens, wie es im Jahr 1772 bestand, verlangt, und, wie man meinte, einen preußischen Prinzen auf den polnischen Thron setzen sollen, so mußte er zuerst Posen herausgeben, und dann wäre er mit Rußland und Oestreich in einen Krieg auf Leben und Tod verwickelt worden. — Eine Partei war der Ansicht, der König hätte sich selbst die Krone Polens auf das Haupt setzen sollen. Freilich hätte er dann sehr füglich Rußland und Oestreich die Spitze bieten können und sein Reich hätte einen solchen Zuwachs an Größe und Bevölkerung und innerer Kraft gewonnen, der ihn berechtigt hätte, Europa Gesetze vorzuschreiben, aber ein Friedrich Wilhelm, dieser redliche, biedere König mit dem offenen Gemüthe, taugte nicht für die Polen. — Sie hätten sein Herz nie verstanden, sie wären ihm nie treu geworden.

Man hat es Preußen vorgeworfen, daß es den Kosaken, die als Polizei-Soldaten und Douaniers im Lande zerstreut waren, als sie sich vor den Greueln des Aufruhrs flüchteten, ein Asyl gestattete. Ist

aber daſſelbe nicht den flüchtigen Polen auch geworden?

Die Polen ſchrieben ihren raſchen Untergang nicht ihrer innern Uneinigkeit und ihrem eigenen Verrath, ſondern dem Umſtande zu, daß der König die Durchfuhr der für die ruſſiſche Armee beſtimmten Lebensmittel durch ſein Land geſtattet hatte, und ſie kamen von dieſem Irrthume auch nicht zurück, als die über die Grenze ſich flüchtenden Polen in Preußen die liebevollſte Aufnahme fanden, als ſie gekleidet und geſpeiſet wurden, Gehalt erhielten, als der König die Offiziere, welche nach Polen nicht zurückkehren wollten, auf Wagen nach Frankreich ſendete. Sie vergalten ſolches in Preußen vielmehr durch die gröbſten Unordnungen, wollten ſich in keine Verfügung der Behörden fügen, ſo daß zuletzt ſogar an mehreren Orten zum Gebrauch der Waffen gegen ſie geſchritten werden mußte, um den Anordnungen der Obrigkeit Achtung zu verſchaffen. Diejenigen Gemeinen, welche nach Polen nicht zurückkehren wollten, wurden zuletzt wiederum neu gekleidet und mit reichlichem Proviant verſehen, ihrem Wunſch gemäß nach Amerika geſandt, und ſelbſt auf dem Schiffe ſtifteten ſie noch Unruhen an. — Der Aufruhr in Polen verurſachte Preußen ungeheure Ausgaben und brachte uns die Cholera.

Von jetzt an bis zum Ende ſeines Lebens blieb Friedrich Wilhelm's einziges Streben der Erhaltung des Friedens geweiht, und ſeine Macht und die Lage

seines Landes, in der Mitte der großen Mächte, machten ihn zu Europas wahren Friedensfürsten. Jeder bedurfte seiner Hilfe, wenn es zum Kampf gehen sollte, und er konnte jeder Seite den Ausschlag geben. Noch fehlte es nicht an Zündstoff. In Spanien wüthete der Bürgerkrieg nach des schwachen Ferdinand's Tode, und bald nahm sich England und bald Frankreich ernsthaft der Partei der Karlisten und Christinos an, dann vereinigten sie sich wieder, um die liberale Partei gegen die Absolutisten zu unterstützen. Stoff zur Uneinigkeit gab wiederum das Zerwürfniß der ottomanischen Pforte mit Mehemet Ali, dem Statthalter von Aegypten, und auch des Königs letzte Lebenstage wurden dadurch beunruhigt. So lange Mehemet Ali anscheinend in Aegypten, der Wiege der Wissenschaften, Civilisation erwecken wollte, und viele europäischen Einrichtungen nachahmte, so lange war die Stimme der Völker für ihn, und man glaubte, er werde Sittlichkeit, geistige Bildung und Industrie dort einführen; aber bald zeigte er die fürchterlichste Habsucht, riß alles Privateigenthum an sich, drückte das Volk bis auf das Blut und lehnte sich öffentlich gegen seinen Landesherrn auf. Er fand sogar Unterstützung bei Frankreich, wogegen England wieder den Sultan begünstigte, und wirklich schien dieses zum Bruch zwischen beiden Reichen führen zu wollen, welchen wiederum Rußland nicht gleichgültig ansehen konnte, besonders als der Aegyptier, durch Syrien vorrückend, die Türken auf eine

schmähliche Art bei Nesib schlug. — Der König hatte auf die dringende Bitte des Sultans einigen preußischen Offizieren gestattet, die Organisation des türkischen Heeres auf europäischen Fuß zu bewirken; diese zogen mit in die Schlacht gegen Mehemet Ali's Truppen, indessen waren die türkischen Soldaten so feig, daß sie vor den vielleicht ebenso schlechten Aegyptern bei Nesib, fast ohne einen Schwertstreich gethan zu haben, flohen, und ihre Lehrmeister mit in die Flucht fortrissen. Jetzt bedrohten die Generäle des Pascha von Aegypten selbst Constantinopel. Die Lage der Pforte war bedenklich, und abermals gab der König daher den Ausschlag, daß die fünf Großmächte sich vereinigten, die Pforte zu schützen und dem Pascha bestimmte Grenzen seiner Macht vorzuzeichnen. Der Beitritt zu diesem Uebereinkommen war seine letzte wichtige diplomatische Handlung. Dem Frieden entgegen sehend, schlummerte er in das Land des Friedens über.

* * *

Wir wollen noch einige Blicke auf das Familienleben des Königs in diesen letzten 18 Jahren zurückwerfen. Seine Häuslichkeit war bekannt, und mit Recht nannte man ihn in dieser Hinsicht den besten Bürger auf dem Thron, denn er fand sich nur im Kreise seiner Familie glücklich. Von rauschenden Vergnügungen war er ein Feind; seine einzige Erholung war das Schauspiel. Seine Häuslichkeit

war ein Muſter für das Volk von dem Augenblick an geworden, als er mit der Königin den Thron beſtieg, und es hatte ſegensvoll in demſelben fortgewirkt, bei welcher ſichtbar ſich gleichfalls der Sinn für Häuslichkeit, für eheliche Zärtlichkeit und Treue und Familienglück erhob. Friedrich Wilhelm hatte auch das Glück, unendlich viele Freuden an ſeinen Kindern zu erleben, und ein glücklicher Familienvater zu ſein. Es war ein herzerhebender Anblick, den herrlichen Vater unter ſeinen Kindern und Schwiegerkindern als einen Patriarchen wandeln zu ſehen. Die ſchönſte Zierde des Familienkreiſes waren ſeine Töchter, als aber dieſe, Charlotte an den Großfürſten Nicolaus von Rußland bereits im Jahre 1817, Alexandrine an den Erbherzog von Mecklenburg-Schwerin im Jahre 1822, Louiſe an den Prinzen Friedrich der Niederlande im Jahre 1825 verheirathet wurden, und den elterlichen Palaſt verließen, da ward der häusliche Kreis des Königs immer kleiner. Noch mehr verengte er ſich, als der Kronprinz am 29. November 1823 ſich mit unſerer jetzigen ſo hoch verehrten Landesmutter und Königin, Eliſabeth Ludowika, Schweſter des Königs von Baiern, vermählte, und es war abzuſehen, daß der König immer einzelner daſtehen würde, wenn auch die übrigen Söhne ſich vermählten, (der Prinz Wilhelm, jetzt Prinz von Preußen, vermählte ſich am 11. Juni 1829 mit der Prinzeß Auguſte, der Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar; der Prinz

Karl am 26. Mai 1827 mit deren Schweſter, der Prinzeß Marie, und der Prinz Albrecht am 14. September 1830 mit Prinzeß Mariane, Tochter des Königs der Niederlande) weil dieſe jetzt ſämmtlich einen eigenen Hausſtand gründeten, und nicht mehr den täglichen Umgang des Königs bilden konnten. Anfangs verlieh die Gegenwart der liebenswürdigen Schwiegertöchter neue Reize dem Familienleben des Königs, aber bald bildeten ſie eigene Familienkreiſe, wie ſolches nicht anders ſein konnte. Der König ſah es voraus, daß es nach dem Laufe der Dinge ſo kommen müſſe; auch hatte er ſchon längſt das Bedürfniß eines ſanften weiblichen Umgangs gefühlt. Alljährlich reiſete er, nachdem er dem Andenken ſeiner unſterblichen Gemahlin an ihrem Grabe in Charlottenburg ein Todtenopfer gebracht hatte, nach Teplitz, von wo er am Tage vor ſeinem Geburtstage zurückkehrte, den er dann ganz ſtill im Kreiſe ſeiner Kinder feierte. In Teplitz hatte er die Gräfin Auguſte von Harrach kennen gelernt, eine der liebenswürdigſten Frauen ihres Geſchlechts, und beſchloſſen, mit ihr eine morganatiſche Ehe einzugehen. Seine Kinder, welche fühlten, wie ſehr ihm die Pflege und der Troſt eines weiblichen Weſens nöthig ſei, willigten mit Freuden ein, und ohne daß es irgend Jemand vorher ahnete, ward am 9. November 1824 die Trauung in Gegenwart des Kronprinzen, des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, der Eltern der Gräfin und einiger der

höchsten Staatsbeamten in der Schloßkirche zu Charlottenburg vollzogen. Er selbst sprach sich in der Urkunde, welche er über diese Vermählung ausstellte, und in welcher er die Gräfin von Harrach zur Fürstin von Liegnitz und Gräfin von Hohenzollern ernannte, über die Nothwendigkeit derselben dahin aus:

Als uns nach dem unerforschlichen Rathschluß Gottes unsere theuerste und vielgeliebteste Gemahlin, die Königin Luise Majestät, am 19. Juli 1810 durch den Tod frühzeitig entrissen ward, haben wir, da die Vorsehung unsere königliche Ehe mit einer blühenden Nachkommenschaft gesegnet hatte, und die Thronfolge nach allen menschlichen Hoffnungen gesichert war, Bedenken getragen, zu einer zweiten königlichen Ehe zu schreiten.

Nachdem jedoch sich nunmehr auch unsere jüngste geliebte Prinzessin Tochter bald vermählen wird, und die Trennung von unsern sämmtlichen geliebten Prinzessinnen Töchtern uns bei unsern zunehmenden Jahren eines gesellschaftlichen und häuslichen Umgangs entbehren läßt, so haben wir, auf nahen verwandtschaftlichen freundlichen Rath, und vorzüglich auch, nachdem wir von dem herzlichsten Einverständniß des Kronprinzen Königlicher Hoheit und Liebden und Unsern sämmtlichen gegenwärtig hier anwesenden geliebten Kindern und Schwiegerkindern versichert waren, den Entschluß gefaßt, zu einer andern Ehe

zu schreiten, und die Gräfin Auguste von Harrach um ihrer zu empfehlenden und schätzenswerthen Eigenschaften, mit Zustimmung ihrer gräflichen Eltern, zu Unserer Künftigen Gemahlin zu erwählen.

Hier legte er die Gründe, welche ihn zu diesem Schritt bewogen hatten, offenkundig der Welt dar; sie bewiesen seinen Sinn für Häuslichkeit und Familienglück. Wohl würde es ihm nicht schwer geworden sein, bei seiner männlichen Kraft und Schönheit noch eine Gattin aus den ersten Fürstenhäusern zu erhalten, allein er folgte dem Zuge seines Herzens; dann aber leitete ihn noch die Liebe zu seinem Volke, welchem er keine Königin Wittwe mit einem königlichen Hofstaate hinterlassen wollte.

Das Volk war überrascht durch diesen völlig verschwiegen gehaltenen Schritt, den sich Niemand hatte träumen lassen. Als man aber die liebenswürdigen Eigenschaften der Fürstin von Liegnitz mehr erkannte, ihre zärtliche Fürsorge für den König, ihre treue Liebe zu ihm, ihre Mildthätigkeit und Herzensgüte, und ihren festen Entschluß, sich niemals in eine öffentliche Angelegenheit zu mischen, oder sich für Jemand zu verwenden, da erkannte man ihren hohen Werth, und segnete Gott, der dem theuern König für sein vorgerücktes Alter eine treue Pflegerin gegeben hatte. Die Liebe und Achtung des Volks wird ihr auch nie entgehen, denn man weiß, was sie dem hochverehrten Monarchen gewesen ist. —

Wenige Jahre hierauf ward ihr zum erstenmale Gelegenheit gegeben, ihre Liebe zu dem Könige auf eine ausgezeichnete Weise zu bethätigen. Es war im Herbst des Jahres 1827, als der König, indem er eine enge Treppe in seinem Palais herab gehen wollte, mit den Sporen sich verhakte, die Treppe herabfiel und sich das Bein zerbrach. Mit der treusten Sorgfalt hat sie ihn auf seinem schweren Krankenlager gepflegt, und ihn nicht Tag noch Nacht verlassen. Sie war aber auch seine Pflegerin und Trösterin in seinen letzten Lebenstagen, als er dem allgemeinen Loose der Natur unterlag. In jener Krankheit vom Jahre 1827 machte er das Testament, welches seine innersten Gesinnungen darlegte, und in dieselbe Krankheitszeit fällt auch jene, Seite 403 im ersten Bande erzählte, des Königs unendliche Milde charakterisirende Anekdote, betreffend die Freilassung Massenbachs, der bereits 10 Jahre im Gefängniß geschmachtet hatte.

Des Königs letzte Lebensjahre erheiterte der fast jährlich wiederkehrende Besuch seiner verheiratheten Töchter, namentlich aber derjenige der Kaiserin von Rußland und ihrer Familie in den Jahren 1834, 1835 und 1838. Die Zeiten ihrer Anwesenheit in Berlin galten ihm als Familienfeste! Zu diesen Familienfesten ist auch wohl die Musterung in Kalisch im Jahre 1836 zu rechnen, zu welcher er seine Garden sandte, und der Kaiser Nicolaus aus seinen fernsten Gegenden Krieger kommen ließ. Eine große

Menge von preußischen und von Offizieren anderer fremden Mächte waren dabei gegenwärtig. Man schob dieser Zusammenkunft politische Zwecke unter, indessen hat sich kein einziger der Welt dargethan. Der Hauptzweck war wohl eine enge Verbrüderung zwischen den preußischen und russischen Militairs zu bewirken, welcher jedoch nicht erreicht ward, denn die Verhältnisse der Soldaten und Offiziere sind bei beiden Mächten zu verschieden, als daß sie sich mit einander einigen können. Sie werden ganz anders in Rußland behandelt, wie bei uns, unser Militair hat eine höhere Bildung wie jenes. Unsere Soldaten sind der Knute entwachsen, unter welcher jene noch seufzen, bei uns wird der Soldat zur Strafe aus dem ihn ehrenden Stande ausgestoßen, dort wird ein Verbrecher zur Strafe unter die Soldaten gesteckt.

Friedrich Wilhelm konnte dieses militairische Schauspiel, dessen Zwecklosigkeit er wohl begriffen haben mag, seinem Schwiegersohne nicht abschlagen, er willigte, wiewohl ungern, ein, trug aber die gesammten Kosten des Marsches der Preußen von Danzig nach Kalisch und seiner Garden von Berlin eben dorthin aus seiner Chatoulle, damit dieser Aufwand dem Lande nicht lästig fallen sollte.

Die Erzherzöge Johann und Franz von Oestreich besuchten im Jahre 1835 die Musterung in Schlesien, und erfreuten den König durch das Anerkenntniß, welches sie der Uebung der Truppen, besonders der

Landwehr schenkten, und der Besuch der französischen Königssöhne, der Herzöge von Orleans und Nemours, zeigte, wie hoch er geachtet im Auslande dastand, und welches Vertrauen man dort gegen ihn habe. Man erzählt, der Herzog von Orleans habe dem Könige beim Abschiede die Hand küssen wollen, welches letzterer verweigert habe. Der Prinz habe sie aber zum zweiten Mal mit den Worten ergriffen: sein Vater habe ihm befohlen, nicht zurückzukehren, ohne die wohlthätige Hand geküßt zu haben, die zwanzig Jahre lang der Welt den Frieden bewahrt habe; da hätte ihm der König die Hand willig zum Kuß gereicht.

Seine Freunde und diejenigen seiner treuesten Diener, welche ihm das Vaterland hatten retten und dessen Wiederherstellung bewirken helfen, waren ihm vorangegangen. Alexander von Rußland schlief bereits 15 Jahre lang, Franz, Oestreichs Kaiser, ruhte seit 5 Jahren in den Katakomben der Augustiner. Mit ernsten Gefühlen ging der König an den Denkmälern Blücher's, Bülow's und Scharnhorst's vorüber, dieser Männer, welche ihm im Leben so theuer gewesen waren, und denen er jene Standbilder als Beweis seines Anerkenntnisses ihrer Verdienste hatte fertigen lassen. Blücher, Gneisenau, Haake, Jagow, Kleist, sein treuer Köckeritz, sein Schwager, Prinz Carl von Mecklenburg, Tauenzien, Witzleben, York, jene Helden von 1813, 1814, 1815, seine Räthe Albrecht, Altenstein, Ancillon, Bernstorff, Beyme,

Brenn, Bülow, Hardenberg, Wilhelm v. Humboldt, Kircheisen, Klewitz, Maaßen, Menken, Motz, Schuckmann, Sezgebarth und Voß, seine Hofleute Buch und Matzahn, seine geheimen Kämmerer Wolter und Thim, alle ruhten im kühlen Schooße der Erde, da mahnte ihn die Jahreszahl 1840, welche in allen Jahrhunderten einen Regierungswechsel in seiner Familie herbeigeführt hatte, daß auch seine Stunde sich nahen könne! — Dem Tode hatte er oftmals auf dem Schlachtfelde unerschrocken in das Auge gesehen, er war ihm kein Unbekannter mehr. — Er, der gottesfürchtige und gerechte Fürst, der treue Familienvater, der Mann von dem edelsten Herzen, der nur stets das Beste gewollt hatte, konnte dem Uebergang in das dunkle Jenseits mit frommer Zuversicht entgegensehen. Nahe an siebenzig Jahr alt, hatte er das Ziel des Lebens erreicht, zu welchem nicht viele Sterbliche gelangen; 43 Jahre hatte er sein Volk mit Sorgen, durch eine stürmische Zeit, zu seinem wahren Glücke geführt.

Eine im Mai entstandene, anscheinend nicht gefährliche Krankheit, die Grippe, erinnerte ihn dennoch daran, noch dasjenige zu besorgen, was ihm vor seinem Tode zu beschicken am Herzen lag.

Eines von diesen war die Anordnung des Denkmals Friedrich's des Großen. Schon seit dem Jahr 1800 hatte er den Gedanken daran mit sich umhergetragen, unzählige Entwürfe und Pläne wurden gemacht, bald schien ihm das vorgeschlagene

Denkmal seines erhabenen Groß-Onkels nicht würdig genug zu sein, dann hielten die kriegerischen Begebenheiten die Ausführung auf, jetzt war er endlich mit sich darüber einig, daß es errichtet werden sollte. Am 26. Mai ordnete er durch die letzte Kabinetsordre von Wichtigkeit, welche er erließ, auf den 1. Juni die Grundsteinlegung des Denkmals an. Er war aber bereits dergestalt erkrankt, daß er der Feierlichkeit nicht beiwohnen, sondern nur den Vorbeimarsch der Truppen am Fenster, auf einem Lehnstuhl sitzend, mit ansehen konnte. Gleichsam fürchtend, seine Seele möchte entfliehen, ehe das große Werk gethan wäre, ließ er so schleunig den Grundstein zu Friedrich's des Großen Statue feierlichst legen, daß nicht einmal genugsam Zeit war, die nöthigen Veranstaltungen zu treffen, welche die Feier erforderte. Wie manches Auge füllte sich mit Thränen, als man den geliebten König so leidend am Fenster sah! —

Das zweite war die Einwilligung, daß sein Sohn, der Prinz von Preußen, das Protectorat der Freimaurer übernehmen dürfe. Es ist gewiß, daß der König selbst dem Orden angehörte und einst durch Alexander in denselben aufgenommen war, seit seiner langen Regierungszeit hatte er ihn genau beobachtet und gefunden, daß gerade seine treuesten Unterthanen zu demselben gezählt wurden, daß Vaterlandsliebe und treue Anhänglichkeit an den König darin gelehrt würden, und er auf dessen Mitglieder vorzugsweise zählen konnte. Als man daher in den

Zeiten der Unruhen des Jahres 1830 von auswärts in ihn drang, die Orden aufzuheben, weil von diesen aus revolutionaire Gesinnungen sich verbreiteten, so entgegnete er: — im Gegentheil, ich weiß, daß die Freimaurer meine treuesten Unterthanen und die Stützen meines Thrones sind, den Orden aufheben, würde heißen: den Aufruhr herausfordern. — Der König wollte dem Orden einen Beweis geben, daß er seinen Werth zu schätzen wisse, er wollte die Männer, aus welchen er bestand, noch fester an das Königshaus ketten, er wollte endlich die drei Systeme, aus welchen der Orden in Preußen besteht, vereinigen, daher mußte sein Sohn in allen dreien aufgenommen, und Protector des ganzen Bundes der Freimaurer in Preußen werden. —

Sein Krankheit ward jetzt immer bedenklicher. Man fand den König, der sonst nie erheblich krank gewesen war, der sich nie diätetische Fehler zu Schulden kommen ließ, und dessen leichte rheumatische Uebel sich alljährlich nach dem Gebrauch des Teplitzer Gesundbrunnens verloren, besonders seit dem 14. Mai sehr verändert, als er die ihn tief schmerzende Nachricht von dem Tode seines treuen, dreißigjährigen Ministers v. Altenstein erhielt, doch rechnete man auf die Kraft seines starken Körpers und seines ungeschwächten Geistes, und so beruhigte sich das Volk bei den über seine Unpäßlichkeit sich verbreitenden Gerüchten. — Aber die Krankheit nahm immer zu, und es wurden die größten Besorgnisse rege, als der

berühmte Professor Dr. Schönlein seinen gewöhnlichen Aerzten zugesellt ward. — Nun ahnete man, daß dem theuern Leben Gefahr drohe, und das den Palast umlagernde Volk ward am dritten Tage durch ein Bulletin von dem Befinden des Allgeliebten unterrichtet, welches noch einigermaßen beruhigend war.

Am 4. Juni war aber schon jede Hoffnung zur Wiederherstellung verschwunden. Bereits am 3. Juni war die Kaiserin von Rußland mit der Großfürstin Olga angekommen, an dem genannten Tage traf auch der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, die Großherzogin, der Großherzog und die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz ein. Die Prinzen des Königshauses verließen nicht mehr das Palais. Gram und Betrübniß hatte sich aller Gemüther bemächtigt, Tausende von Einwohnern Berlins belagerten die Thore des Palais, um stets neue Kunde von seinem Befinden zu erhalten. Dem Könige entgingen diese Beweise der allgemeinsten Theilnahme nicht; — als er das Geräusch des Volks hörte, sagte er zu dem russischen Thronfolger, welcher, von einer Reise aus Italien zurückkehrend, gerade in Berlin anwesend war: „Du wirst auch einst ein großes Volk regieren; herrsche gerecht, so wirst Du die Liebe Deines Volks gewinnen, und was diese werth ist — das empfinde ich jetzt!“ Die Entkräftung nahm zu, Fieber, Brustkrampf und Husten vermehrten sich, auf heftige Schmerzen folgten Ohnmachten. Aber auch

in seiner Krankheit verließ ihn seine unendliche Milde nicht. Seinen alten Kammerdiener Bärbaum schmerzte es, daß der König nichts mehr genießen konnte; er brachte ihm eines Morgens Kaffee und Zwieback, und bat ihn, letztern zu essen. „Ich kann nicht," versetzte der König. „Aber Schönlein hat es gesagt, Ew. Majestät müssen essen," — „ich kann nicht," entgegnete der König etwas rauh. Da kamen dem alten Kammerdiener Thränen in die Augen, und er ging. — Kurz darauf trat die Fürstin v. Liegnitz ein — da wandte der König sich mit der Bitte an sie: „thue mir den Gefallen, Auguste, und iß den Zwieback; wenn Bärbaum wieder hereinkommt, so wird er glauben, ich habe es gethan, und dieses wird ihn freuen." —

Das beste Wasser in Berlin liefert ein Brunnen, welcher hinter dem königlichen Palaste befindlich ist; man hatte nachgegeben, daß auch das Publikum sich dort Wasser holen dürfe; das unaufhörliche Knarren des Pumpenschwengels schien aber die Ruhe des Königs zu stören, und man untersagte daher dem Publiko die einstweilige Benutzung des Brunnens. Der König bemerkte es, daß die Pumpe nicht mehr bewegt werde, und erfuhr die Ursache. Sofort mußte der Gebrauch des Wassers dem Volke wieder gestattet werden, indem er sagte: „Um meiner Krankheit willen soll kein Berliner schlechteres Wasser trinken, so lange ich, des Landes Vater, noch besseres anbieten kann!" —

Am 5. Juni verlor er den Gebrauch der Sprache; aber in der Nacht kehrte sie wieder zurück, er erwachte, und als er den Dr. Grimm an seinem Bette sitzen sah', sagte er: „sind Sie noch immer da? das können Sie ja gar nicht aushalten."

Zu seinen Kindern, Schwiegerkindern und Enkeln gesellte sich noch am 7. Juni der Kaiser von Rußland. Bei seinem ersten Besuch um 9 Uhr Vormittags schien ihn der König nicht zu kennen, aber in der Mittagsstunde, als derselbe gerührt an seinem Bette stand, richtete der König sein Auge auf ihn, und machte mit der Hand eine Bewegung, wie er bei freudigen Veranlassungen zu thun pflegte; da beugte sich der Kaiser über den König und fragte ihn theilnehmend: „Comment cela va-t-il?" Der König antwortete mit schwacher Stimme, doch vernehmlich: „Cela va très mal." — Dieses waren die letzten Worte des theuern Königs.

Die sämmtlichen Angehörigen des Königs wechselten sich bei seinem Bette ab. Am Morgen, als schon jede Hoffnung, sein Leben zu erhalten, verschwunden war, versammelten sie sich zu einem Familien-Gottesdienste, und beteten für das Leben des theuern Vaters; es war ein herzzerreißender Augenblick. Als Nachmittags 4 Uhr der entscheidende Augenblick sich nahete, waren der Kaiser und die Kaiserin von Rußland, der Kronprinz (jetzt regierender König), der Prinz Wilhelm (des Königs Bruder), die Prinzessin der Niederlande, Louise, und

die Fürstin v. Liegnitz, außerdem ein Arzt und der Geheime Kämmerer Kynast gegenwärtig. Man ließ nun auch die übrigen Mitglieder der Königlichen Familie in das Sterbezimmer treten.

Ein sanfter Schlummer nahte dem König, die Athemzüge wurden schwächer, der Moment der Trennung des allgeliebten Königs von seinem treuen Volke, des Vaters von seiner theuern Familie, der schönen Seele von dem Körper, den sie beinahe 70 Jahre bewohnt hatte, war da.

Seine treue Pflegerin, die Fürstin v. Liegnitz, hielt eine, der jetzige König die andere Hand des Entschlafenen, dessen Ende so sanft war, daß die Umstehenden erst durch den Arzt darauf aufmerksam gemacht werden mußten, daß das schöne Leben gewichen sei. Der jetzt regierende König drückte dem theuren Vater die Augen zu. Alle Anwesenden, ergriffen von dem feierlichen Anblicke, sanken auf die Knie, und der Hofprediger Strauß, welcher eben eintrat, sprach Worte des Trostes zu ihnen und des Segens über den Todten.

Der erste Pfingsttag, der Feiertag des erwachenden Jahres, wo sich die Natur in einem neuen Glanze schmückt, war der Tag, der Preußen in die tiefste Trauer versetzte. — Schnell verbreitete sich die Todesnachricht in Berlin, unermeßliche Volksmassen drängten sich zum Palais, um Gewißheit von dem Gerücht zu erhalten, welches alle Gemüther auf das tiefste ergriffen hatte. Anfangs ließ man Jeden zu,

um noch einmal die Züge des Entschlafenen zu schauen; das Volk betrug sich, wie es der feierliche Augenblick, wo ein Mensch, und nun gar ein Wohlthäter der Menschheit, die Erde eben verlassen hat, gebot; ruhig und bescheiden, bald aber mußte man die Pforten des Palastes schließen, weil der Andrang zu groß ward, denn die umliegenden Plätze und Straßen füllten sich immer mehr mit Menschen, kaum konnte um 7 Uhr das Militair hindurchdringen, um aus dem Palais die Fahnen zu holen, auf welchen sie dem neuen Herrscher Treue und Gehorsam geloben sollten.

Am 9. Juni Morgens um 1 Uhr ward die Leiche in einen Einsatz-Sarge von den Unteroffizieren der Schloßwache, aus dem königl. Palais nach dem königl. Schlosse hinüber getragen.

Die Hofchargen gingen vor dem Sarge, der junge König und die Prinzen folgten ihm in stiller Rührung.

Jetzt ward die Leiche prunklos, in einem mit weißem Atlas ausgeschlagenen Sarge ausgestellt. Sie war mit der Uniform des ersten Garde-Regiments bekleidet, ihr Haupt bedeckte die bekannte Feldmütze, welche er im Leben gewöhnlich trug, den Körper verhüllte der Mantel. —

Seine Züge trugen den Ausdruck der Ruhe und Milde. Nur den Offizieren und den hohen Beamten ward gestattet, ihre letzte Huldigung dem Todten darzubringen, denn eine feierliche Parade-Aus-

stellung seiner Leiche hatte er in seinem letzten Willen verboten.

Am 10. Juni erfolgte die Ausstellung des Paradesarges im Thronsaale mit königlicher Pracht. Er war umgeben von den Insignien des Reichs und seiner Würde, Stabs-Offiziere und Hofchargen hielten die Wache am Sarge.

Am folgenden Tage erfolgte die feierliche Beisetzung der Leiche im Dom.

Der König hatte bei seinem Leben schriftlich die Zusammensetzung der militairischen Begleitung bei seinem Leichenzuge niedergelegt, und sie erfolgte eben so, wie er es befohlen hatte.

Um 11 Uhr war der Trauer-Gottesdienst bei der Leiche im Thronsaal, den der Bischof Eylert hielt, beendigt, und der Zug setzte sich in Bewegung; ihn eröffnete die Geistlichkeit, dann folgte das Militair, von jedem Garde-Bataillon eine Compagnie, dann die Hausdienerschaft, die Aerzte und Minister mit den Reichsinsignien. Als der Leichenwagen, über welchen ein prachtvoller Baldachin getragen ward, aus dem Portal kam, präsentirten die Truppen.

Die Musik blies, wie es der König bestimmt hatte, den Choral: „Was Gott thut, das ist wohlgethan."

Dem Sarge folgte der jetzt regierende König, die Königin, der Kaiser von Rußland, der König von Hannover, welcher in der Nacht angekommen war,

alle Prinzen und Prinzessinnen und eine lange Reihe von Beamten und Deputationen.

So lange war der Tag trübe gewesen, aber jetzt brach die Sonne durch die Wolken, sie wollte dem erhabenen Verblichenen noch einmal auf seinem letzten Wege recht hell scheinen. Nachdem der Sarg vor dem Altar niedergesetzt war, sang das Sängerchor drei Verse des Liedes: „Jesus meine Zuversicht," der Oberkonsistorial-Rath Ehrenberg hielt eine kurze Rede und segnete den Sarg ein; der Donner des Geschützes und der Gewehre verkündeten dem Volke diesen feierlichen Augenblick. Der König stieg ergriffen von Rührung auf die Estrade, worauf der Sarg stand, kniete neben demselben nieder und küßte ihn. Hierauf umarmte er seine Gattin, den russischen Kaiser, alle Prinzen und Prinzessinnen; die ganze königliche Familie lag weinend einander in den Armen. —

Um 11 Uhr in der Nacht ward die Leiche, ohne alles Gepränge, nach Charlottenburg abgeführt, um dort in dem Mausoleum an der Seite seiner Gattin zu ruhen. Zwei Stallbedienten eröffneten den Zug mit Fackeln, dann folgte die Leib-Compagnie des ersten Garde-Regiments; dann wieder Stallbediente mit Fackeln, hierauf ein vierspänniger Wagen, worin der Oberkammerherr Fürst Wittgenstein, der treueste Freund des Königs, und der Hofmarschall v. Massow saßen, dann kam der achtspännige, schwarzumhüllte Leichenwagen, und hinter ihm 6 Gefolge-Wagen.

Die Luft war völlig windstill, der Mond, welcher leicht umwölkt war, verbreitete nur ein Dämmerlicht, welches die wenigen Fackeln sparsam vermehrten; so ging der Trauerzug geräuschlos und feierlich durch die mittlere Allee der Linden langsam nach Charlottenburg. Nach Mitternacht gelangte er dort an, er bewegte sich durch die, das ehrfurchtsvollste Schweigen beobachtende Menge, bis zu dem Gitter des Schießgartens, wo ihn ein zahlreicher Männerchor mit dem Gesange: „Jesus meine Zuversicht" und „Auferstehn ꝛc." empfing; der Wagen überschritt die Pforte, und diese schied die theure Leiche von ihrem Volke, denn die Beisetzung derselben in dem Mausoleum erfolgte nur im engsten Familienkreise.

Am Tage nach dem Tode des Königs ward sein Testament, im Jahre 1827 abgefaßt, im innern Kreise der Familie eröffnet; die Bestimmungen über die Geldvermächtnisse sind ein Geheimniß verblieben, ebenso die Größe seines Privatvermögens.

Nur die vielen Wohlthaten, welche er den Armen in seinen Residenzstädten zugedacht hatte, wurden bekannt. —

Was aber aus diesem Testament in dem Vorzimmer des Schlosses den hohen Beamten mitgetheilt ward, machte den tiefsten Eindruck.

Nachfolgende königliche Kabinets-Ordre vom 12. Juni 1840, das Denkmal der reinsten Kinder-

liebe und der aufrichtigsten Verehrung gegen den großen Verstorbenen, befahl deren Veröffentlichung.

Sie lautet wie folgt:

An das Staats-Ministerium.

Ich befehle, zwei kostbare Dokumente der Oeffentlichkeit zu übergeben, welche Mir nach dem Willen Meines in Gott ruhenden Königlichen Vaters und Herrn am Tage seines Heimganges eingehändigt worden, wovon das eine bezeichnet ist:

„Mein letzter Wille."

das andere:

„Auf Dich, meinen lieben Fritz, ꝛc."

und welche beide von Seiner eigenen Hand geschrieben und vom 1. Juni 1827 datirt sind.

Der Helden-König aus unserer großen Zeit ist geschieden und zu Seiner Ruhe an der Seite der Heißbeweinten und Unvergeßlichen eingegangen. Ich bitte Gott, den Lenker der Herzen, daß er die Liebe des Volks, die Friedrich Wilhelm III. in den Tagen der Gefahr getragen, Ihm Sein Alter erheitert und die Bitterkeit des Todes versüßt hat, auf Mich, Seinen Sohn und Nachfolger, übergehen lasse, der ich mit Gott entschlossen bin, in den Wegen des Vaters zu wandeln. Mein Volk bete mit Mir um Erhaltung des segensreichen Friedens, des theuern Kleinods, das er uns im Schweiße Seines Angesichts errungen und mit treuen Vaterhänden gepflegt hat: — das weiß Ich — sollte das Kleinod je gefährdet werden — was Gott verhüte — so erhebt

sich Mein Volk wie Ein Mann auf Meinen Ruf, wie Sein Volk sich auf Seinen Ruf erhob.

Solch ein Volk ist es werth und fähig, königliche Worte zu vernehmen, wie die, welche hier folgen, und wird einsehen, daß Ich den Anfang Meines Regiments durch keinen schönern Akt, als die Veröffentlichung derselben, bezeichnen kann.

Sanssouci, den 12. Juni 1840.

(gez.) Friedrich Wilhelm.

Mein letzter Wille.

Meine Zeit mit Unruhe, Meine Hoffnung in Gott!

An deinem Segen, Herr, ist alles gelegen, verleihe mir ihn auch jetzt zu diesem Geschäfte.

Wenn dieser, Mein letzter Wille, Meinen innigst geliebten Kindern, Meiner theuern Auguste und übrigen lieben Angehörigen zu Gesicht kommen wird, bin Ich nicht mehr unter ihnen und gehöre zu den Abgeschiedenen. Mögen sie dann bei dem Anblick der ihnen wohlbekannten Inschrift: — Gedenke der Abgeschiedenen! — auch Meiner liebevoll gedenken!

Gott wolle Mir ein barmherziger und gnädiger Richter sein, und Meinen Geist aufnehmen, den Ich in seine Hände befehle. Ja, Vater, in Deine Hände befehle Ich Meinen Geist! In einem Jenseits wirst Du uns alle wieder vereinigen, möchtest Du uns dessen, in Deiner Gnade, würdig finden, um Christi,

Deines lieben Sohnes, unſeres Heilandes, willen, Amen.

Schwere und harte Prüfungen habe Ich nach Gottes weiſem Rathſchluß zu beſtehen gehabt, ſowohl in Meinen perſönlichen Verhältniſſen (insbeſondere, als er Mir vor 17 Jahren das entriß, das Mir das Liebſte und Theuerſte war) als durch die Ereigniſſe, die Mein geliebtes Vaterland ſo ſchwer trafen. Dagegen aber hat Mich Gott, ewiger Dank ſei ihm dafür, auch herrliche, frohe und wohlthuende Ereigniſſe erleben laſſen. Unter die erſten rechne Ich vor allen die glorreich beendeten Kämpfe in den Jahren 1813, 14 und 15, denen das Vaterland ſeine Reſtauration verdankt. Unter die letztern, die frohen und wohlthuenden, aber rechne Ich insbeſondere die herzliche Liebe und Anhänglichkeit und das Wohlwollen Meiner geliebten Kinder: ſo wie die beſondere unerwartete Schickung Gottes, Mir noch in Meinem fünften Decennium eine Lebensgefährtin zugeführt zu haben, die Ich als ein Muſter treuer und zärtlicher Anhänglichkeit öffentlich anzuerkennen, Mich für verpflichtet halte.

Meinen wahren, aufrichtigen, letzten Dank Allen, die dem Staate und Mir mit Einſicht und Treue gedient haben.

Meinen wahren, aufrichtigen und letzten Dank Allen, die mit Liebe, Treue und durch ihre perſönliche Anhänglichkeit Mir ergeben waren.

Ich vergebe allen Meinen Feinden, auch denen, die durch hämische Reden, Schriften, oder durch absichtlich verunstaltete Darstellungen, das Vertrauen Meines Volkes, Meines größten Schatzes (doch, Gott Lob, nur selten mit Erfolg), Mir zu entziehen bestrebt gewesen sind.

Berlin, den 1. December 1827.

(gez). Friedrich Wilhelm.

Auf Dich, Meinen lieben Fritz, geht die Bürde der Regierungsgeschäfte mit der ganzen Schwere ihrer Verantwortlichkeit über. Durch die Stellung, die Ich Dir in Beziehung auf diese angewiesen hatte, bist Du mehr als mancher andere Thronfolger darauf vorbereitet worden. An Dir ist es nun, Meine gerechten Hoffnungen und die Erwartungen des Vaterlandes zu erfüllen — wenigstens darnach zu streben. Deine Grundsätze und Gesinnungen sind Mir Bürge, daß Du ein Vater Deiner Unterthanen sein wirst.

Hüte Dich jedoch vor der so allgemein um sich greifenden Neuerungssucht, hüte Dich vor unpractischen Theorien, deren so unzählige jetzt im Umschwunge sind, hüte Dich aber zugleich vor einer fast eben so schädlichen, zu weit getriebenen Vorliebe für das Alte, denn nur dann, wenn Du diese beiden Klippen zu vermeiden verstehst, nur dann sind wahrhaft nützliche Verbesserungen gerathen.

Die Armee ist jetzt in einem seltenen guten Zustande; sie hat seit ihrer Reorganisation Meine Erwartungen, wie im Kriege, so auch im Frieden erfüllt. Möge sie stets ihre hohe Bestimmung vor Augen haben, möge aber auch das Vaterland nimmer vergessen, was es ihr schuldig ist. —

Verabsäume nicht, die Eintracht unter den europäischen Mächten, so viel in Deinen Kräften, zu befördern; vor allen aber möge Preußen, Rußland und Oesterreich sich nie von einander trennen; ihr Zusammenhalten ist als der Schlußstein der großen europäischen Allianz zu betrachten.

Meine innig geliebten Kinder berechtigen Mich Alle zu der Erwartung, daß ihr stetes Streben dahin gerichtet sein wird, sich durch einen nützlichen, thätigen, sittlich reinen und gottesfürchtigen Wandel auszuzeichnen, denn nur dieser bringt Segen, und noch in Meinen letzten Stunden soll dieser Gedanke Mir Trost gewähren.

Gott behüte und beschütze das theure Vaterland.
Gott behüte Unser Haus jetzt und immerdar.

Er segne Dich, Mein lieber Sohn, und Deine Regierung, und verleihe Dir Kraft und Einsicht dazu, und gebe Dir gewissenhafte, treue Räthe und Diener, und gehorsame Unterthanen. Amen.

Berlin, den 1. December 1827.

(gez.) Friedrich Wilhelm.

Das theuerſte Vermächtniß, welches Friedrich Wilhelm III. ſeinen Preußen hinterließ, die höchſte Wohlthat, die er ihnen erzeigte, war die Bildung ſeines Sohnes zum Staatsmanne, Soldaten und Regenten; denn hierdurch ſorgte er, daß ſein Segen fort und fort ſich mehrte über künftige Geſchlechter. Wohl hatte er ſelbſt gefühlt, wie ſchwer einem Könige das Regieren werde, wenn er nicht vor der Thronbeſteigung mit dem hohen Werke vertraut war, welches er übernehmen ſollte. Er ſelbſt war von der Leitung der Staatsverwaltung bis zu jenem Augenblick entfernt gehalten worden, wo die Krone und der Purpur ihm anheim fiel, ihm war das Regiment eine neue Welt, er fürchtete oft zu irren, und daher mag wohl das Mißtrauen in ſich ſelbſt rühren, welches ihn ſelbſt in ſpäteren Jahren nicht ganz verließ. So ſollte es bei ſeinem Sohne nicht ſein! Er ſollte einſt mit allen Zweigen der Verwaltung und mit der ſchweren Regierungskunſt vertraut, die ſorgenvolle Bürde des Regenten übernehmen. Nachdem ſeine geiſtige Ausbildung unter der Leitung von Delbrück und demnächſt von Ancillon, welchen die trefflichſten Lehrer zugeſellt wurden, beendet war, ward er ſofort in alle Zweige der Verwaltung eingeführt. In militairiſcher Hinſicht mußte er die Leitung einer Diviſion und dann eines Armee-Corps mit gleichen Pflichten wie ein anderer General übernehmen, und gleichzeitig ward er Mitglied des Staatsraths und des Staatsminiſteriums, deren

Sitzungen er nicht blos der Form wegen beiwohnte, sondern wo er tief in alle Zweige der Gesetzgebung und Verwaltung eindrang. Die Verfassung der Provinzial-Stände ist von ihm vorzugsweise bearbeitet worden, da er Vorsitzender der deshalb angeordneten Kommission war, und mehrfach hat, bei Abwesenheiten und Krankheitsfällen des Königs, die ganze Last der Regierung auf seinen Schultern geruht. Der König hat aber auch sonst in dem reifern Alter seines Sohnes selten eine wichtige Regierungs-Maßregel ergriffen, ohne den Rath desselben zu hören. Schwerlich gab es einen preußischen Minister, der oft, selbst mit Verzichtung auf die nothwendige Erholung, so anstrengend arbeitete, wie unser jetzt regierender Herr! — So zum Herrscher vorgebildet und ausgerüstet, mit den Grundsätzen eines weisen Regiments vertraut gemacht, empfing er Thron und Reich, und Preußen wiederum in Ihm das theuerste Vermächtniß des entschlafenen Königs. Darum konnte dieser aber auch in seinen an ihn gerichteten Testamentsworten sagen:

„Du bist mehr wie mancher andere Thronfolger auf die Regierungsgeschäfte vorbereitet worden. Deine Grundsätze und Gesinnungen sind Mir Bürge, daß Du ein Vater Deiner Unterthanen sein werdest."

Sollen wir noch mit einer kurzen Charakterschilderung Friederich Wilhelms schließen? sie ergiebt sich wohl aus allen Zügen seines, in diesen Blät-

tern geschilderten Lebens! Blicken wir zurück auf die von ihm zurückgelegte Bahn. Sie bezeichnete unzählige Wohlthaten, welche er nicht bloß seinem Volke erwies, sondern die sich auch über ganz Europa verbreitete. Seine Standhaftigkeit im Unglück, aber auch die Kraft, mit der er sich aus demselben erhob, welche die Gemüther aller seiner Unterthanen ergriff, und zur Nacheiferung anfeuerte, erwarben ihm den Beinamen Friedrich Wilhelm des Ritterlichen, welcher künftig, so wie wir ihn bis jetzt noch nicht in der Geschichte bei einem Regenten kennen, auch sein alleiniges Eigenthum bleiben möge. Hierauf beruhete das unbegrenzte Vertrauen des Volks in ihn und dessen unglaubliche Wahrhaftigkeit, denn es hatte begriffen, daß, wenn Volk und Fürst einig bleiben, ein Volk, welches nicht untergehen will, auch nie untergehen wird. Er allein war der einzige Fürst der Welt, welcher ein wahres Nationalheer schuf, durch die allgemeine Verpflichtung zum Kriegerstande, durch die Landwehr, und, was Gott behüten möge, daß es niemals wieder nöthig werde, durch das Zusammenrufen des Landsturms. Ein Preußenthum ohne jene Verpflichtung und ohne Landwehr ist nicht mehr denkbar, aber eben so ist auch die Führung eines ungerechten Krieges, welcher die Beistimmung des Volks nicht hat, dem Herrscher von jetzt an unmöglich.

Er hat gelehrt, daß Handel und Erwerbs nur durch Freiheit des Verkehrs gedeihen, und daß diese

gegenseitige Freiheit zwischen Völkern das festeste Band der Eintracht und Freundschaft liefert. Der blühende Zustand der Gewerbe im Innern und die Wirkung des großartigen Zollvereins bewahrheiten die Richtigkeit seines Grundsatzes, und der Segen von 20 Millionen Menschen folgt ihm dafür ins Grab. —

Er hat dargethan, daß der Wohlstand des Landmanns nur dann aufblüht, wenn Personen und Grund und Boden von allen Beschränkungen des Feudal-Systems, von Gemeinheiten und Servituten befreit seien, und Jeder seine Scholle Erde so benutzen kann, wie es seine Intelligenz, sein Vermögen und seine physischen Kräfte erlauben, daß endlich ein freier Bauernstand mit eigenthümlichem Landbesitz die Stütze des Thrones sei. — Er hat gezeigt, daß Sparsamkeit des Regenten und Ordnung in der Verwaltung der Finanzen sehr bald die zerrüttetsten Verhältnisse eines Staats wiederherstellen könne.

Er war ein weiser Fürst; — in jeder zweifelhaften Lage seines Regenten-Lebens war seine Ansicht und die Maßregel, welche er ergriff, diejenige, welche zum Ziel führte, und wenn er, sich selbst mißtrauend, derjenigen eines Andern den Vorzug gab, so lief die Sache gewöhnlich unglücklich ab. Er hatte eine hohe Kombinationsgabe, indem er aus jeder Handlung und dem Zusammenwirken mit andern Begebenheiten die daraus entstehenden Folgen in der weitesten Ferne voraus sah. —

Er war gerecht und aufrichtig bei allen seinen Handlungen. Gerechtigkeit und Wahrheit zeigte er selbst in der Politik, wo sie sonst nicht herkömmlich ist, und zwang dadurch die andern Mächte zu gleicher Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit.

Er übte sie aber auch in seinem Lande gegen Jedermann, ohne Ansehen der Person, mit Strenge, wo es darauf ankam, dem Schlechten einen Damm entgegen zu stellen, mit Milde, wenn der Irrende auf den rechten Weg geführt werden konnte. Von seiner Milde zeugt jede Provinz, jede Stadt, jedes Dorf, ja vielleicht jede Familie im Lande; aber er liebte es nicht, wenn in Posaunentönen bekannt gemacht ward, was er Gutes gethan hatte.

Seine Anspruchslosigkeit, seine Leutseligkeit, die Einfachheit seines ganzen Wesens gewannen ihm alle Herzen, doch wußte er Hoheit und Würde zu zeigen, wo es seine erhabene Stellung erforderte.

Er war einer von den wenigen Fürsten, auf dessen Entschließungen ein anderer niemals einen Einfluß ausübte. Er hatte mehrere Personen als seine Freunde herzlich geliebt, z. B. einen Köckeritz und Knesebeck, einen Wittgenstein und andere, aber niemals einen Günstling gehabt.

Er war ein tugendhafter Mann, ein guter Hausvater, ein treuer Gatte, der beste Vater seiner Kinder.

Keine niedere Leidenschaft entweihete sein reines Gemüth; Haß, Groll, Egoismus waren ihm fremd;

gegenseitige Freiheit zwischen Völkern das festeste Band der Eintracht und Freundschaft liefert. Der blühende Zustand der Gewerbe im Innern und die Wirkung des großartigen Zollvereins bewahrheiten die Richtigkeit seines Grundsatzes, und der Segen von 20 Millionen Menschen folgt ihm dafür ins Grab. —

Er hat dargethan, daß der Wohlstand des Landmanns nur dann aufblüht, wenn Personen und Grund und Boden von allen Beschränkungen des Feudal-Systems, von Gemeinheiten und Servituten befreit seien, und Jeder seine Scholle Erde so benutzen kann, wie es seine Intelligenz, sein Vermögen und seine physischen Kräfte erlauben, daß endlich ein freier Bauernstand mit eigenthümlichem Landbesitz die Stütze des Thrones sei. — Er hat gezeigt, daß Sparsamkeit des Regenten und Ordnung in der Verwaltung der Finanzen sehr bald die zerrüttetsten Verhältnisse eines Staats wiederherstellen könne.

Er war ein weiser Fürst; — in jeder zweifelhaften Lage seines Regenten-Lebens war seine Ansicht und die Maßregel, welche er ergriff, diejenige, welche zum Ziel führte, und wenn er, sich selbst mißtrauend, derjenigen eines Andern den Vorzug gab, so lief die Sache gewöhnlich unglücklich ab. Er hatte eine hohe Kombinationsgabe, indem er aus jeder Handlung und dem Zusammenwirken mit andern Begebenheiten die daraus entstehenden Folgen in der weitesten Ferne voraus sah. —

Er war gerecht und aufrichtig bei allen seinen Handlungen. Gerechtigkeit und Wahrheit zeigte er selbst in der Politik, wo sie sonst nicht herkömmlich ist, und zwang dadurch die andern Mächte zu gleicher Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit.

Er übte sie aber auch in seinem Lande gegen Jedermann, ohne Ansehen der Person, mit Strenge, wo es darauf ankam, dem Schlechten einen Damm entgegen zu stellen, mit Milde, wenn der Irrende auf den rechten Weg geführt werden konnte. Von seiner Milde zeugt jede Provinz, jede Stadt, jedes Dorf, ja vielleicht jede Familie im Lande; aber er liebte es nicht, wenn in Posaunentönen bekannt gemacht ward, was er Gutes gethan hatte.

Seine Anspruchslosigkeit, seine Leutseligkeit, die Einfachheit seines ganzen Wesens gewannen ihm alle Herzen, doch wußte er Hoheit und Würde zu zeigen, wo es seine erhabene Stellung erforderte.

Er war einer von den wenigen Fürsten, auf dessen Entschließungen ein anderer niemals einen Einfluß ausübte. Er hatte mehrere Personen als seine Freunde herzlich geliebt, z. B. einen Köckeritz und Knesebeck, einen Wittgenstein und andere, aber niemals einen Günstling gehabt.

Er war ein tugendhafter Mann, ein guter Hausvater, ein treuer Gatte, der beste Vater seiner Kinder.

Keine niedere Leidenschaft entweihete sein reines Gemüth; Haß, Groll, Egoismus waren ihm fremd;

Menschen zu beglücken und das Wohl seines Volkes zu gründen, war sein höchstes Bestreben, welchem er alle seine Kräfte opferte.

Vor allem war er ein frommer, gottesfürchtiger, christlicher Fürst, der, frei von aller Frömmelei, ächte Religiosität im Herzen trug; er war duldsam in Glaubenssachen und umfaßte alle Glaubensparteien mit gleicher Liebe.

Sein Geist war hochgebildet, er sprach mehrere lebende Sprachen, sein Styl war klar, schmucklos, aber wohlklingend, er war mit allen Fächern des Wissens vertraut, daher ehrte er die Wissenschaften und schützte und begünstigte sie, sein Gemüth war nicht frei von Poesie, daher liebte er die Künste, Musik, Malerei, Bildhauerei, Baukunst und das Schauspiel.

Seine Preußen gaben ihm als Zeichen ihrer unendlichen Liebe und Verehrung den Ehrennamen:

Unser guter König!

So war Friedrich Wilhelm III. — sein Leben, sein Wirken und seine Zeit.

Sanft ruhe die Asche des Gerechten!

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

GRAF v. ZIETHEN

GENERAL DER CAVALLERIE.

YORK & WARTENBERG.

[illegible]

TAUENTZIEN v. WITTENBERG.

FREIHERR v. MUFFLING
GENERAL DER INFANTERIE.

Druck von B. Reichardt in Magdeb.

CARL HEINRICH

REICHSGRAF von WYLICH und LOTTUM

Druck von B. Kahse's Sohn in Magdeburg.

MARIA

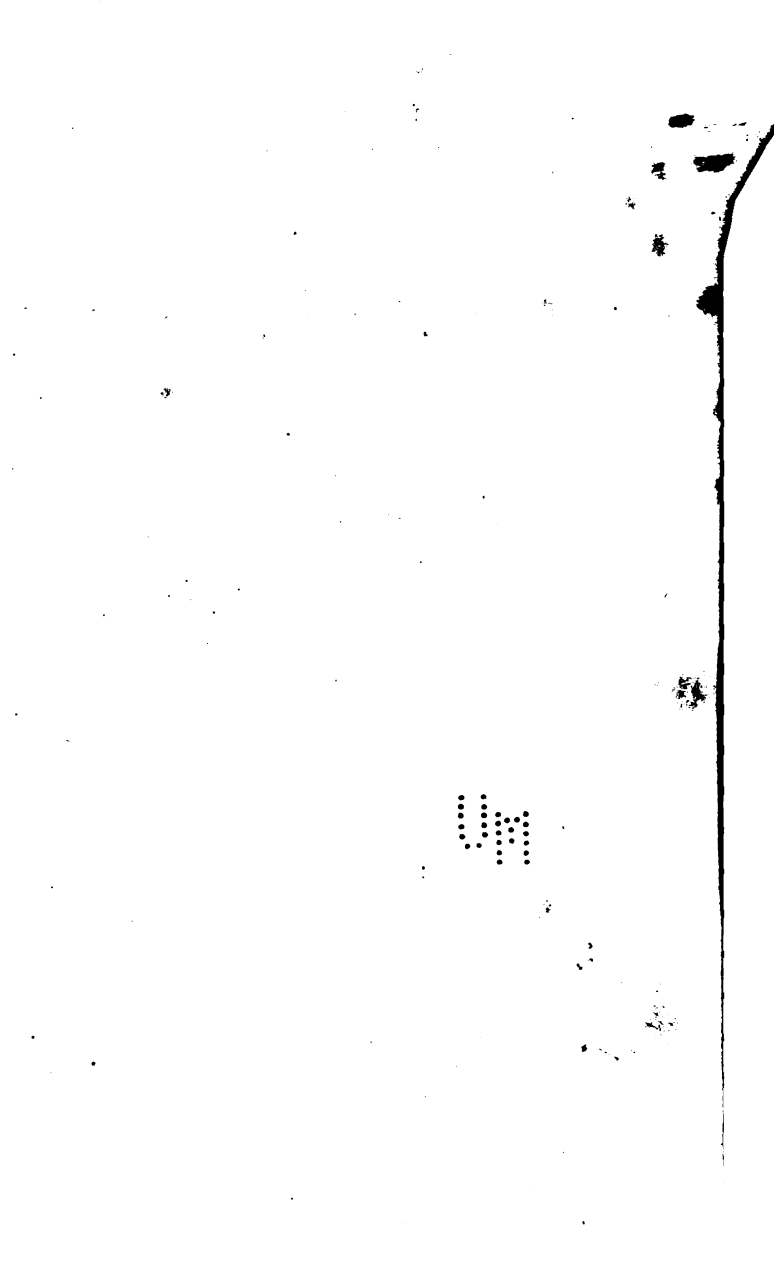
PRINZESSIN CARL VON PREUSSEN.

Druck von B. Rohse & Sohn in Magdeburg

VON ROCHOW.

[illegible]

P.W.A.VON LADENBERG:



Druck von B. Kehser Sohn, Magdbg. H. Schütze lith.

NICOLAUS I.
KAISER von RUSSLAND.

Druck von B. Kehse & Sohn in Magdeb. K. Schütze lith.

WILHELM FRIEDRICH CARL
PRINZ DER NIEDERLANDE.

Druck von Kehse & Sohn, Magdbg. H. Schütze lith.

FRANZ I.

KAISER VON OESTERREICH.

Druck von B. Kehse u. Sohn Magdeb. H. Schütze lith.

ALEXANDER I.
KAISER VON RUSSLAND.

Druck v. B. Loewe & Sohn in Magdeb.

PAUL FRIEDRICH

GROSSHERZOG VON MECKLENBURG SCHWERIN

Druck v. B. Kelse & Sohn in Magdbg.

AUGUSTE
PRINZESSIN WILHELM VON PREUSSEN

Druck v. B. Kehse & Sohn in Magdbg.

VON JAGOW
GENERAL DER JNFANTERIE

MARIANNE
PRINZESSIN ALBRECHT VON PREUSSEN

UA

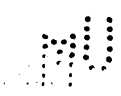
A. L. MENKEN,

GEHEIMERKABINETSRATH.

Lith. Inst. von D. Lehne v. Johann Magdeburg.

VON NATZMER

GENERAL LIEUTENANT.



Lith. Inst. von D. Kehse u. Sohn in Magdeburg

FRIEDRICH.

PRINZ VON PREUSSEN.

C.F.BEYME,

GROSSKANZLER.

H.T. VON SCHÖN.

GEHEIMER STAATSMINISTER.

Lith. Inst. von B. Kehse & Sohn in Magdeburg

F.C. VON SAVIGNY.

ALEXANDER VON HUMBOLDT.

Dr EYLERT.

EVANGELISCHER BISCHOF

Lith. Inst. von B. Nehes u. Sohn Magdeburg.

C. F. SCHINKEL.

Lith. Inst. von F. Kelsow Sohn in Magdeburg

C. RAUCH.

Lith. Inst. von B. Kerser Sohn in Magdeburg

FREIHERR von SCHRŒTTER

KRIEGS u. STAATS MINISTER.

FRIEDRICH CHRISTIAN LUDWIG

PRINZ von PREUSSEN.

G VON RAUCH

KOENIGL: PREUSS: GENERAL DER INFANTERIE

WIRKLICH: GEH: STAATS UND KRIEGS MINISTER

P. C. GRAF ALVENSLEBEN

WIRKLICHER GEHEIMER STAATS- U.

KABINETS-MINISTER

AUGUST.

PRINZ VON PREUSSEN.